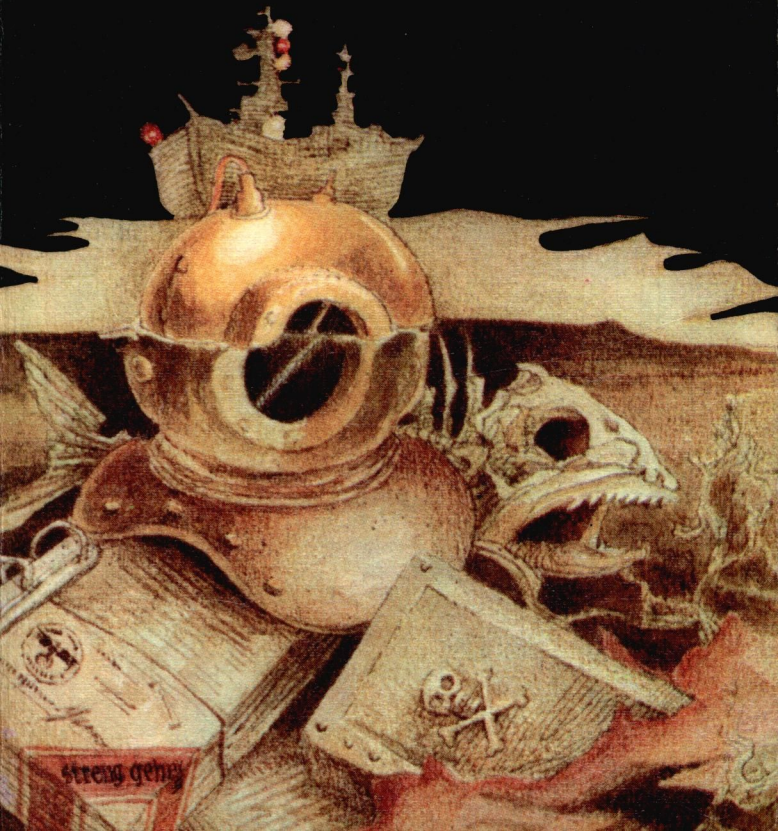
Depot im Skagerrak

Otto Bonhoff
Herbert Schauer



Roman von Otto Bonhoff
und Herbert Schauer

Depot im Skagerrak

Militärverlag
der Deutschen Demokratischen
Republik

Dritter Band aus der Serie
„Das unsichtbare Visier“

ISBN 3-327-00396-3

4. Auflage, 1987
© Militärverlag der Deutschen Demokratischen Republik (VEB) – Berlin, 1977
Lizenz-Nr. 5
Printed in the German Democratic Republic
Satz: (140) Druckerei Neues Deutschland, Berlin
Druck und buchbinderische Weiterverarbeitung: Druckerei des Ministeriums für Nationale Verteidigung (VEB) – Berlin – 3 4355-6
Lektor: Erika Walter
Umschlaggestaltung: Peter Muzeniek
Typographie: Günter Hennersdorf
LSV: 7001
Bestellnummer: 746 117 0
00460

1

«Um es gleich vorwegzunehmen: Ich habe gut und reichlich Abendbrot gegessen.»

«Wie schön für Sie!» bemerkt Achim Detjen trocken und nimmt seinem späten Besucher den Mantel ab, der der winterlichen Kälte draußen angemessen ist, flauschiges Kamelhaar, und der sich sehr zivil neben der Fliegeruniform an der Garderobe ausnimmt. Der Eindruck verstärkt sich noch, als James D. Wilson, Spezialagent der Central Intelligence Agency in Bonn, seine Fehkappe schwungvoll neben die Schirmmütze Detjens befördert.

«Aber wenn Sie etwas zu trinken hätten, würde ich nicht nein sagen», fährt der späte Gast fort. Er bückt sich nach den beiden Koffern und geht mit größter Selbstverständlichkeit voran ins Wohnzimmer, als sei er hier zu Hause und mit den Gegebenheiten vertraut. Und in der Tat, er erinnert sich mit einem Lächeln der Schlacht, die US-Militärpolizisten vor Jahren hier in seinem Auftrag schlugen. Damals hatte der Aufbau der Bundeswehr gerade begonnen – inoffiziell noch, und alle, die damit befaßt waren, bemühten sich eifrig, so wenig wie möglich an die Öffentlichkeit dringen zu lassen –, und da versuchte ein gewisser Herr Greiner, seinen, Wilsons, Schützling Detjen für einen von ihm vertretenen Konzern einzukaufen. Detjen spielte nicht mit. Also schickte ihm Greiner einen Schlägertrupp auf den Hals, aber er, Wilson, und

die MP drehten den Spieß um. So was verbindet ja. Heute wäre ein solcher Vorfall schon nicht mehr denkbar. Goldgräberzeit war das.

Auch Achim lächelt, während er zum Kühlschrank geht, der in die Schrankwand eingebaut und Getränken vorbehalten ist. Sicherlich würde Mister Wilsons gute Laune schlagartig dahin sein, wenn er wüßte, daß seine Mitarbeit wesentlich dazu beigetragen hat, den Kundschafter Werner Bredebusch des Ministeriums für Staatssicherheit der Deutschen Demokratischen Republik in der Bundeshauptstadt fest auf die Füße zu stellen. «Was möchten Sie trinken?»

James D. Wilson ist damit beschäftigt, eine merkwürdige Apparatur auf dem Tisch aufzubauen. Dazu muß er zunächst einmal Platz schaffen. Er räumt mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der er den Raum betreten hat, die Reste von Detjens Abendbrot ab und stellt sie einfach auf einen Sessel.

«Wie immer, Detjen! Wie immer!»

Achim gibt Whisky in zwei Gläser und dazu Eiswürfel aus dem Tiefkühlfach: Wilson trinkt den Whisky pur; er selbst nimmt einen kräftigen Schuß Soda dazu. Die Getränke in der Hand tritt er an den Tisch heran. Er hat es sich, als er vom Dienst im Führungsstab Luftwaffe des Verteidigungsministeriums kam, so gemütlich wie möglich gemacht. Das einzige, was im Augenblick an die Hardthöhe erinnert, ist die fliegerblaue Uniformhose. Detjen hat den Hemdkragen offen und eine bequeme Strickjacke an. Er deutet mit einer Kopfbewegung auf die beiden Geräte, zwischen denen der CIA-Mann jetzt eine Kabelverbindung herstellt. Jener ist mit seinem Werk zufrieden, nimmt Achim das Glas aus der Hand und trinkt.

«Schalten Sie Ihren Fernseher aus, alter Junge!» sagt er. «Ich habe etwas Besseres für Sie.»

Detjen kommt der Aufforderung nach. Auf dem Bildschirm sinkt die Aufnahme eines spektakulären Rennens mit schnellen Snow-Scooters, mit Schnee-Motorrollern, in sich zusammen.

Offenbar ärgert es Wilson, daß sein Gegenüber nicht neugierig fragt, was er da mitgebracht habe.

«Das Neueste, was es auf diesem Gebiet gibt!» verkündet er stolz. «Ein Fernsehbildaufzeichnungs- und Wiedergabegerät. Künftig wird man einen solchen Videorecorder an jeden handelsüblichen Fernsehapparat anschließen und sich sein eigenes Programm machen können.»

«Mit Hilfe einer Automatik zeichnet das Ding interessante Programme auf, wenn man nicht zu Hause ist – zur späteren Verwendung. Gefällt mir!»

«Möglich ist alles!» Wilson rückt zwei Sessel so hin, daß sie einen guten Blick auf den postkartengroßen Monitor des Wiedergabegeräts gestatten. «Nehmen Sie doch Platz, Mister Detjen!»

Der Kundschafter verschwendet keinen Gedanken an die Feststellung, daß er sich in seiner eigenen Wohnung in die Rolle des Gastes gedrängt sieht. Er versucht auch nicht zu erraten, worauf das hinausläuft. James D. Wilson ist immer für Überraschungen, meist für solche aus heiterem Himmel. Vor einer knappen halben Stunde hat er angerufen und ihn in seiner fröhlichen Art aufgefordert, mögliche Gäste hinauszuwerfen und allein auf ihn zu warten. Zweifellos tat er das nicht, um ihm ein Stück modernster Technik vorzuführen. Er verbindet eine Absicht damit. Für Werner Bredebusch heißt das, daß er genau aufpassen muß. Wie er Wilson kennt, wird der ihn zunächst mit einer Geschichte konfrontieren, auf die er sich keinen Reim machen kann, und dann plötzlich eine Frage stellen, die so ausfallen wird, daß die Antwort dem Spezialagenten nutzt, ohne daß der Befragte voll und ganz erfährt, worum es eigentlich geht. Das ist seine Art, Lotterie zu spielen – möglichst hoher Gewinn bei möglichst niedrigem Einsatz.

Als sie beide sitzen, betätigt Wilson den Schalter. «Eine Fernsehaufzeichnung, bei uns in den Staaten gemacht, nie gesendet, aber hochinteressant.» Er lehnt sich im Sessel zurück mit der Miene eines Mannes, der fünfzig Dollar für einen Logenplatz bezahlt hat und nun gewillt ist, entsprechend zu genießen.

Zahlen erscheinen nach einer Grauskala. Wilson muß nicht nachstellen. Das Gerät ist einwandfrei justiert. Fünf – vier – drei mit einem Piepton – zwei – eins. Das Bild ist da.

Ein Hotelzimmer. Vor dem breiten Fenster ist Tag. Durch die Gardine hindurch schweift der Blick hinaus auf eine Wolkenkratzerlandschaft. Nur etwa das obere Drittel der Stahlbetonklötze in ihrem nüchternen Grau ist zu sehen, fast verschwimmend mit einem glanzlosen bewölkten Himmel, der sich schwer auf das Dach des Empire State Building zu stützen scheint. Das bekannte Bauwerk erlaubt es Detjen, den Ort zu lokalisieren. Die Aufnahme wurde in New York gemacht. Nach dem Panorama zu urteilen, lag das Hotelzimmer mindestens im hundertundfünfzigsten Stockwerk. Ein gut, aber unpersönlich eingerichtetes Zimmer – beliebig austauschbar in Häusern der Luxusklasse.

Zwei Männer am Tisch. Ein Jüngerer im Klubsakko, den Schlips heruntergezogen und gänzlich unbefangen, redet auf einen alten Mann ein, der starr und unbehaglich in seinem Sessel sitzt und die welken Hände fest um die Sessellehne schließt. Letzte Absprache vor einem Interview. Nun kommt noch einmal ein Mädchen in verwaschenen Jeans und mit einer unter der Brust verknoteten Bluse ins Bild und fährt dem Alten mit einem Puderkissen übers Gesicht. Es ist ihm unangenehm, doch die Sessellehne hindert ihn, den Kopf wegzudrehen, er muß es über sich ergehen lassen.

Plötzlich eine Männerstimme: «Ton läuft!» Und eine andere: «Jeder steht auf seinem Platz! Niemand redet! Wir können.»

Eine dritte, offenbar die des Regisseurs, der einen Bierbaß hat: «Ganz ruhig, Mister Klein! Bloß nicht nervös werden!» Endlich das entscheidende Kommando: «Aktion!»

Der junge Mann im Klubsakko ist wie verwandelt. Plötzlich scheint er ein Bündel geballter Energie zu sein. Mit einem Schneid, der an Kirk Douglas' beste Zeiten erinnert, nimmt er einen Stapel großformatiger Fotos vom Tisch und zeigt sie der Kamera, die darauf zurückt. Ein tellerartiges Gebilde

kommt ins Bild, metallglänzend und den «fliegenden Untertassen» verblüffend ähnlich, die aus utopischen Filmen hinlänglich bekannt sind. Deutlich lassen sich am Rande des «Tellers» strahlenförmig angeordnete Triebwerke erkennen.

«Invasion von der Vega? Raumkörper von einem fremden Planeten? Das UFO, das ‹Unidentified Flying Object›, das Sie hier sehen, Ladys and Gentlemen, hat einen Durchmesser von zweiundvierzig Metern. Zwölf Strahltriebwerke versetzen es in rotierende Bewegung. Eine überdimensionierte Diskusscheibe im Flug, könnte man sagen.»

Das ist die Stimme des Reporters – ein wenig überanstrengt, mit einer kaum merklichen Spur von Heiserkeit, bemüht, Spannung zu erzeugen. Sie fährt gleich fort: «Ein außerirdisches Objekt? Mister Klein behauptet, es besser zu wissen.»

Der alte Mann kommt ins Bild. Er weiß nicht recht, wohin er sehen soll. Offenbar ist ihm gesagt worden, er solle direkt in die Kamera schauen, aber er hält das nicht aus und wendet den Blick von der einäugigen Maschine weg. Der Jüngere bittet ihn jetzt, sich selbst vorzustellen.

«Mein Name ist Klein», klingt es brüchig aus dem Lautsprecher des Monitors. Das Sprechen fällt ihm schwer. Er scheint Atembeschwerden zu haben. «Während des Krieges war ich als Oberingenieur Sonderbeauftragter des deutschen Reichsluftfahrtministeriums. In dieser Eigenschaft hatte ich Einblick in Geheimpläne. Auch in diese.»

Wieder die Ansicht der «Untertasse»... Der Reporter streicht sich flüchtig über seine Bürstenfrisur. Beinahe behutsam legt er das Foto auf den Tisch zurück. Jetzt sind beide Personen im Bild.

«Für mich klingt es recht unglaubwürdig, Mister Klein, daß dieses fliegende Objekt eine Geheimwaffe des Hitlerreiches gewesen sein soll. Ich kann nicht daran glauben.»

Das ist eine sehr billige Provokation, doch sie tut ihre Wirkung. Klein schnauft. Seine Befangenheit ist plötzlich

weg. Er strafft sich und erwidert böse: «Was Sie glauben, ist Ihre Sache! Ich kann nur das wiederholen, was ich schon in unserer Vorbesprechung gesagt habe: Dieses Objekt» – er legt die flache Hand über das Foto auf dem Tisch – «hat es gegeben! Ich habe die Herren gekannt, die an der Konstruktion des Flugkörpers beteiligt waren. Das waren die Herren Schriever, Professor Miethe und der italienische Strahltriebwerksingenieur Belonzo. Das Testmodell hier ist in Peenemünde montiert worden.» Das hagere Gesicht Kleins beherrscht nun den Minibildschirm. Es hat sehr viel Verbissenheit und Altersstarrsinn. Wie zur Bestätigung seiner eigenen Worte nickt der Alte. «In Peenemünde montiert. Ja!»

«Wann war das?»

Klein schließt die Augen, als wolle er sich das Bild zurückrufen und sich genau erinnern. «Das war – Anfang neunzehnhundertfünfundvierzig.»

Der Reporter, wieder im Bild, schüttelt besserwissend den Kopf. «Ich hatte in Huntsville im Bundesstaat Alabama Gelegenheit, mit Mister von Braun, der ja doch der führende Kopf der faschistischen Raketenproduktion in Peenemünde war, zu sprechen. Mister Wernher von Braun sprach sehr freimütig über die ‹Wunderwaffen› des ‹Dritten Reiches›. Den Flugkörper da» – und wieder nimmt die Kamera den Riesenteller mit den zwölf Strahltriebwerken auf – «erwähnte er mit keiner Silbe.»

«Weil er nicht von seinem Reißbrett kam!» fährt Klein wütend auf. Es klingt ein wenig abschätzig. Anscheinend ist die Meinung des Oberingenieurs über den «Raketenkönig» recht geteilt und nicht eben die beste. «Von Braun war immer selbstherrlich bis zur Unerträglichkeit.» Klein räuspert sich und gibt sich neuerdings sachlich. «Ich habe gesagt, daß der Testkörper in Peenemünde montiert worden ist, weil es dort die besten technischen Voraussetzungen dafür gab.»

«Sie wollen damit sagen, er ist nicht in Peenemünde entworfen worden?»

«Ja.»

«Aber meines Wissens war die gesamte Raketenforschung des Nazireichs in Peenemünde konzentriert! Wo, wenn nicht dort?»

Bredebusch hat keine Ahnung, worauf das hinauslaufen soll. Mit «UFOs» hat er sich nie befaßt. Das war ihm immer zu spekulativ und unseriös, nicht ernst zu nehmen. Er sieht Wilson von der Seite an. Von dessen Gesicht läßt sich nichts ablesen.

Zum erstenmal zögert der Oberingenieur mit einer Antwort. Er beugt sich vor, greift nach einer der Coca-Cola-Flaschen auf dem Tisch, öffnet sie umständlich, schenkt sich ein, trinkt und will offenkundig Zeit gewinnen. Die Kamera hält den ganzen Vorgang fest, ist ununterbrochen nahe dran und macht dadurch die plötzliche Kunstpause Kleins überdeutlich.

«Ich warte auf Ihre Antwort.» Der Reporter läßt nicht locker. «Wo also wurde das Phantom entworfen?» Er legt noch einen Zahn zu. «Wissen Sie es nicht, oder wollen Sie es nicht sagen?»

Der Oberingenieur begreift, daß er die Frage schwerlich beiseite schieben kann. Auf seiner Stirn bilden sich kleine Schweißperlen, die durch die aufgetragene Puderschicht drängen. Klein überwindet seine Bedenken.

«Der Flugkörper wurde von Wissenschaftlern des Lofthuser Kreises entworfen.»

In diesem Moment sieht Wilson Detjen an und hebt aufmerksamkeitheischend den Zeigefinger. Lofthuser Kreis, denkt Achim, nie gehört.

Der Reporter stößt sofort nach. «Lofthuser Kreis? Der Name sagt mir nichts.»

Die Kamera schwenkt zurück zu Klein – ein wenig zu früh. Das Mädchen in den Jeans fummelt wieder mit der Puderquaste im Gesicht des Oberingenieurs herum und tritt nun eilig aus dem Bild. «Das ist die ungeschnittene vollständige Aufnahme», erklärt Wilson überflüssigerweise.

Es geht schon weiter.

«Ich habe den Namen auch nur einmal gehört», erklärt

Klein, «und zwar beim Versuchsstart in Stettin. Da erfuhr ich überhaupt erst, daß es dieses – wie sagten Sie? – ‹Phantom› gab. Ich gehörte zur Abnahmekommission.»

Ungläubig schüttelt der Interviewer den Kopf. «Soll das heißen, daß dieses Ding von zweiundvierzig Metern Durchmesser in *einem* Stück, vollmontiert und schwerlastig, in den Wirren des letzten Kriegsjahres von Peenemünde nach Stettin gebracht worden ist?»

Der Oberingenieur schürzt die Lippen. «Vergessen Sie bitte nicht, daß nach dem alliierten Angriff auf Peenemünde die gesamte Raketenproduktion binnen kürzester Frist in die Nähe von Nordhausen am Südharz verlegt wurde! Alles eine Frage der Organisation – und darauf verstehen wir Deutschen uns. Die Überführung fand unter der Oberhoheit und mit Mitteln der SS statt. Sie verlief reibungslos.»

«Und wann war der Versuchsstart?»

Wie aus der Pistole geschossen kommt die Antwort: «Am vierzehnten Februar neunzehnhundertfünfundvierzig.» Hier stockt er nicht. Diese Frage trifft ihn vorbereitet, hier fühlt er sich sicher. «Der Flugkörper stieg in drei Minuten auf zwölftausendvierhundert Meter Höhe. Seine Horizontalgeschwindigkeit betrug zweitausendzweihundert Stundenkilometer. Wir konnten ihn lange beobachten.»

Ein trockenes Knacken. James D. Wilson hat sich vorgebeugt und das Gerät ausgeschaltet. Er nimmt sein Whiskyglas, schwenkt es und läßt die Eiswürfel darin kreisen, sieht Detjen an und bemerkt: «Und hier lügt Mister Klein! Das Untertassengerücht ist nicht neu. Wir haben ein bißchen nachgegraben. Am vierzehnten Februar neunzehnhundertfünfundvierzig tobte über Stettin ein Schneesturm. Die Sicht betrug weniger als hundert Meter.»

«Das ungeeignetste Wetter für einen Versuchsstart!»

Wilson nickt. «Den hat es übrigens überhaupt nicht gegeben. Der Flugzeugkonstrukteur Heinkel, der Ihnen ja gewiß noch ein Begriff ist, versicherte unseren Leuten glaubhaft, es habe dieses merkwürdige Projekt nie gegeben. Zu seiner Realisation

hätte die Rüstungsindustrie gar keine Möglichkeiten gehabt. Er mußte es wissen.»

Detjen lehnt sich zurück und verschränkt die Arme vor der Brust. «Wenn alles Schwindel war – warum, um alles in der Welt, mußte ich mir diesen Streifen ansehen?»

Mit dem Glas in der Hand steht der Spezialagent der CIA auf und beginnt im Zimmer hin und her zu gehen. «Ich habe Ihnen das ganze Geschwätz zugemutet, damit Sie zwei Worte hören», erwidert er. Wilson bleibt vor Achim stehen und sieht von oben auf ihn herab. «Lofthuser Kreis... Was wissen Sie davon?»

Bredebusch weiß gar nichts. Den Namen Lofthus hat er noch nie gehört, ein «Lofthuser Kreis» ist ihm kein Begriff. Das unumwunden zuzugeben könnte jedoch unklug sein.

«Muß ich etwas davon wissen?» antwortet er mit einer Gegenfrage.

«Hören Sie!» sagt Wilson, trinkt das Glas leer und hält es Achim hin, damit dieser es neu fülle. «Seit wann spielen wir Katze und Maus miteinander? Da es in der Nazizeit war, könnte einer Ihrer alten Kameraden mal davon gesprochen haben.»

Detjen hat es nicht gern, wenn jemand so auf ihn niederblickt. Er steht auf und geht mit dem Glas des anderen zum Kühlschrank. «Im Augenblick...», wirft er über die Schulter hin. «Ölen Sie die Maschine mal ein bißchen, damit sie läuft.»

Sein Besucher setzt sich auf die Tischkante. «Wenn ich alles wüßte, hätte ich Sie nicht belästigt», knurrt er. «Ich weiß, daß es diesen Lofthuser Kreis gegeben hat, aber es gibt nur magere Informationen darüber. Wir wissen heute noch nicht mehr, als Altgeheimdienstchef Dulles schon neunzehnhundertdreiundvierzig in der Schweiz gehört hat. Ein Gremium von Wissenschaftlern im Dienst des Reichsführers SS, das sich, wie es hieß, damit befaßt, eine umfassende Theorie des Nationalsozialismus als wissenschaftliche Weltanschauung zu erarbeiten. Deshalb ist dieser Kreis in Nürnberg mit der SS

verurteilt worden, personifiziert durch ein paar Vertreter der faschistischen Ideologie. Wer sonst noch dazu gehörte, weiß man bis heute nicht. Die Verurteilten litten ausnahmslos an Gedächtnisschwund und starben auch erstaunlich schnell hintereinander weg. Der Lofthuser Kreis sank in Vergessenheit. Ich möchte meinen, daß das Methode hatte, Detjen!»

Achim bringt ihm das Glas. «Warum bemühen Sie sich jetzt, ihn wieder auszugraben?»

Mit einer halben Kopfdrehung weist Wilson auf den Videorecorder. «Ist Ihnen nicht aufgefallen, daß dieser Klein sich schwertat, Lofthus zu nennen? Der Mann hatte plötzlich Angst. Ich bin lange genug im Geschäft, um das beurteilen zu können. Der Untertassenstart in Stettin war erfunden, das steht fest. Aber schließt das aus, daß ein solcher Start vorgesehen war? Klein ist nicht der Erfinder dieser Geschichte; er hatte was läuten hören; er hatte auch diese Bilder in der Hand, und das Projekt erschien ihm durchführbar und glaubhaft, weil es aus Lofthus kam, das er erst nannte, als er sich in die Enge gedrängt und seine Glaubwürdigkeit erschüttert fühlte! Er glaubte, sich durch die Nennung von Lofthus zu legitimieren.»

Der CIA-Mann leert das Glas auf einen Zug. Es ist erstaunlich, wieviel er verträgt. «Meine Meinung: Klein wußte mehr. Wahrscheinlich hatte er Informationen darüber, daß die Nazi-Ideologen dem Lofthuser Kreis nur als Aushängeschild dienten, während hinter dieser Fassade an sehr praktischen Projekten gearbeitet wurde, an Projekten, die geeignet waren, die Macht des deutschen Faschismus zu zementieren – einschließlich Waffensystemen der Zukunft... Und darüber möchte ich alles wissen.»

Detjen reibt sich das Kinn. Dann senkt er die Hände tief in die ohnehin ausgebeulten Seitentaschen der Strickjacke. Er schüttelt den Kopf. «Tut mir leid! Lofthuser Kreis...» Achim hebt die Schultern. «Ich glaube, da muß ich passen.»

Damit gibt sich Wilson nicht zufrieden. «Denken Sie erst

mal in Ruhe nach!» empfiehlt er. «Erinnern Sie sich an die Zeit in Südamerika. Da sind Ihnen viele Leute begegnet. Die meisten hatten Spitzenpositionen inne, und alles war noch ganz frisch in Erinnerung... Vielleicht haben sie nicht einmal von Lofthus gesprochen, wohl aber von phantastischen Projekten.»

Achim geht zum Fenster, um den Regler der Zentralheizung anders einzustellen. «Sie kommen doch sonst immer aufs Naheliegende, Wilson! Warum nehmen Sie nicht erst einmal diesen Oberingenieur Klein in die Mangel?»

Der Spezialagent sieht ihn stumm an, wendet sich dann um und geht ans Fenster. Im Licht der Straßenlaternen tanzen Schneeflocken. Die Lampen und die unten in ihrem Licht abgestellten Fahrzeuge tragen weiße Hauben. Auch Wilsons breitausladender Chevrolet ist schon fast völlig zugedeckt.

«Das Interview ist vierzehn Tage alt», sagt der Mann aus den Staaten. «Es wurde nie gesendet, das sagte ich schon. Außer dem Drehstab, ein paar Redakteuren vom National Broadcasting System und ein paar hinzugezogenen Experten von uns hat es niemand gesehen. Aber als unsere Leute Mister Klein aufsuchten, um ihm ein paar ergänzende Fragen zu stellen, fanden sie ihn tot in seinem Hotelzimmer. Er hatte auf mysteriöse Weise Selbstmord begangen.» Wilson dreht sich um. «Ein weiterer Grund, sich für die Leute aus Lofthus zu interessieren. Man muß noch mit ihnen rechnen.»

2

Um diese Stunde ist die Londoner Regent Street vom Berufsverkehr völlig verstopft. Nur im Schrittempo quält sich die Blechlawine von Kreuzung zu Kreuzung, steht wieder und ruckt neuerlich an. Es mutet wie ein Wunder an, daß die Bobbys mit den weißen Stulpenhandschuhen, die den Verkehr regeln, es nicht längst aufgegeben haben, dieses Chaos zu

entwirren. Aber sie harren mit stoischem Phlegma auf ihren Podesten aus, den Riemen des Korkhelms unter der Kinnspitze, und schaffen es immer wieder, den Fahrzeugstrom weiterfließen zu lassen. Die Busse erreichen exakt nach dem Fahrplan ihre Haltestellen; den auf dem Bürgersteig haltenden Firmenfahrzeugen gelingt es immer wieder, sich nach dem Be- und Entladen in den Verkehr einzufädeln. Dies auch, weil man in Großbritannien sehr höflich und rücksichtsvoll fährt. Der Chauffeur eines chromblitzenden Rolls Royce findet nichts dabei, anzuhalten und durch kurzes Aufblenden der Lichthupe einem winzigen Straßenfloh zu bedeuten, er möge aus seiner Parklücke herausfahren und sich vor dem Autoriesen einordnen. Man erwartet, bei Gelegenheit ebenso unterstützt zu werden, denn man ist aufeinander angewiesen.

Daß sein Taxi erst nach Stunden das Crosvenor Hotel erreichen werde, hat der Mann mit dem halbsteifen Hut gefürchtet, der mit einer Linienmaschine der British European Airways, aus Frankfurt am Main kommend, in London Airport gelandet ist. Er wird erwartet. Doch unvermutet schnell steht der Wagen vor dem hohen alten Gebäude im viktorianischen Stil. Der livrierte Portier tritt heran und öffnet den Schlag. Würde er neben dem sommersprossigen Fahrer Gepäck sehen, genügte eine Kopfbewegung, einen Boy herbeizuschaffen, damit er die Koffer übernehme. Doch der Gentleman hat kein Gepäck außer einem Attachéköfferchen und seinem Regenschirm.

Der Herr mit dem halbsteifen Hut geht durch das Vestibül, ohne den Topfpalmen und Empiremöbeln auch nur einen Blick zu schenken. Er scheint mit den Gegebenheiten eines traditionsbewußten englischen Hotels durchaus vertraut zu sein.

Ein Empfangschef in maßgeschneidertem Cutaway, eine weiße Nelke im Knopfloch – dreimal täglich frisch –, tritt ihm entgegen.

«Mein Name ist Born», sagt der Ankömmling in gutem Englisch. «Man hat mich avisiert.»

«Es ist mir eine Freude, Sie im ‹Crosvenor› begrüßen zu

dürfen, Mister Born», klingt es verbindlich zurück. «Ich hoffe, daß Sie einen angenehmen Aufenthalt in London haben werden.»

Das hoffe ich auch, denkt Born, aber ich bin da meiner Sache nicht ganz sicher. Er hat keine Ahnung, weshalb man ihn herbestellt hat und was auf ihn zukommt, und solche Ungewißheit haßt er wie die Pest.

Die wenigen Sätze, die der Graukopf im Cutaway hört, reichen ihm aus, die Liste der Vorbestellungen einzusehen und einen Brief aus den Postfächern zu ziehen.

«Wir haben Zimmer zweihundertachtundvierzig für Sie reserviert, Mister Born. Wenn Sie sich bitte ins Gästebuch eintragen würden... Dies ist für Sie hinterlegt worden.»

Born hält ein längliches Kuvert in der Hand, auf dem sein Name und die Zimmernummer stehen. Erst im Zimmer öffnet er den Umschlag, der lediglich die Aufforderung enthält, sich für achtzehn Uhr bereit zu halten. Er schiebt das Kuvert in die Brusttasche. Eine gute Stunde bleibt ihm noch. Kurz entschlossen klingelt er nach dem Zimmerkellner und läßt sich Tee bringen. Nein, essen möchte er jetzt nicht.

Born findet nicht die Ruhe, sich hinzusetzen. Er geht auf und ab, trinkt stehend Tee und zeigt nichts mehr von dem englischen Phlegma, das er unten an den Tag gelegt hat. Eine nervöse Spannung beherrscht ihn. Schließlich bleibt er vor der Gepäckablage stehen und blickt mit gerunzelter Stirn auf das Attachéköfferchen, den Schirm und den halbsteifen Hut nieder, die da ein malerisches Stilleben bilden, eine Art Wappen seriöser Geschäftstätigkeit.

Unvermittelt denkt Born zurück. Vor einem knappen halben Jahr erst wurde er schon einmal nach London befohlen, in dasselbe Hotel. Das Zimmer hatte eine andere Nummer, doch es glich diesem aufs Haar. Und auch das Kuvert war länglich und enthielt eine ähnliche Mitteilung. Er, Born, legte damals auf die Gepäckablage eine Aktentasche und eine karierte Reisemütze. Das Attribut des vollkommenen Gentlemans, der Schirm, fehlte.

Damals empfing ihn Fritsch. Born dachte, der Mann hat sich überhaupt nicht geändert in den acht Jahren, die seit ihrer letzten Begegnung vergangen waren. Das war, als er, Born, nach der Rückkehr aus der sowjetischen Gefangenschaft gemeinsam mit seinem ehemaligen Chef aus dem Reichssicherheitshauptamt alle Hände voll zu tun hatte, das vor dem Zugriff der Alliierten bewahrte SS-Vermögen – oder doch wenigstens die ihnen bekannten Teile – möglichst unauffällig anzulegen und im Sinne der «alten Kameraden» arbeiten zu lassen. Fritsch tut das bis heute als der Spiritus rector der respektablen Holdinggesellschaft, die die große Anzahl der insgeheim mit SS-Geld finanzierten Wirtschaftsunternehmen kontrolliert und beherrscht. Ihn, Born, brauchte der ehemalige Obersturmbannführer im Amt Wirtschaft des RSHA nur, weil ohne seine Unterschrift an verschiedene Tarnkonten in der Züricher Bahnhofstraße nicht heranzukommen war. Aber kaum war der letzte notwendige Namenszug getrocknet, wurde er abkommandiert. Auf einträgliche Posten, zugegeben, aber auf Posten, deren Wahrnehmung hieß, hart am Rande der Legalität zu balancieren. Obersturmbannführer Fritsch ist heute ein reputierlicher Geschäftsmann, eine «Graue Eminenz» in der Welt des großen Geldes, während er, Born... Er klappt die Hacken zusammen und führt Befehle aus, wie er das immer getan hat, und seine einzige Chance besteht darin, jene Befehle gut auszuführen.

Vor einem knappen halben Jahr... «Sie haben gut gearbeitet, Born», hatte Fritsch mit unterkühlter Liebenswürdigkeit gesagt. «Mehr, als Sie aus dem Waffengeschäft in Portugal für uns herausgeholt haben – einschließlich der Regelungen für die Zukunft –, hätte sich schwerlich erreichen lassen. Meinerseits bedaure ich es zutiefst, daß ich Sie von Lisboa abziehen muß.»

Es war unnötig, noch eine ausführliche Begründung für diese Entscheidung zu geben. Auf dem Tisch im Crosvenor Hotel lag eine Ausgabe des «Journal Parisien». Darin gab es einen Artikel, der nachwies, daß der ehemalige höhere

SS-Führer Born in Portugal überaus einträgliche Geschäfte betrieb, die von einem merkwürdigen Schleier des Schweigens umgeben waren. «Journal Parisien» warf in diesem Zusammenhang die Frage auf, woher wohl die Gelder stammten, mit denen der Besitzer einer pompösen Villa am Meer jongliere. Dazu sein fotografisches Konterfei... Es war schon richtig, die Schußlinie zu verlassen und nicht noch mehr Aufmerksamkeit auf das Unternehmen zu lenken. Das ist eine bittere Einsicht gewesen. In Portugal hat er wie der Herrgott in Frankreich gelebt... Die «Sekretärinnen» Claudia und Tina werden ihn längst vergessen haben.

Born schenkt sich Tee ein. Würziger Pickwick-Tea ist das, der leider schon kalt wird.

Vor einem halben Jahr legte Fritsch die Fingerspitzen vor der Brust aneinander, wie das von jeher seine Angewohnheit war. «Für ein Pensionärsdasein ist es noch ein wenig zu früh, Kamerad Born», sagte er unvermittelt im gleichen Ton unterkühlter Liebenswürdigkeit. «Eine neue Aufgabe wartet auf Sie – weniger spektakulär als die portugiesische, aber diffiziler und wichtiger. Sie sind der geeignete Mann dafür.» Plötzlich war er aufgestanden und mit kleinen Schritten um den Tisch gegangen, an dem sitzen zu bleiben er Born mit einer Handbewegung erlaubt hatte. Fritsch war trotz seines Alters noch immer ein Mann von straffer Haltung, hielt sich kerzengerade und errichtete dadurch, daß er sich nie gehen ließ, eine Art unsichtbare Wand um sich herum. «Die Organisation der ehemaligen SS-Angehörigen», fuhr er leise fort, «hat sich in erfreulicher Weise konsolidiert. So sehr, daß wir heute daran denken müssen, ein Instument zu schaffen, das einerseits der Sicherung des Errungenen und Erreichten dient, zum anderen aber auch der Erkundung ungenutzter Möglichkeiten und der Einziehung uns dienlicher Auskünfte. Ich habe für unseren künftigen Sicherheitsdienst einen unverfänglichen Namen gewählt: ‹Rhein-Main-Detektei›. Das klingt doch hübsch, nicht wahr! Was halten Sie davon?»

Born hatte bestätigt, daß das eine hervorragende Idee sei.

Was blieb ihm weiter übrig? Fritsch schätzte es nicht, wenn man anderer Meinung war als er.

Der Generaldirektor der Holdinggesellschaft nickte befriedigt. «An erfahrenen Leuten mit geeigneter Vorbildung wird es nicht mangeln. Ich lasse Ihnen in den nächsten Tagen eine entsprechende Namensliste zugehen. Chef der Rhein-Main-Detektei sind Sie, Kamerad Born, wobei ich es für ratsam halten würde, daß Sie beim Gewerbeamt nicht in Erscheinung treten. Lassen Sie die Lizenz durch einen Strohmann beantragen. Das ist eine Frage des politischen Fingerspitzengefühls. Ich möchte vermeiden, daß im ‹Journal Parisien› ein weiterer Artikel über Sie erscheint. – Nehmen Sie die Sache sofort in Angriff. Ihre Detektei muß umgehend zu arbeiten anfangen.»

Nach dieser Vorrede war Fritsch dazu übergegangen, vor Born einen ganzen Korb voller Aufgaben auszuschütten. Born begriff augenblicklich, daß er weiter auf dem Drahtseil balancieren mußte, diesmal gänzlich außerhalb der Legalität. Als erstes erwartete die Detektei die Ermittlung und Wiederbeschaffung noch verborgener, aber auch beiseite geschaffter und veruntreuter Vermögenswerte. Zum zweiten sollte Born sich darauf vorbereiten, über eine Gruppe noch zu benennender Personen Intiminformationen einzuholen, die letztlich Einflußnahme auf die Entscheidungen der Besagten gestatten würden. Es sei wohl selbstverständlich, daß sich unter diesen bekannte Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens befinden könnten.

«Das ist selbstverständlich», bestätigte Born.

Fritsch blieb vor ihm stehen und legte erst die Fingerspitzen und dann auch die Handflächen vor der Brust aneinander. «Im übrigen sind Sie sich darüber klar, Kamerad Born, daß Ihnen der kleinste Kunstfehler das Genick brechen kann. Wenn etwas schiefgeht, wird Sie niemand decken. In einem solchen Falle werde ich jede Beziehung zu Ihnen und zu Ihrem Institut entrüstet von mir weisen. Aber ich bin sicher, daß es keine Pannen geben wird.»

Das war damals. Worum geht es Fritsch heute? Wegen einer Lappalie hätte er ihn, Born, nicht an die Themse befohlen. Vorwürfe erwartet er nicht. Die Rhein-Main-Detektei läuft. Sie funktioniert nicht zuletzt dank dem kontinuierlichen Eingang von Überweisungen durch Leute, deren Namen Born nie gehört hat und die sich stets auf nie geschriebene Rechnungen der Detektei für geleistete Dienste beziehen. Erst fand Born das eigenartig, jetzt hat er sich daran gewöhnt. Er hadert auch nicht mehr mit seinem Schicksal, er versucht, das Beste aus seiner neuen Lage zu machen.

Pünktlich um achtzehn Uhr schlägt das Telefon an, und Fritsch bittet ihn, sich zwei Türen weiterzubemühen.

Born hat eine Stunde gewartet. Nun genügen zwanzig Minuten für das Gespräch, dessentwegen er den Flug von Frankfurt am Main nach London gemacht hat. Fritsch hat ein einziges Thema, und schon das zeigt, welch vorrangige Bedeutung er der Sache beimißt.

Der ehemalige Obersturmbannführer ist noch hagerer geworden, noch asketischer. Ein Netz aus Falten überzieht sein Gesicht.

«Machen Sie sich Notizen», beginnt er ohne Einleitung und fährt bereits, während Born seine Füllfeder und einen Taschenblock zur Hand nimmt, fort: «In einem Vorort von Oslo, in Lofthus, arbeitete während des Krieges ein vom Reichsführer SS ins Leben gerufener und nur ihm persönlich verantwortlicher Forschungskreis, Lofthuser Kreis genannt. Ein Teil seiner Arbeitsunterlagen wurde in den ersten Maitagen des Jahres fünfundvierzig von dem Unterseeboot U-dreißig-achtundzwanzig übernommen mit dem Befehl, den Behälter vor der nordfriesischen Küste an einem vorbestimmten Ort zu versenken. U-dreißig-achtundzwanzig ist zwar richtig ausgelaufen, jedoch niemals am Bestimmungsort angekommen. Ihr Auftrag: Beschaffen Sie das Material, das an Bord gebracht wurde! Beschaffen Sie es schnell! Zu Ihrer Information nur soviel: Durch einen dummen Zufall ist der Lofthuser Kreis unlängst in den Vereinigten Staaten ins Gerede

gekommen. Wir können nicht ausschließen, daß auf Grund dieser veränderten Sachlage von dritter Seite Recherchen angestellt werden und möglicherweise nach dem U-Boot geforscht wird. Auf dem Meeresboden schaden die erwähnten Unterlagen so wenig, wie sie nutzen – an Land gebracht aber und in die falschen Hände gelangt, sind sie brisant wie Sprengstoff. Deshalb, Kamerad Born, ist das ein Auftrag der höchsten Dringlichkeitsstufe. Nun soll die Rhein-Main-Detektei einmal zeigen, was sie kann!»

Born schaut auf seinen Block, auf dem so gut wie nichts steht. «Was befindet sich denn in dem Behälter?»

Fritsch schüttelt unwillig den Kopf. «Ich habe Ihnen alles gesagt. Die Materialien sind in einer Hülle, die zuverlässig gegen Einflüsse von außen gesichert ist. Bringen Sie mir die unversehrte Hülle, und Ihr Auftrag ist erledigt.»

Eine knochige Greisenhand, ringgeschmückt und sorgsam manikürt, streckt sich dem Besucher entgegen.

«Viel Erfolg, Kamerad Born! Ich hoffe auf eine alsbaldige Erledigung. Der außergewöhnlich hohe Scheck, der Ihnen in den nächsten Tagen zugehen wird, soll ausschließlich für diese Sache Verwendung finden. Sollte das Geld nicht reichen, lassen Sie's mich wissen. Keine Sparsamkeit am falschen Platz! Ihre Maschine startet in einer Stunde, und Ihr Ticket liegt am Schalter der BEA.»

Als Attachéköfferchen, halbsteifer Hut und Regenschirm über ihm in der Gepäckablage des Flugzeugs schaukeln, denkt Born, daß seine Lage beschissen ist. Schlimmer, als es kam, hätte es nicht kommen können. Er hat keine Ahnung, wie er ein U-Boot finden soll, das noch in den letzten Kriegstagen «von Feindfahrt nicht zurückgekehrt» ist, wie das damals im offiziellen Sprachgebrauch hieß, geschweige denn einen Behälter, der sich an Bord jenes Fahrzeugs befand. Stöhnend stützt er die Stirn in seine Rechte.

Die Maschine hat den Kanal bereits hinter sich gelassen. Tief unter ihr liegt jetzt, an den Lichtern zu erkennen, eine große Stadt.

Immer ich! Komme ich denn nie aus der Scheiße heraus? denkt Born weiter und fühlt Wut in sich hochsteigen.

Die Stewardeß beugt sich zu ihm. «Ist Ihnen nicht gut?» fragt sie mitfühlend. «Darf ich Ihnen etwas bringen?»

3

Auf dem gescheuerten Holztisch stehen Blumen, aber sie sind nicht echt. Sie widern Roloff an, und er schiebt sie behutsam zur anderen Seite der Platte. Es ist früher Nachmittag, und um diese Zeit herrscht in der «Kogge» kaum Betrieb. Das wird sich sofort ändern, wenn in den Fabriken der Umgebung Schichtwechsel ist. Dann sind die Stehtische vor dem Tresen alle besetzt, der Staub aus den Betriebshallen wird hinuntergespült, der Ärger von der Seele geredet, und auf die Tischchen unter den Fenstern werden Karten klatschen. «Achtzehn – zwanzig...»

Die «Kogge» ist eine der Eckkneipen, die von Stammgästen leben. Es gibt sie überall in der Welt. Man kennt sich, man redet sich mit dem Vornamen an, und wenn einmal ein Fremder erscheint, werden die Gespräche leiser. Zumal, wenn es sich um Gäste handelt, deren äußeres Erscheinungsbild nicht in diese Arbeitergegend zu passen scheint.

Roloff weiß das und hat sich darauf eingestellt. In seinem Rollkragenpullover und mit der Lederjacke sieht er aus, als gehöre er hierher. Es macht ihm Spaß, daß die wenigen Gäste nach einem Blick auf ihn weiter so reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Daß er kein Wort versteht, liegt nur daran, daß er des Hamburger Dialekts, der in dieser Gegend gesprochen wird, nicht mächtig ist.

Die Rindswurst mit Curry hat geschmeckt, Preis und Größe standen im richtigen Verhältnis zueinander. Nun spült Roloff mit einem Alster-Export nach, wischt sich den Schaum mit dem Handrücken aus seinem struppigen Seehundsbart und

streicht sich über die spiegelblanke Glatze. Ein wenig Zeit bleibt ihm noch. Er zündet sich eine Zigarette an, streckt die Beine von sich und sieht auf die Straße hinaus. Ein trüber Tag. Die Straßenbäume zeigen bescheiden das erste Grün, das sich in mäßigem Nordwestwind leise bewegt. Draußen spielen Kinder. Sie genießen es, daß der Winter vorüber ist.

Roloff hofft, heute ein entscheidendes Stück mit den Recherchen für die Rhein-Main-Detektei weiterzukommen, die ihn schon wochenlang in Hamburg festhalten. Wenn ausgerechnet er den Knoten entwirren könnte, auf den der Chef angesetzt hat – nicht schlecht wäre das! Er, Roloff, ist von Anfang an dabei und nimmt Anteil am Gedeihen des Unternehmens. Von all den Nachkriegsjobs, die er gehabt hat, gefällt ihm der bei der Rhein-Main-Detektei am besten. Er hätte gern, daß es so bleibt. Das ist doch was – kein Vergleich mit dem, was er vorher tat. 1945 warf ihn aus der Bahn. Bis dahin lief alles glatt – Hitlerjugend, Eintritt in die SS, Polizeischule. Und kaum war er fertig, war der Krieg aus. Einzige Kampfhandlung – Waffenabgabe bei den Amerikanern. Zwei Jahre in der Landwirtschaft folgten dann und immer neue Versuche, in die Polizei hineinzukommen. Vergebens... Endlich ein Lichtblick: Durch Zufall erfuhr er, daß einer seiner ehemaligen Polizeischullehrer bei der Industrie untergekommen war, als Werkschutzleiter. Jener nahm ihn in seinen Ermittlungsdienst nach Rüsselsheim. Kleine Fische – gelegentlich Materialdiebstahl, oder einer griff in die Taschen seiner Arbeitskollegen. Nichts Weltbewegendes, wenn man davon absieht, daß er jetzt doppelt soviel verdiente wie vorher in der Landwirtschaft. Und im Vorjahr plötzlich ein Anruf aus Frankfurt (Main), ob er nicht an einer neuen Arbeitsstelle interessiert sei. Merkwürdigerweise wußte der Werkschutzleiter bereits Bescheid und redete ihm zu. Am liebsten wäre der Alte wohl zur Rhein-Main-Detektei mitgekommen. Roloff sagte ja – nicht zuletzt, weil sich sein Verdienst abermals verdoppelte. Es ging aufwärts mit ihm; er schwamm mit auf der Woge des Wirtschaftswunders.

Roloff sieht auf die Uhr. Ein paar Minuten noch, dann kann er losfahren.

«Zahlen!»

Schnell rekapituliert er noch einmal. U-3028 ... Als der Chef aus London zurückkam, herrschte in der Rhein-Main-Detektei tagelang dicke Luft. Born und seine Chefdetektive hockten bis in die Nächte hinein zusammen und redeten sich hinter verschlossenen Polstertüren die Köpfe heiß. Dann gingen die Türen auf. Es hagelte Aufträge. Die Sache erhielt die Deckbezeichnung «Tentakel». Sicherheitshalber schlug er im Lexikon nach; Tentakel sind die saugnapfbewehrten Arme des Tintenfisches, mit denen er seine Beute umklammert. Die Generallinie lautete: «Feststellen, wo das von Feindfahrt im Mai neunzehnhundertfünfundvierzig nicht zurückgekehrte U-dreißig-achtundzwanzig abgeblieben ist. Alle Erhebungen sind so anzustellen, daß Dritte keinerlei Rückschlüsse auf die Direktive ziehen können.»

In der Geschäftsstelle des Traditionsverbandes der ehemaligen U-Boot-Fahrer war die Ausbeute mager. Man klagte dort darüber, daß das Traditionsbewußtsein der ehemaligen Kameraden zu wünschen übriglasse und daß viele keinen Wert darauf legten, gemeinsame Erinnerungen zu pflegen. Überlebende von U-3028? Man schüttelte den Kopf. Da hatte es wohl einen Totalverlust gegeben.

Die Rhein-Main-Detektei gab sich damit nicht zufrieden. Immerhin gelang es, eine Namensliste der Besatzung zusammenzustellen. Auf Roloff kam es zu, den Suchdienst des Roten Kreuzes in Hamburg vor den Karren des Chefs zu spannen. Er machte das, ohne die Detektei auch nur mit einer Silbe zu erwähnen. Ein beliebiger Name aus der Liste diente als Aufhänger. Jener Obermatrose Kuhnke sei ein enger Freund seines Vaters gewesen, erzählte er, und dieser hätte gern endgültige Gewißheit über den Verbleib seines alten Kameraden. Wie ernst es ihm sei, unterstrich die bescheidende Spende von hundert Mark, die er dem Konto des Hamburger Suchdienstes überwies. Die geringe Summe – ein Klacks für

die Rhein-Main-Detektei, aber groß genug, keinen Verdacht zu erwecken – machte sich bezahlt. Heute früh hatte Roloff erfahren, daß der Obermatrose Kuhnke mit Sicherheit an Bord von U-3028 den Seemannstod gestorben war. Man stellte ihm anheim, falls er Interesse an Einzelheiten habe, sich an den Motorenschlosser Wilhelm Hopf in Altona, Floragasse 7, zu wenden. Roloff hatte Mühe, seine freudige Erregung zu verbergen. Auf der Namensliste in seiner Tasche stand ein Maat Wilhelm Hopf in der Reihe der Maschinengasten.

Die Eckkneipe «Zur Kogge» füllte sich, als Roloff hinausging. Seinen orangefarbenen kleinen Citroën, die «Ente», ließ er stehen. Es ist nicht weit zur Floragasse 7.

Eine ältere Frau mit einer Kittelschürze mustert den Besucher von oben bis unten. «Ja?» fragt sie wenig einladend.

Roloff setzt sein verbindlichstes Lächeln auf. Das fällt ihm nicht schwer. Sein rundes Gesicht strahlt Freundlichkeit aus und weckt Vertrauen.

«Scholz ist mein Name», stellt er sich vor, und als die Tür schon wieder zugeht, weil die Frau wahrscheinlich einen Vertreter in ihm vermutet, spricht er schnell weiter: «Vom Suchdienst des Roten Kreuzes Ihr Gatte war so liebenswürdig, uns einige Angaben zu machen, zu denen wir einige ergänzende Fragen stellen möchten.»

Die Frau wendet sich in die Wohnung. «Willi!» ruft sie. «Hier ist einer vom Roten Kreuz.»

Hopf erscheint, ein muskulöser Grauhaariger im Turnhemd und mit herunterhängenden Hosenträgern. Er trocknet sich gerade mit einem Handtuch die Hände ab.

«Wegen U-dreißig-achtundzwanzig, was?» erkundigt er sich. «Was wollen Sie denn noch? Mehr, als Sie schon wissen, ist dazu nicht zu sagen. Ich red' auch nicht gern davon. Bin froh, daß alles vorbei ist.»

Roloff wird noch eine Spur freundlicher. Er nickt, er versteht alles. Bloß erst einmal von der Tür weg und in die Wohnung hinein! «Aber Sie haben überlebt, lieber Herr Hopf!» sagt er geschmeidig. «Bitte, bringen Sie ein wenig

Verständnis auf für jene Menschen, die noch immer mit Trauer und Hoffnung leben und von uns, wenn schon nicht Hilfe, so doch Gewißheit über den Verbleib ihrer Lieben erwarten.»

Dem kann sich der Motorenschlosser nicht verschließen. «Kommen Sie herein», erwidert er. «Ich ziehe mir nur schnell 'n Hemd an.» Später, als sie sich gegenüber sitzen, fragt er: «Was wollen Sie denn noch wissen?»

Sie sitzen in der geräumigen Küche, und Roloff denkt, daß auch Hopf vom Wirtschaftswunder abgesahnt habe. Alle technischen Attribute eines modernen Haushalts sind lückenlos vorhanden, und auch die Eßnische, in der sie sitzen, kann sich sehen lassen. Eine Polsterbank in rustikalem Stil, und die blaugewürfelte Tischdecke genau abgestimmt mit den Fenstervorhängen.

Roloff mimt Geschäftigkeit, legt ein Notizbuch vor sich hin und zückt seinen Kugelschreiber. Die Mitteilung des Suchdienstes hat er so gefaltet, daß der Briefkopf wie zufällig aus dem Einschub des Buches hervorsieht, wie eine Legitimation.

«Mit Fragebögen haben wir schlechte Erfahrungen gemacht», sagt er obenhin. «Sie glauben gar nicht, Herr Hopf, wie viele Leute sich da nicht durchfinden. Am besten, wir unterhalten uns einfach. Über die letzte Fahrt von U-dreißigachtundzwanzig. Woher kamen Sie? Wohin waren Sie unterwegs?»

Es fällt dem Motorenschlosser nicht auf, daß diese Fragen für einen Suchdienst eigentlich gar nicht von Interesse sein können, und zwar, weil er einerseits seine Frau beauftragt, für Herrn Scholz und ihn Kaffee zu kochen, und weil andererseits plötzlich die Erinnerung an jene Tage so verdammt nahe ist. Er verschränkt die Hände vor sich auf dem Tisch – große, kräftige Hände, aus deren Poren er die Spuren von Motorenöl nie mehr ganz herauskriegt. Hopf sieht auf seine Hände, während er spricht.

Daß der Krieg eigentlich schon zu Ende war, beginnt er

unvermittelt, daß der «größte Feldherr aller Zeiten» tot und Berlin in den Händen der Russen war und daß sich vom «großdeutschen Reich» nur noch das Flensburger Gebiet in den Händen des Hitlernachfolgers, des Großadmirals Dönitz, befand. «Wir lagen im Osloer Hafen. Als wir bunkerten, pfiffen uns die Jungs vom Hafendienst die Lage. Am besten wäre gewesen, auszusteigen und irgendwo auf die Amerikaner zu warten. Getan hat's keiner. Ich weiß nicht, ob Sie das verstehen. Auf so 'nem U-Boot muß man wie Pech und Schwefel zusammenhalten, sonst wird es nichts. Man ist aneinander gewöhnt; man kann sich nicht vorstellen, daß man etwas fertigbringt ohne die anderen. Außerdem hatte der Alte gesagt: ‹Noch eine Fahrt, dann ist Sense! Wir haben so lange durchgehalten – werden wir doch jetzt nicht schlappmachen!› Unser Kaleu... Christophersen hieß er, Kapitänleutnant Christophersen. Wir wußten, daß es nach Hause geht. Auch ein Grund, nicht abzuspringen.»

Roloff unterbricht ihn nicht.

Hopf erzählt weiter, daß in der Nacht ein SS-Wagen am Pier dicht neben dem Boot hielt. Er hatte ihn nicht ankommen sehen; er schlief. Erst, als der Wachoffizier im Morgengrauen «Klar Schiff zu Marsch und Gefecht» pfeifen ließ, erfuhr der Maat von anderen, daß eine Art Torpedo ohne Treibsatz an Bord gebracht worden und daß überdies ein Zivilist im Boot sei. «Das stank uns alle an. Wir waren gewohnt, unter uns zu sein. Aber es ging ja nach Hause.»

«Ein Zivilist?» schaltet sich Roloff ein. Das interessiert ihn brennend. Von einem Passagier an Bord von U-3028 ist ihm bisher nichts bekannt.

«Ich habe ihn erst später gesehen. Wir liefen aus – und natürlich sofort auf Tauchstation. Überwasserfahrt war gar nicht mehr möglich – man brauchte bloß den Turm rauszustecken, da waren schon die Flugzeuge da. U-dreißigachtundzwanzig ist der dritte Kahn gewesen, auf dem ich fuhr. Sagt Ihnen das was?» Hopf greift hinter sich und nimmt eine Packung schwarzer Brasilstumpen vom Sims der Sitz-

bank. Er tut es, ohne hinzusehen. Die Packung steht immer da. «Um es kurz zu machen: Wir sind nicht weit gekommen. Oslo Fjorden lag kaum achtern, da gab es eine Havarie in der Elektrik. Aus mit der Tauchfahrt! Wir mußten hoch; ich schmiß den Diesel an und wußte gleich, daß es jetzt brenzlig wurde. Ich kann nicht mal sagen, daß ich Angst hatte. Ich war dem Tod schon zweimal von der Schippe gesprungen. Bloß so 'n dummes Gefühl in der Magengrube, das blieb. Die See war leicht bewegt, und so fuhren wir dahin – Turm und Geschütz besetzt, die reinste Schießscheibe. Wie lange das gut ging... Vielleicht war's 'ne Viertelstunde. Oder weniger, oder mehr? Dann ging der Zauber los. Ich hatte voll mit der Maschine zu tun, wir liefen AK.» Der frühere Maschinengast schweigt, steht auf und holt eine Flasche Rum aus dem Küchenschrank. Davon gießt er sich einen kräftigen Schuß in den Kaffee. Die Tassen passen gut zur gewürfelten Tischdecke. Kornblumenmuster, blau auf weiß.

«Tja», fährt Hopf fort, und nun spricht er leise. «Auf einmal war alles vorbei. Wie ich zum drittenmal davongekommen bin, weiß ich nicht. Der liebe Gott muß es gut mit mir meinen. Yankee-Matrosen zogen mich aus dem Wasser. Sie gehörten zu einem Zerstörer. Der hatte U-dreißig-achtundzwanzig mit ein paar Artilleriesalven aus dem Schiffsregister gestrichen. So kam ich als PW, als Prisoner of War, nach Amerika – fünf Minuten vor Torschluß.»

«Sie waren der einzige Überlebende?»

Hopf zieht an seinem Stumpen. «Nein. Der Kurt Wenzel kam noch raus, der neben mir am Diesel stand. Verrückter Hund! Ich hatte damals für alle Zeiten die Nase voll von der Seefahrt. Die letzte, die ich gemacht habe, war die nach Hause – achtundvierzig. Man muß ja sein Glück nicht herausfordern. Seither arbeite ich drüben in der Dieselmotorenbude. Wenn Sie ein bißchen nach links schauen – der große Schornstein, das ist es. Aber Wenzel... Habe ihn kürzlich mal getroffen. Der schippert noch immer. Auf 'm Bananendampfer zwischen Hamburg und Cartagena in Kolumbien. Maschine, wie ge-

habt.» Er lehnt sich zurück und schließt beiläufig: «Und der Zivilist ist rausgekommen. Wir drei waren die einzigen, die übrigblieben.»

Roloff bemüht sich, in seiner Legende zu bleiben. «Der Suchdienst wird auch die beiden Herren noch befragen. Der eine ist der Schiffsmaschinist Kurt Wenzel. Wo wohnt er?»

«Elsenstraße. Am anderen Ende von Hamburg. Die Elsenstraße ist kurz, die finden Sie.»

«Und der Zivilist?» Für den Ermittler der Rhein-Main-Detektei steht fest, daß der Passagier mit dem Behälter an Bord kam.

Die Antwort ist enttäuschend. Hopf weiß nur, daß dem Mann an Bord des USA-Zerstörers eine «Extrawurst» gebraten worden ist, wie er das ausdrückt. Man trennte ihn von den beiden Matrosen. Die wurden mehr schlecht als recht im Kabelgatt untergebracht. Nur manchmal, wenn sie an Deck durften, sahen sie den Zivilisten, der sich frei bewegen konnte. Gelegenheit, mit ihm zu sprechen, hatten sie nicht. «Nur ausgefragt hat man uns über ihn, Herr Scholz. Wann er an Bord gekommen sei und so. War ziemlich schwierig. Die konnten nicht richtig Deutsch und wir nicht richtig Englisch. Vor allem haben sie uns beigebracht, daß man 'nen amerikanischen Offizier nicht mit dem Dienstgrad, sondern mit ‹Sir› anzureden hat. Da waren sie pingelig. Wir haben gesagt, was wir wußten. Nicht viel also ...»

«Und der Name? Ist der denn bei dem Verhör niemals gefallen? Sie würden dem Suchdienst außerordentlich helfen, wenn Sie sich erinnern könnten.»

«Doch! Sie sprachen von einem Doktor ... Warten Sie!»

Roloff hat Mühe, seine Erregung zu verbergen und sich nicht anmerken zu lassen, wie wichtig ihm dieser Name ist.

«König!» sagt Wilhelm Hopf plötzlich. «Doktor König! So hat er geheißen. Er blieb noch an Bord, als man uns in Norfolk/Virginia an Land schaffte – zwischen Matrosen mit Bajonett auf, wie sich's schickt. Ich habe nie wieder etwas von diesem Doktor König gehört.»

«Schade», bedauert Roloff beflissen und behält für sich, wie glücklich er ist. «Aber da könnte es in unseren Suchkarteien einen Hinweis geben. Wir haben Hunderttausende von Menschen erfaßt, Hunderttausende von Schicksalen.» Er klappt sein Notizbuch zu und steht auf. «Das Rote Kreuz ist Ihnen sehr zu Dank verpflichtet, lieber Herr Hopf. Verzeihen Sie mir noch eine rein persönliche Frage, von bloßer Neugier diktiert. Der Behälter, den Sie in Oslo an Bord nahmen, ist mit dem U-Boot versunken, nicht wahr?»

Der Motorenschlosser lächelt. «Ein Piratenschatz war bestimmt nicht drin», erwidert er und ist froh, wieder scherzen zu können. «Aber wenn es Sie beruhigt: Dieser Torpedo ohne Treibsatz ging schon vorher über Bord. Der Kaleu ließ ihn versenken, sobald die auf dem Turm den Zerstörer gesichtet hatten.»

«Wo war denn das ungefähr?»

Hopf hebt beide Hände. «Guter Mann!» sagt er mitleidig. «Ich bin Maschine gefahren, wie Sie wissen. Sicherlich haben sie oben auf dem Turm die Position bestimmt, ganz gewiß haben sie das getan, aber mich dürfen Sie danach nicht fragen. So etwas ist einzig und allein Sache des nautischen Personals.»

«Na also!» sagt in der Rhein-Main-Detektei der blonde Chefdetektiv, der früher einmal Kriminalrat bei der Geheimen Staatspolizei war. «Unser junger Mann hat gut gearbeitet. Diesen Doktor König zu finden, das mache ich im Handumdrehen. Man kann in etwa abschätzen, zu welchem Jahrgang er gehört und wann er demnach promoviert haben muß. Es genügt, die Promotionsschriften der fraglichen Jahre durchzusehen. Oder wir schicken jemand nach Ostberlin in die Deutsche Staatsbibliothek. Die hat ein lückenloses Verzeichnis aller Promotionsschriften der deutschsprachigen Universitäten. Pflichtexemplare, wissen Sie? – Reine Fleißarbeit!»

«Viel Spaß!» entgegnet Born und ist wenig begeistert. «Sie

sind sich darüber klar, daß Sie mit mindestens einem halben Hundert Doktoranden dieses Namens rechnen müssen?»

«Einkalkuliert!»

Nachdem ihn sein Chefdetektiv verlassen hat, steht Born lange am Fenster seines mit hypermodernem Stahlrohrmobiliar ausgestatteten Arbeitszimmers und blickt hinunter auf die Oppenheimer Straße im Frankfurter Stadtteil Sachsenhausen. Es ist eine enge alte Geschäftsstraße. Born betrachtet sie, aber er nimmt sie nicht wahr. Er denkt, daß es nützlich sein könne, Fritsch mit einem verschlüsselten Fernschreiben über das erste gewichtige Ergebnis der bisherigen Erhebungen zu unterrichten.

Er ahnt zu diesem Zeitpunkt nicht, daß Fritsch umgehend antworten und daß ihn, Born, diese Antwort aus allen Wolken stürzen wird. Dechiffriert lautet das Fernschreiben aus London im Klartext: «Mir wird glaubhaft versichert, daß mit dem Behälter ein Wissenschaftler namens Dr. Alexander Irrow aus Oslo abreiste. Dr. Irrow gilt als verschollen. Rückfrage ergab, daß zum Lofthuser Kreis niemals ein Dr. König gehörte.»

4

Von Schleppern bugsiert, legt die «Wiebke Köster» am Hamburger Fruchtkai an. Niemand nimmt mehr als nötig Notiz davon. Bananendampfer kommen hier beinahe täglich an; ihre Entladung ist reine Routinesache, die umgehend beginnt. Zu denen, die für sechs Stunden von Bord gehen dürfen, gehört der Maschinenassistent Kurt Wenzel. Mit einer Aktentasche unterm Arm verläßt er das Hafengebiet und läuft mit langen Schritten auf einen Taxistand zu. So schnell wie möglich möchte er nach Hause.

Privatdetektiv Roloff wirft noch einen Blick auf das Foto, das er in der Hand hält, und steckt es ein. Dann startet er seine

«Ente» und schneidet dem Seemann den Weg ab.

«Hallo, Herr Wenzel!» sagt er, als ob er einen uralten Bekannten begrüße. «Ihr Taxi zur Elsenstraße... Steigen Sie ein!»

Kurt Wenzel, braungebrannt, die verwegen gekniffte Schiffermütze keck aufs Ohr gesetzt, ist überrumpelt. Der Mann redete ihn mit dem Namen an und weiß, wo er wohnt; außerdem sieht er gutmütig aus und ist, an dem hünenhaften Maschinisten gemessen, bloß eine halbe Portion – das wird schon in Ordnung gehen.

«Nett von Ihnen», erwidert er und läßt sich schwer auf den Sitz neben dem Mann am Steuer fallen. Sitze des kleinen Citroën haben Ähnlichkeit mit Feldstühlen. «Woher kennen wir uns eigentlich?»

Auf das Kennzeichen des orangefarbenen Gefährts hat Wenzel nicht geachtet. Er hält den Mann in der Lederjacke für einen Ortskundigen, weil er genau die Straßen nimmt, die auf dem kürzesten Weg zu ihm nach Hause führen. Das ist im Labyrinth der Einbahnstraßen und der ewigen baubedingten Umleitungen gar nicht so einfach. Es bestärkt Wenzel in der Annahme, daß er seinen Fahrer irgendwo schon gesehen und kennengelernt haben muß.

Roloff erklärt trocken, daß er Privatdetektiv sei und einer Erbschaftsangelegenheit wegen mit ihm reden möchte. «Es geht um Doktor König, der als Passagier an der letzten Fahrt von U-dreißig-achtundzwanzig teilnahm, wissen Sie. Ein großer Brocken...» Er reibt Daumen und Zeigefinger – eine Geste, die in aller Welt verstanden wird. «Seine Frau kommt erst ran, wenn eindeutig feststeht, daß ihr Mann tot ist.»

Der Maschinist mustert ihn von der Seite. Privatdetektive hat er sich eigentlich anders vorgestellt, mehr so wie die im Film. Der da sieht doch aus, als könne er kein Wässerchen trüben. Wenzel kramt eine Packung kolumbianische Zigaretten heraus – ohne Steuerbanderole, für ein Drittel des Normalpreises eingekauft – und hält sie Roloff hin.

«Nö», bemerkt er im Brustton der Überzeugung. «Der ist

nicht tot. Jedenfalls hat es ihn nicht in unserem schwimmenden Sarg erwischt. Das weiß ich genau. Ich bin mit ihm bis nach Norfolk/Virginia auf 'nem Touristendampfer der US Navy gefahren, und da war er so lebendig wie einer von uns beiden.» Wenzel läßt sein Feuerzeug schnappen und hält es Roloff vor die Nase. «Ich habe ihn unterwegs nur ein paarmal zu Gesicht gekriegt. Machte einen bedrückten Eindruck, der Herr. Na ja, wir haben auch nicht gerade Freudentänze aufgeführt. Wußte doch keiner, was jenseits des großen Teichs auf ihn zukommen würde! Aber gelebt hat er in Norfolk noch. Das kann ich beschwören.»

Der Citroën biegt in die Elsenstraße ein.

«Das gelbe Haus da hinten.»

Roloff nickt. «Ich weiß. Eine letzte Frage noch, Herr Wenzel.» Die «Ente» stoppt genau vor der Tür. «Was hatte König mit dem Behälter zu tun, der in Oslo an Bord genommen wurde?» Der Zeitpunkt für diese Erkundigung ist gut gewählt. Der Maschinist weilt in Gedanken schon in der Wohnung und bei seiner Frau Trude; ihm fällt nicht auf, daß das eigentlich nichts mit der Erbschaftssache zu tun haben kann.

«Nichts.»

«Kann es sein, daß er für die Sicherheit des Behälters verantwortlich war?»

Wenzel greift nach dem Türöffner. «Der? So sah er nicht aus. War doch'n Stubenhocker. Händchen wie 'ne Frau.»

«Weshalb war er dann überhaupt an Bord?»

Der Maschinist stößt die Tür auf und schwenkt das rechte Bein nach draußen. «Wollte nach Hause. Weiter nichts! Und U-dreißig-achtundzwanzig war der letzte Zug, der fuhr. Also, schönen Dank fürs Herbringen.»

Roloff hält ihn am Arm fest. «So 'n U-Boot hat doch nicht jeden mitgenommen!»

«Da wären wir auch weit gekommen.»

«Gab es denn gar nichts, was auf den Zweck von Doktor Königs Fahrt mit Ihnen hinweist?»

Das klingt jetzt so verzweifelt und hilflos, daß Wenzel eine

Spur von Mitleid fühlt. Mein Gott, der Mann muß ja auch seinen Job wahrnehmen, und immerhin hat er ihn umsonst durch die halbe Stadt gefahren. Der Maschinist nimmt das Bein noch einmal in den Wagen. Er bietet wieder seine Zigaretten an.

«Scheißberuf, was?» Als Roloff zustimmend nickt, fährt er fort: «Das einzige, was ich weiß, ist das – und ich sage es nicht gern, weil ich es aus zweiter Hand habe, vom Smutje. Der mußte dem Kaleu und diesem Doktor König nämlich Kaffee in den Turm bringen, als wir über Wasser fuhren. Der Smutje war 'n Kumpel; was in der Kanne blieb, brachte er in die Maschine. Ich fragte ihn, was es oben Neues gäbe. Haben wir immer so gemacht, wenn einer vom Turm kam. Du siehst doch nichts da unten in der Kochhitze, bist wie eingesperrt. Da sagte der Smutje: ‹Dicke Luft! Eben ham 'se die Kiste ins Meer gekippt, und der Eins-WO hat 's Besteck genommen.› Der ‹Eins-WO› ist der erste Wachoffizier, falls Sie das nicht wissen, und ‹das Besteck nehmen› heißt den Standort bestimmen. Weiter sagte der Smutje: ‹Weil ich gerade im Wege stand, schickte mich der Alte, zwei Briefumschläge holen. Als ich wiederkam, steckte er in jeden ein Notizbuchblatt. Die Koordinaten. Den einen Umschlag hat der Alte eingesteckt, den anderen der Zivilist.› Weiter kam er nicht, denn da krachte es schon.»

«Die Koordinaten», erwidert Roloff.

«Straße und Hausnummer der Versenkungsstelle – für den Fall, daß später mal einer vorbeikommt. Natürlich sinnlos, das Ganze. Der Krieg praktisch aus. Aber so war der Kaleu, pedantisch bis auf die Knochen.»

«Haben Sie das bei der Befragung auf dem amerikanischen Zerstörer oder später erwähnt?»

Wenzel feixt. «Mich hat niemand danach gefragt. Sie waren wohl nie in Gefangenschaft, was? Je weniger man weiß, desto ruhiger lebt man.» Nun ist er nicht mehr zu halten. «Da kommt Trude», sagt er und deutet auf eine stämmige Brünette, die in der Tür erscheint. Ein tiefausgeschnittenes Kleid hat sie an,

beim Friseur war sie, und in hochhackigen Schuhen läuft sie auf die «Ente» zu. Wenzel ist schon draußen. Er hat kein Wort und keinen Blick mehr für Roloff. Von außen knallt er die Tür zu, daß der Citroën in seinen Grundfesten erbebt.

«Das kostet eine Mark», hat die freundliche Mitarbeiterin in der Benutzerabteilung der Deutschen Staatsbibliothek Unter den Linden gesagt und den Besucher gebeten, sich in das dickleibige Diarium einzutragen. Der junge Mann schrieb flüssig, wenn auch wenig leserlich, daß er Schwedler, Wolf-Dieter, heiße, am 15. September 1933 geboren, wohnhaft in Frankfurt (Main) und Student sei. Es ist nichts Besonderes, daß Wissenschaftler und Studenten aus der Bundesrepublik Unter den Linden eine Benutzerkarte erwerben. Die Deutsche Staatsbibliothek ist eine Einrichtung von internationalem Ruf. Nun steht er da und zieht Karteikästen des alphabetischen Katalogs auf.

Die Art und Weise, wie der junge Mann in der Nylonwindjacke und mit der häßlichen Nickelbrille, die augenblicklich bei Studenten als intellektuelle Legitimation gilt, hantiert, verrät Sachkenntnis und unterscheidet ihn nicht von anderen Benutzern. Wolf-Dieter Schwedler, der den Dienstausweis der Rhein-Main-Detektei vorsichtshalber in Westberlin zurückgelassen hat, versteht in der Tat, wissenschaftlich zu arbeiten. Im vorigen Herbst erst hat er an der Alma mater Heidelbergiensis mit einer Arbeit über kriminologische Aspekte des Zusammenbruchs des schwedischen Konzerns Kreuder den Titel eines Diplomkriminalisten erworben. Schon vorher stand er auf Borns Liste.

Zielstrebig suchend, findet Schwedler sehr schnell eine Karteikarte mit dem Namen Irrow, Alexander. Ausgewiesen wird eine Dissertation, mit der der Diplomingenieur Alexander Irrow den Grad eines Dr.-Ing. erwarb. Die von 1926 datierte Schrift behandelt Untersuchungen von Ortungsverfahren bei Sendern mit geringer Leistung unter besonderer Berücksichtigung atmosphärischer Störungsquellen, des sogenannten Latouché-Effekts.

Schwedler notiert gewissenhaft. Das genügt. Wenn nötig, kann man die Arbeit jederzeit über die Universitätsbibliothek Heidelberg anfordern.

Es gibt noch einen weiteren Irrow, aber der hieß Arthur und könnte, den Datenangaben zufolge, der Vater Alexanders gewesen sein.

Den Karteikasten mit den Königs nimmt Schwedler aus dem Regal und setzt sich an einen Tisch. Hier braucht er länger. Erstaunlich, wie häufig der Name König ist und wie viele Könige sich mit hochgelehrten Themen auseinandersetzten! Offenbar waren sie in allen wissenschaftlichen Disziplinen zu Hause.

Ein zweitesmal wagt Born nicht, sich an Fritsch zu wenden. Bei dem taucht er besser erst wieder auf, wenn ein hieb- und stichfestes Ergebnis der großen Suchaktion vorliegt. Warum hat ihm der Generaldirektor der Holdinggesellschaft damals in London kein Sterbenswörtchen von diesem verschollenen Dr. Irrow gesagt? Natürlich, er glaubte ihn mit U-3028 tot im Skagerrak. Der Chef der Rhein-Main-Detektei schlußfolgert daraus, daß Dr. Irrow – gesetzt den Fall, er ist mit dem als Dr. König bekannt gewordenen Überlebenden identisch – niemals Kontakt zu anderen Angehörigen des Lofthuser Kreises aufgenommen, daß er die alten Verbindungen völlig abgebrochen hat und untergetaucht ist. Dieser Gedanke hat viel für sich. Trifft er zu, ist es ohnehin sinnlos, Fritsch zu befragen. Der weiß von nichts.

Im Ergebnis einer neuerlichen stundenlangen Beratung mit den Chefdetektiven gelangt Born zu dem Schluß, daß der totgeglaubte Dr. Irrow lebt. Vermutlich hat er in Gefangenschaft den Tarnnamen Dr. König angenommen, um möglicher Verfolgung wegen seiner Zugehörigkeit zum Lofthuser Kreis zu entgehen. Es besteht zwar die Möglichkeit, daß er in den USA verstorben ist, obwohl ein Dr. König in den einschlägigen Listen nicht verzeichnet ist. Aber mußte er denn als Zivilist und Wissenschaftler, als der er sich wohl zu erkennen gab, in

den Registern der Kriegsgefangenenlager erscheinen? Er kann jedoch auch den Tarnnamen beibehalten haben. Vielleicht lebt er in den Vereinigten Staaten? Born wünscht fast, daß es sich so verhalten möge; denn ist Dr. Irrow als Dr. König zurückgekehrt und vermeidet es, ins Blickfeld seiner alten Kameraden zu geraten, dann... Und dieser Mann ist der einzige, der die Koordinaten noch besitzen könnte!

«Mit Ihrer Erlaubnis, Chef, ich sehe das nicht so kompliziert», meldet sich der blonde Chefdetektiv, der einmal Kriminalrat war, zu Wort. «Nach allem, was wir wissen, muß der Behälter in unmittelbarer Nähe der Stelle abgesetzt worden sein, an der U-dreißig-achtundzwanzig Feindberührung hatte. Kennen wir diesen Punkt, läßt sich der Kurs rückkoppeln. Ich bezweifle nicht, daß der amerikanische Zerstörer den gesamten Vorfall minutiös in seinem Logbuch vermerkt hat. Gegnerisches U-Boot gesichtet und versenkt – da ist man gut für einen Orden. So was läßt man sich auch in den USA nicht entgehen. Logbücher, Kriegstagebücher und die Chroniken der Flottillen befinden sich vollständig im militärhistorischen Archiv des Pentagons. Lassen Sie uns einen Blick dorthin werfen, und wir sind aller Sorgen ledig.»

Born seufzt und schüttelt den Kopf. «Nein», sagt er knapp.

«Wir sind gehalten, kein Aufsehen zu erregen und alles zu umgehen, was Dritte auf unsere Ermittlungen hinweisen könnte. Nein, wir müssen doch den Weg über Heidelberg nehmen. Einsicht in die alten Immatrikulationsunterlagen mit den Angaben zur Person, über Verwandte und Bekannte und so weiter. Wir müssen rückwärts gehen, um vorwärts zu kommen – so paradox das klingt.»

Ein sanfter, warmer Frühlingsregen läßt die Grabsteine glänzen. Er ist so leicht, daß er die Zweige der Koniferen nicht bewegt, die in schnurgeraden Reihen die sorgsam geharkten Sandwege säumen. Wie frisch gewaschen sehen sie aus, würdige Hüter schweigender Zeugnisse der Vergänglichkeit.

Einen der Nebenwege begrenzen Weymouthskiefern. An den Spitzen ihrer langen Nadeln sammeln sich Tropfen und fallen herab, wenn sie schwer genug geworden sind. Ihr Aufschlag auf den Schirm des einsamen Wanderers zwischen den Grabstätten ist lauter als der der leichten Regentropfen.

Wer Wolf-Dieter Schwedler in der Deutschen Staatsbibliothek gesehen hätte, würde ihn jetzt nicht wiedererkennen. Der Mann hier ist kein unbekümmerter Student mit verwegener Nickelbrille; das ist jemand, der es im Leben zu etwas gebracht hat. Er kann es sich leisten, eine goldgefaßte Brille, einen modischen Filzhut, einen maßgeschneiderten Kammgarnanzug und darüber einen exklusiven Intercity Coat zu tragen. Schwedler biegt in einen Nebenweg ein und schaut sich suchend um.

Lautlos kommt ihm ein Elektrokarren entgegen. Auf der Ladepritsche stehen Pflanzkästen und liegen Gartengeräte. Schwedler hebt die behandschuhte Linke und stoppt das Gefährt.

«Bitte?» fragt der Friedhofsgärtner und hat den leisen, mitfühlenden Ton, der diesem Ort der Trauer angemessen erscheint.

«Ich suche die Grabstätte der Familie Irrow. Können Sie mir behilflich sein?»

«Gehen Sie vor zum nächsten Hauptweg und biegen Sie dann gleich wieder links ein. Ein weißes Marmorkreuz, davor ein trauernder Engel. Es ist nicht zu übersehen.»

Eine dezent, jedoch mit unüberschaubarem Aufwand gestaltete Grabstätte. Schwedler nimmt pietätvoll den Hut ab, als er davorsteht. Er liest die Namen auf dem Steinkissen zu Füßen des Kreuzes mit dem trauernden Engel. Sie sind ihm alle geläufig. Seit einer guten Woche folgen Roloff, Karsten und er jeder, auch der kleinsten Spur, die die vergilbten Immatrikulationspapiere des jungen Alexander Irrow gewiesen haben. Er stammt aus Fulda. Das amtliche Geburtsregister gab Auskunft über die Eltern. Der Vater war Gymnasiallehrer. Dasselbe Humanistische Gymnasium besuchte

Alexander. Die Rhein-Main-Detektive verwandten viel Zeit darauf, ehemalige Mitschüler aufzuspüren und sie zu befragen. Das erbrachte kaum Erkenntnisse. Die Verbindungen rissen ab, als Alexander Irrow Fulda verließ und seinen Weg in die Industrie nahm. Er war der einzige Sohn gewesen; Familienangehörige und Verwandte ließen sich nicht finden. Mager das alles, mehr als mager.

Schwedler preist den Einfall, vor der Abreise aus Fulda noch die Grabstätte aufzusuchen. Eigentlich hatte er gedacht, kein Grab auf diesen Namen mehr vorzufinden, weil vielleicht keine Gebühren mehr entrichtet und der Platz eventuell neu belegt wurde. Er machte den Weg nur, um seine Annahme bestätigt zu finden. Doch siehe da! Die Grabstätte wird gepflegt, und das steinerne Namenskissen trägt als letzten Vermerk diesen: «Alexander Irrow, geb. 28. Juni 1899 – seit Mai 1945 vermißt.»

Wer hat das einmeißeln lassen?

Beinahe auf dem Absatz macht Schwedler kehrt und setzt den Hut auf. Er hat Mühe, den gemessenen Schritt beizubehalten, um nicht atemlos und aufgeregt in das Büro der Friedhofsverwaltung hineinzuplatzen. Aber er beherrscht sich.

Schwedler klopft und tritt ein, hält mit der Linken den zusammengeklappten nassen Schirm etwas von sich und nimmt mit der Rechten den Filzhut ab. Im Zimmer stehen drei Schreibtische. Nur einer ist besetzt. Ein junges Mädchen, dem Aussehen nach ein Lehrling. Sie blickt den Eintretenden neugierig an. Dessen gediegenes Erscheinungsbild beeindruckt sie spürbar.

«Sie wünschen, bitte?»

Der Rhein-Main-Detektiv setzt ein verbindliches Lächeln auf, das um Entschuldigung für die Störung nachzusuchen scheint. «Irrow. Geschäfte führen mich aus Südamerika nach Fulda. Aus Montevideo, sofern Ihnen das etwas sagt.»

Der Schuß trifft. Die Kleine kriegt ganz aufgeregte Augen.

Schwedler spricht weiter. «Ich bin ein weitläufiger Verwandter des hier zur letzten Ruhe gebetteten Oberstudienrats Doktor Irrow. Mich freut, seine Grabstätte so liebevoll gepflegt zu finden. Ich habe zu meinem Bedauern leider fast ganz die Beziehungen zur Verwandtschaft auf dem alten Kontinent verloren. Würden Sie mir freundlicherweise sagen, wer sich um das Grab kümmert?»

«Gern.» Ach, sie hat volles Verständnis für den Mann aus der Ferne, den sicherlich auch ein Schuß Heimweh in die einstige Heimat reisen ließ. «Privatpflegen sind natürlich bei uns nicht registriert, doch wenn die Pflege in den Händen der städtischen Friedhofsgärtnerei liegt, dann kann ich Ihnen helfen. Gedulden Sie sich einen Augenblick. Wie war der Name?»

«Irrow. Oberstudienrat Doktor Arthur Irrow.»

«Irrow», wiederholt sie geschäftig und blättert flink in einer Kartei, aus der sie einen Bogen herauszieht. «Die Pflegekosten», erklärt sie dann wichtigtuerisch, «werden jährlich von einem Herrn Doktor König überwiesen. Herr Doktor König hat auch die fälligen Gebühren für die Grabstelle bezahlt, damit sie nicht neu belegt wird.»

Schwedler zeigt eine Freude, die weit hinter der zurückbleibt, die er in Wahrheit empfindet. «Die Königs...», sagt er. «Mein Gott! Wohnen die immer noch in Staufen?»

Woher soll das Mädchen wissen, daß er den Ortsnamen in diesem Augenblick über ihre Schulter hinweg liest?

«Ja», bestätigt sie arglos. «Am Weinberg drei.»

5

«Wieder einmal hat Frank Spratt, der ‹fliegende Dieb›, von sich reden gemacht. Er wurde jetzt in Düsseldorf zu fünfundzwanzig Jahren Gefängnis verurteilt, weil er am zweiten März einen bewaffneten Überfall auf eine Bankfiliale in Hattin-

gen (Ruhr) verübte. Nach vollbrachter Tat hatte er mit einer Beute von sechzigtausend Mark die Flucht ergriffen und war mit Hilfe zweier gestohlener Privatflugzeuge nach Südfrankreich entkommen. Als das Urteil verkündet wurde, sagte Spratt zu seinem Anwalt: ‹Fünfundzwanzig Jahre! Danach werden ja die Flugzeuge so anders sein, daß ich noch einmal ganz von vorn anfangen muß!› Frank Spratt feiert in zwei Tagen seinen achtundfünfzigsten Geburtstag.»

Als nun Musik einsetzt, schmunzelt Detjen. Er sitzt mit ausgestreckten Beinen zurückgelehnt im Schreibtischsessel und blättert die Zeitungen durch, die sich seit Tagen angesammelt haben. Fast die ganze letzte Woche war er sehr spät aus dem Amt gekommen und hatte dann keine Lust mehr, zu lesen. Der neue Chef brachte Unruhe, organisierte um und kreierte einen anderen Arbeitsstil. In Wahrheit lief alles so weiter wie immer, aber man tat der Form Genüge und gab dem Neuen zu verstehen, daß man durchaus bereit sei, seinen Intentionen zu folgen. Das hat man drauf – nicht zum erstenmal wechselt der Leiter des Referats 3, der «Mittelfristigen Planung». Mit dem ersten hatte es Achim am leichtesten. Oberst Krösing kannte er bereits aus Argentinien. Überdies verband sie, daß der Oberst fest überzeugt war, in ihm einen ehemaligen Angehörigen seines Jagdgeschwaders «Immelmann» vor sich zu haben. Nichts, meinte er, verbindet mehr als Kriegskameradschaft. Günter Krösing verleugnete nie den Frontoffizier und gefiel sich in einer unorthodoxen, hemdsärmligen Büroführung.

Sein Nachfolger, Oberst von Bock, war genau das Gegenteil. In seiner Ära schwoll vor allem der Berg täglich beschriebenen Papiers ungeheuer an; er war ein Meister der Aktennotizen und Hausmitteilungen. Der dritte nun, Oberst Brinkmann, tat bis vor kurzem Dienst im NATO-Hauptquartier; jetzt kommt ihm das Amt in Bonn ein wenig hinterwäldlerisch vor, und er versucht, der Arbeit etwas mehr Größe zu geben, den Blick seiner Mitarbeiter zu weiten. Mit ihm einen gewissen Kontakt herzustellen wird noch schwieriger

sein, als es mit von Bock war; Oberst Brinkmann gibt sich reserviert und geht höchstens einmal beim gemeinsamen Mittagessen aus sich heraus, wenn die Rede auf die Jagd kommt. Er muß ein leidenschaftlicher Jäger sein.

Achim Detjen weiß noch mehr über ihn. Die Genossen in Berlin haben ihn durch Winnie Winkelmann darüber informiert, daß der ehemalige Stabsoffizier beim BdL, dem Befehlshaber der Luftwaffe, zu jenen gehörte, die sich 1945 nach Südamerika absetzten. Weder Achim noch der «Coronel» Krösing konnten ihn dort treffen; denn während sie beide in Cordoba in fremden Uniformen Landsknechtsdienste leisteten, saß Brinkmann am Zusammenfluß von Paraná und Paraguay in der obersten Führungsspitze der Exilstrategen und stellte mit ihnen die Weichen für den Wiederaufbau einer Wehrmacht auf dem Boden der Bundesrepublik.

Seit Brinkmann auf dem Sessel des Referatsleiters sitzt, steht in Detjens Privatbibliothek ein Wälzer über «Jagdliches Brauchtum». An sich läßt Achim das Gedankengut des deutschen Weidmanns völlig kalt, wenn es jedoch eine Brücke schlagen kann... Sollte er einmal einen Chef erhalten, der ein Aquarienfreund ist, wird er sich bald kenntnisreich etwa über Pterophyllum scalare, den Segelflosser, auslassen und gelegentlich erwähnen, daß er schon in frühester Jugend Guppys züchtete und deshalb in der Schule «Pulex» genannt wurde – «der Wasserfloh». Auch das gehört zur Arbeit eines Kundschafters.

Die Musik wird ausgeblendet. Das Radio bringt den Wetterbericht. Eine angenehme Frauenstimme.

«Guten Abend! Ich habe leider schlechte Nachrichten für Sie, meine Hörer, vor allem für die Autofahrer unter Ihnen. In dieser Nacht ist der Himmel vorwiegend bedeckt. Mit zeitweiligen Niederschlägen muß gerechnet werden, die in den nächsten Stunden auf ganz Deutschland übergreifen. Die Temperaturen liegen um fünfzehn Grad. In den Ausläufern des Schwarzwaldes und im Oberrheingebiet bis in die Schweiz hinein behindert starke Nebelbildung zunehmend den Ver-

kehr. Alle Verkehrsteilnehmer werden daher gebeten, sich den veränderten Straßenverhältnissen anzupassen. Ich wünsche Ihnen trotzdem einen schönen Abend...»

Wieder erklingt Musik.

Mit halbem Ohr nur hat Achim hingehört. Er sitzt zu Hause; er muß nicht weg; der Nebel im Oberrheingebiet geht ihn nichts an. Gerade als er das denkt, klingelt es. Es ist neunzehn Uhr zwölf.

Detjen erwartet niemand. Als er die Wohnungstür öffnet, steht draußen ein junger Mann im Anzug und mit der Schirmmütze einer Botenfirma. In den Händen hält er ein Wäschepaket.

«Herr Detjen persönlich?» fragt er und fährt gleich fort: «G-und-K-Botendienst. Ihr Einkauf von heute vormittag. Wenn Sie mir bitte den Empfang bestätigen würden –»

Achim hat nichts gekauft. Selbst wenn er gewollt hätte, wäre er in kein Geschäft gekommen – Brinkmann war mit der ganzen Abteilung zu einer Vorführung des Bell-Hubschraubermodells 204/205 UH-1 «Iroquois» gefahren. Dieser Mehrzweckhubschrauber wurde zum erstenmal in der Ausführung für sechs Personen gezeigt. Die Werkmannschaft demonstrierte die Leistungsfähigkeit des Helikopters trotz böigen Windes sehr beeindruckend. Der Leitende Ingenieur des Bell-Konzerns verwies auf die Vielseitigkeit seines Kampfhubschraubers, der entweder mit vier Maschinengewehren vom Kaliber 7,64 mm oder mit 48 Raketen vom Kaliber 3,75 Zoll oder mit einer Kombination aus MG und Luft-Boden-Lenkwaffen bestückt werden könne. Auch die Armierung mit einem Armee-Granatwerfer – montiert auf einem Drehturm – sei möglich. Informationsmaterial wurde überreicht, man machte Notizen. Für den Kundschafter Werner Bredebusch war es ein ergiebiger Vormittag.

Mit der größten Selbstverständlichkeit nimmt Detjen den dargebotenen Kugelschreiber, quittiert den Empfang des Pakets und gibt ein Trinkgeld. Während er ins Zimmer zurückkehrt, reißt er die Umhüllung des Kartons auf. Er enthält drei

Oberhemden – ein weißes, ein zartblaues und ein hellgraues.

Also muß er doch noch weg. Die Zusendung des Pakets signalisiert, daß es einen toten Briefkasten zu leeren gilt, das Farbenspiel der drei Hemden, welchen. So unlieb ist ihm das gar nicht. Es wäre längst Zeit zum Abendbrot, aber einerseits hatte er keine Lust, sich etwas zuzubereiten, und andererseits war er zu träge, die Wohnung zu verlassen. Nun muß er gehen. Da wird er auf dem Rückweg in die «Ranch» einkehren und zu Cowboymusik vom Tonband ein Steak verzehren. In der «Ranch» gibt es nur Steaks – entweder zu 180 oder 360 Gramm. Er wird eines zu 360 Gramm nehmen, dazu Pommes frites und Rohkostsalat. Auf einmal spürt er einen richtigen Heißhunger, das Wasser läuft ihm im Mund zusammen.

Im Hofgarten muß Detjen an den Wetterbericht im Rundfunk denken. Über die hier unmittelbar vorbeiführende Hauptstraße hinweg, die die Bonner Altstadt mit dem Regierungsviertel verbindet, ziehen vom Rhein her dünne Nebelschwaden heran. Die grauen Fetzen hängen in den Büschen und im tiefausladenden Geäst der mächtigen Linden – wie überdimensionierte Spinnweben, die sich ständig verformen und seltsame Gebilde erzeugen... Eine «Erlkönig»-Nacht! Merkwürdigerweise sind sie nicht nur optisch, sondern auch mit der Nase wahrzunehmen – sie stinken ebenso wie der Rhein, der sich in einen der größten Abwässerkanäle Europas verwandelt hat.

Es hat den Anschein, daß Achim ganz allein im Park ist. Am Tage ist er belebt – nicht zuletzt von den Studenten der anstoßenden Rheinischen Friedrich-Wilhelm-Universität und von Einheimischen, die die Wege als Abkürzung auf der Strecke zur südlichen Villenvorstadt schätzen. Das ändert sich mit dem Einbruch der Dunkelheit schlagartig. Wer setzt sich schon Straßenräubereien und Belästigungen aus, wenn er es vermeiden kann? Gelingt es nicht, sieht er zu, den Hofgarten rasch hinter sich zu bringen.

Detjen paßt sich dem an. Von der Straße her dringen die Geräusche des abflauenden Verkehrs von und nach Bad Godesberg zu ihm; auf dem Rhein tuten die Nebelhörner der Flußfrachtschiffe. Das gibt diesem Gang durch den Nebel eine eigenartige Tonkulisse.

Unvermittelt bleibt Achim stehen, lauscht in die Nacht. Das ist ein Erfahrungswert: Wenn einem jemand folgt, macht er im Dunkeln immer noch einen Schritt oder zwei Schritte, ehe er selbst verhält. Eine Frage des Reaktionsvermögens. Um Detjen herum ist nichts. Nur in den Zweigen über ihm raschelt es manchmal leise.

Ein Querweg, eine Parkbank, ein Papierkorb auf einer Steinkonsole. Noch eine Parkbank. An die nächste Linde am Wege tritt Detjen dicht heran. Im Vorübergehen, kaum den Schritt verhaltend, zieht er eine Reißzwecke ab, die jemand in Hüfthöhe in den Stamm gedrückt hat. Diese Reißzwecke besagt «TBK beschickt».

Ein Stück weiter erhebt sich zwischen Büschen eine Sandsteingestalt. Das Denkmal eines Mannes, der sich um die Entwicklung Bonns verdient gemacht hat, blickt sorgenvoll und grüblerisch auf den einsamen Spaziergänger nieder. Achim tritt hinter die Büsche. Käme jetzt jemand vorüber, würde der nicht ihn, sondern lediglich die in der Dunkelheit erstaunlich helle Sandsteinfigur wahrnehmen. Der Ort für diesen toten Briefkasten ist gut gewählt. Der Sockel des Denkmals ist von keiner Seite einzusehen, ein schlichter Sockel, den steinernes Rankenwerk überzieht, erhaben gearbeitet und sich an den Seiten vom Untergrund lösend.

Detjen zögert unmerklich. Immer ist das Leeren eines TBKs ein kritischer Moment und birgt Gefahr in sich. Man kann noch so vorsichtig zu Werke gehen – es gibt Situationen, die nicht vorauszusehen sind. Man kann der Gefahr durch eigene Vorsicht und Umsicht vorbeugen, ganz auszuschließen vermag man sie nicht.

Ein letzter prüfender Blick in die Runde, zwei Schritte nun bis zum Sockel, ein rascher Griff. Kalt ruht die runde Metall-

kapsel in seiner Hand und verschwindet sogleich in der Tasche. Ringsum bleibt alles still.

Achim setzt seinen Weg fort. Ein Papierkorb auf einer Steinkonsole, eine Parkbank. Und die nächste Linde rechts am Weg wird mit der mitgenommenen Reißzwecke bestückt. «TBK entleert!» heißt das.

Obwohl ihm niemand begegnet ist, steigt Detjen zunächst in die Straßenbahn und fährt ein Stück. Niemand folgt ihm; es gibt auch keinen Wagen, der dem gelben Zug hartnäckig auf den Fersen bleibt.

Das Steak in der «Ranch» war ausgezeichnet. Im Lokal machten sie die üblichen Mätzchen. Sie ließen ihn selbst ein Stück Fleisch aus der Kühlvitrine wählen, wogen es ihm vor – genau 360 Gramm –, spießten eine Edelstahlmarke hinein, deren Doppel sie ihm gaben, fragten, ob er das Fleisch einfach gegrillt oder auf englische Art gebraten wünsche, lediglich mit Öl bepinselt oder mit Butter bestrichen und mit Zitrone beträufelt, und überließen ihn dann angenehmen Erwartungen und einem Dortmunder Union.

Mögen sie noch so bekömmlich sein – 360 Gramm gegrilltes Fleisch, so unbestritten sie ein Genuß waren, belasten doch. So führt der Weg ihn, sobald er wieder in seiner Wohnung ist, zunächst zum eingebauten Kühlschrank. Mit einem Schmunzeln greift er nach der Flasche «Cottbuser Doppelkorn», die er gestern aus einem Geschäft am Markt mitgebracht und die ihm der Verkäufer ausdrücklich angepriesen hat, und gießt sich einen «Dreistöckigen» ein. «Prost Heimat!» sagt er. Die beiden Worte stehen eigenartig in der stillen Wohnung. Detjen stellt die Flasche zurück und schaltet das Radio ein. Noch immer läuft die abendliche Magazinsendung mit ihrer Mischung aus Nachrichten, Reportagen, Unterhaltung, Berichten und Musik.

Dann geht er zum Bücherregal.

«Herrn Major Achim Detjen mit einem kräftigen ‹Hals- und Beinbruch› in alter Fliegerkameradschaft zum Geburtstag!

21. Februar 1958. von Bock, Oberst.» Darunter in geziemendem Abstand die Unterschriften der anderen Mitarbeiter des Referats 3. So steht es auf der ersten Umschlagseite des dickleibigen Bandes «Männer und Taten – Ritterkreuzträger erzählen», der selbstverständlich einen Ehrenplatz im Bücherregal hinter dem Schreibtisch hat. Detjen greift danach und nimmt mit der anderen Hand schon die Pinzette, die mit anderem Krimskrams in einem Bierkrug aus Steinzeug steckt. Damit fährt er vorsichtig zwischen Buchrücken und Buchblock. Hier gibt es einen kaum wahrnehmbaren Hohlraum, und aus diesem zieht Werner Bredebusch eine Filmfolie hervor, die er vor sich auf ein weißes Blatt legt. So sind die Zahlenkolonnen gut zu erkennen. Zahlenkolonnen befinden sich auch auf den Folien, die der Kundschafter der Kapsel aus dem toten Briefkasten entnimmt. Er hat Übung im Dechiffrieren. Beinahe fließend überträgt er mit Hilfe des Codes den verschlüsselten Text in Klartext.

Sachliche Sätze, so knapp wie möglich gehalten. Eine Bestätigung überstellten Materials, ergänzende Fragen dazu, ein Schwerpunkthinweis. Dann ein Satz: «Forschungskreis L. hatte 137 wissenschaftliche Mitarbeiter, vorwiegend nicht eingetragene Mitglieder der SS. Namen größtenteils unbekannt. Identifizierte Mitglieder des For. L. teils verurteilt, teils untergetaucht. For. L. wurde erwähnt im Zusammenhang mit bakteriologischen Versuchen an KZ-Häftlingen in Buchenwald. Über neue Erkenntnisse unterrichten wir sofort.»

Wieder werden die Erinnerungen der Ritterkreuzträger zum stummen Versteck und wandern in das Regal zurück. Die anderen Folien und der Klartext gehen in Flammen auf, die Aschenreste werden im Waschbecken fortgespült.

Während Werner Bredebusch den Hahn wieder zudreht, sind seine Gedanken bei den Angaben über den Lofthuser Kreis. Viel und wenig zugleich ist ihm da mitgeteilt worden. Seit ihm James D. Wilson die nicht zur Sendung gekommene amerikanische Fernsehaufnahme vorgespielt hatte, stellte er, wo es sich ergab, dezent Erkundigungen nach dem Lofthuser

Kreis an. Ergebnislos. Selbst Leute, die während des Krieges in der norwegischen Hauptstadt Besatzerdienst getan hatten, wußten von nichts. Die Vermutung liegt nahe, daß der Lofthuser Kreis zwar den Namen des Osloer Vororts wählte, weil das Kind einen Namen brauchte, daß er aber gar nicht in Lofthus arbeitete. Die Mauer des Schweigens, die die Institution bis heute umgibt, läßt nur einen Schluß zu: Der Lofthuser Kreis muß sich mit Dingen von solcher Tragweite befaßt haben, daß ihr Bekanntwerden aufs neue die ganze Menschenfeindlichkeit des Faschismus vor die Augen der Welt rücken würde. Es hatte genügt, daß der Oberingenieur Klein in New York den Lofthuser Kreis nur erwähnte, damit sprach er sein Todesurteil. Klein bezog sich auf Raketenversuche und -konstruktionen aus Lofthus. Die Genossen in Berlin bringen Lofthus in Zusammenhang mit bakteriologischen Versuchen an wehrlosen Menschen. Wilson wußte von Philosophen, die an einer Nazi-Theorie arbeiteten. So viele Hinweise auf verschiedene Arbeitsgebiete. Statt schärfere Konturen anzunehmen, verschwimmt das Bild immer mehr. Eine dichte, quirlende Nebelwand schiebt sich davor.

Nebelwand. Der Vergleich drängt sich ihm auf, weil im Radio zum dritten- oder viertenmal wiederholt wird: «Die Verkehrspolizei macht darauf aufmerksam, daß in den Ausläufern des Schwarzwaldes und im Oberrheingebiet bis in die Schweiz hinein starke Nebelbildung zunehmend den Verkehr behindert. Die Sichtweite beträgt jetzt unter dreißig Metern. Bitte, passen Sie Ihr Fahrverhalten den veränderten Witterungsbedingungen an und denken Sie daran, daß Ihre Lieben daheim Sie gesund wiedersehen möchten!»

6

Im Spiegel sieht Christine, daß Konrad Bührer hinter sie tritt. Er greift hilfsbereit nach dem Zipfel des Reißverschlusses, aber er hat es nicht eilig, ihr Kleid damit zu schließen. Zunächst einmal küßt er sie zwischen die Schulterblätter.

«Von Mal zu Mal fällt es mir schwerer, dich fahren zu lassen», sagt er leise. «Es nebelt immer mehr, und du bist müde.» Jetzt zieht er den Reißverschluß zu. «Ich werde dir einen Mokka machen.»

Christine König wendet sich nicht um. Sie lächelt in den Spiegel hinein, ein wenig nach oben, denn Konrad Bührer ist gut und gerne einen Kopf größer als sie, athletisch gebaut, breitschultrig. Ein kurz geschorener Kinnbart streckt sein ovales Gesicht, in dem die schmale Nase ein wenig schief steht. Eine Narbe geht darüber hin, doch sie ist fast verwachsen. Diese Narbe erinnert ständig an das gefährliche Hobby des jungen Diplomingenieurs am Bergamt zu Basel; in seiner Freizeit ist er ein begeisterter Speläologe, ein Höhlenforscher.

Das Mädchen mag den etwas altväterlichen Tonfall des Schweizerdeutschs, das Bührer spricht. Es hat etwas Anheimelndes, Gemütliches und Gemütvolles, und ebenso anheimelnd, gemütlich und gemütvoll findet Christine auch Basel. Sie ist gern hier.

«Das ist lieb, Conny, aber eigentlich überflüssig. Diese Strecke fahr ich doch mit geschlossenen Augen», erwidert sie, ohne ihn aber daran zu hindern, in die Küche zu gehen. So kann Christine ungestört ihr Make-up auflegen. Sie schätzt es nicht, wenn man ihr dabei zusieht. Das Porträt, das ihr der Spiegel zeigt, bedarf im Augenblick einiger Veränderungen. Sie kämmt das zerzauste Haar, bis es wieder in weichen Wellen anmutig auf die Schultern fällt, und zieht die Lippen nach. Damit ist sie gerade fertig, als Bührer mit dem Mokka kommt, ihn auf den Klubtisch stellt und einen Sessel zurechtschiebt.

«Einen Moment kannst du dich schon noch setzen», sagt er, und Christine gehorcht. Sie hat längst herausgefunden, daß Konrad es haßt, stehend Kaffee zu trinken oder ein Butterbrot hinunterzuschlingen, und sich darauf eingestellt. Sie sitzen sich gegenüber – Christine reisefertig, er im Bademantel, und wie immer in dieser Situation, schweigen sie erst einmal, lächeln sich zu und genießen es, einfach so beieinander zu sein.

Das Zimmer hat so viel Stimmung und eigene Note, daß das Mädchen hier drin stets vergißt, daß die Wohnung in einem Miethochhaus liegt; genormte Maße, genormter technischer Komfort. Die geschwungenen Linien der Biedermeiermöbel brechen die starre Winkligkeit solcher Wohnungen vom Fließband, die elektrifizierten Petroleumlampen tun ein übriges und passen sich harmonisch ins Bild, ohne ihm einen gewollt nostalgischen Zug zu geben. Sie gehören einfach hierher. An der einen Wand hängt ein schöner handkolorierter Stich mit dem Panorama des mittelalterlichen Basel, an einer anderen über einer Vitrine mit vielfarbigen Mineralien ein in rötliches Mahagoni gerahmtes Farbfoto aus der Höhle, die Bührer für die schönste hält, die er kennt.

«Wann sehe ich dich wieder?» fragt er und zündet sich eine Zigarette an.

Sie sagt es ungern, aber es muß heraus: «Nächste Woche nicht und die darauffolgende wahrscheinlich auch nicht. So leid es mir tut, Conny. Vater hat gerade jetzt in der Firma eine Unmenge um die Ohren, und da kann ich nicht weg. Außerdem bin ich ja nicht ganz unbeteiligt daran. Ich möchte natürlich auch sehen, welche Resonanz unsere Arbeit findet.» Christine beugt sich hinüber und küßt Bührer rasch hinters Ohr. «Sobald ich Land sehe, rufe ich dich an. Und sei nicht traurig.»

Natürlich weiß er, daß sie wissenschaftliche Assistentin ihres Stiefvaters ist und wie er bei der Wegener & Moss-AG in Staufen tätig. Woran sie beide arbeiten, entzieht sich im Detail seiner Kenntnis – Christine hat ihn gebeten, nicht danach zu fragen, und Bührer respektiert das. Nur soviel weiß

er, daß Dr. König an der Lösung von Problemen auf dem Gebiet der Funkmeßtechnik arbeitet und daß Christine – dies noch drüben in den Vereinigten Staaten – eine Ausbildung als Dokumentalistin erhalten hat. Gerade im englischsprachigen Raum ist die Flut der Fachveröffentlichungen auf dem Sachgebiet Dr. Königs so groß, daß er ohne Christines Unterstützung kaum auf dem laufenden sein könnte.

«Was bleibt mir übrig, als mich in Geduld zu fassen?» erwidert er mit einem Seufzer. «Aber bitte, denke daran, wie sehr du mir hier fehlst.»

Die Tür schlägt auf. Der Kuckuck fährt heraus und ruft elfmal. Diese Schwarzwalduhr ist ein Geschenk von Christine, ein teures, besonders kunstvoll gearbeitetes Exemplar. Das Mädchen setzt behutsam die Tasse ab und steht auf.

«Es wird Zeit.»

Er hilft ihr in den weißen Sportmantel und bringt sie noch bis zum Fahrstuhl. Hier draußen auf dem Flur bloß ein Händedruck. Vom Wohnungsfenster aus beobachtet Bührer, wie Christine König unten über die Straße hinweg zu ihrem auf der anderen Seite halb auf dem Bürgersteig geparkten Wagen geht, einsteigt und abfährt. Mit Besorgnis stellt er fest, daß die roten Rücklichter fast augenblicklich im Nebel verschwinden.

Weder Bührer noch Christine achten auf den schnittigen Porsche, der sich unmittelbar nach dem Fiat-Coupé in derselben Richtung in Bewegung setzt. Christine schaltet die Nebelscheinwerfer ein und das Gebläse, um ein Beschlagen der Scheiben zu verhindern.

Rhein-Main-Detektiv Schwedler, der sich in seinem Porsche – er hat immer eine Vorliebe für attraktive und besonders schnelle Wagen gehabt – seit Stunden bei Radiomusik gelangweilt hat, läßt den Abstand zum voranfahrenden Auto größer werden. In der Stadt ist die Sicht noch verhältnismäßig gut. Er will nicht auf sich aufmerksam machen. Aber dann tourt er die sechs Zylinder doch einmal hoch und zieht mit der Kraft von 130 PS an einem Bus vorüber, der plötzlich zwi-

schen dem Fiat und ihm war. Auch wenn die Grenzkontrolle schnell und fließend erfolgt, könnte er nachher hinter dem Bus den Kontakt verlieren.

So fährt der Porsche unmittelbar hinter dem beige-roten Coupé in die Bundesrepublik ein. Hier werfen die Grenzbeamten nur einen Blick in die Pässe, und schon geht es weiter.

Schwedler zieht den Bananenstecker der hohen Peitschenantenne seines Wagens aus der Anschlußbuchse des Autoradios. Der eigentlich für Zeitungen gedachten Innentasche seines Mantels entnimmt er ein Sprechfunkgerät und schließt es an die Antenne an. So kann er das Sprechfunkgerät auch während der Fahrt benutzen.

«Ich rufe Äquator», sagt er langsam und deutlich. «Auf Wiedersehen, Liebling.»

Das ist das vereinbarte Code-Wort. Man muß vorsichtig sein. Wer weiß denn, wie viele andere solcher Geräte auf derselben Welle arbeiten und ob nicht einer mithört, für den die Durchsage nicht bestimmt ist. «Auf Wiedersehen, Liebling» besagt, daß Christine König die Schweiz verlassen hat und auf derselben Straße in Richtung Staufen fährt, die sie immer benutzt.

«Äquator bedankt sich», klingt verzerrt eine Männerstimme zurück. «Gute Nacht, Schätzchen!»

Gleich darauf schüttelt Christine bedenklich den Kopf. Ein heller Sportwagen schießt an ihr vorüber und verschwindet vor ihr im Nebel. Als er plötzlich aufkam, fuhr sie scharf rechts heran. Es ist ihr ein bißchen unheimlich. Wie kann man nur so rasen – bei diesen Sichtverhältnissen.

Wolf-Dieter Schwedler weiß hier sehr gut Bescheid. Er befuhr diese Straße in den letzten Tagen mehrmals, zuletzt heute mittag. Da folgte ihm ein alter Ford Taunus. Als Schwedler hinter Hammerstein auf der Chaussee im Wald anhielt, blieb auch der Ford stehen. Ein unscheinbarer älterer Mann stieg aus, und an seiner Seite hielt sich ein wunderschöner rassereiner Cocker-Spaniel, kakaobraun und mit langen

Hängeohren. Dem Detektiv war vorher gesagt worden, der Spezialist komme stets in dem alten Ford und habe nie etwas anderes bei sich als einen Koffer, eine Tasche und einen reinrassigen Cocker-Spaniel.

Schwedler hatte mit der Fußspitze ein Kreuz in den Sand am Straßenrand gezeichnet. «An dieser Stelle muß der Fiat stehenbleiben», hatte er gesagt.

«Er bleibt stehen», hatte der Alte trocken erwidert. «Fahren Sie jetzt vor mir her nach Basel – genau die Strecke, die das Coupé nehmen wird. Damit ich die Kilometer habe. Falls die Kutsche einen Umweg macht, klappt es nicht mit dieser Stelle.»

«Das ist unser Risiko», hatte Schwedler erwidert und war vorausgefahren.

Heute abend hatte er durch die Frontscheibe seines Porsche zugesehen, wie der Spezialist nach Einbruch der Dunkelheit seine alte Kiste unmittelbar neben dem Fiat-Coupé geparkt und anscheinend eine Reparatur an dem Ford vorgenommen hat. So, wie der aussah, glaubte jeder an die Echtheit der Vorstellung, der sie miterlebte. In Wahrheit hat der Alte den Fiat präpariert. Schwedler hätte gern gewußt, was er gemacht hat, doch der Spezialist hat ihn zurückgewiesen.

«Das ist mein Bier», hatte er gleichgültig gesagt. «Ich arbeite allein, oder – bitte schön, machen Sie es selbst.»

Der junge Mann mit der goldgefaßten Brille hätte beim besten Willen nicht angeben können, welche Veränderungen der Alte an Christine Königs Wagen vorgenommen hatte. Hauptsache, er hat sie vorgenommen, und die Aktion läuft.

Der Nebel begünstigt das Unternehmen. Die Straße ist leer. Am hellen Tage und bei Sonnenschein ist sie eine der schönsten im Schwarzwald. Dichter Nadelwald säumt sie und steigt auf beiden Seiten terassenförmig in die Höhe. Das ist ein Wald, so dicht und dunkel und geheimnisvoll, als habe er Wilhelm Hauff als Kulisse für sein Märchen vom «Kalten Herzen» vorgeschwebt. Trotzdem ist das Bild nicht eintönig. Scharfe Kurven eröffnen immer neue reizvolle Panoramen, Brücken

führen über Gebirgsbäche und spannen sich über Schluchten. Jetzt, in der Nacht, ist das alles nur zu ahnen. Wenn Schwedler trotzdem versteht, warum Christine stets diese und nicht die direkt verlaufende Hauptverkehrsstraße, die Bundesstraße 3, nimmt, dann deshalb, weil er ja auch schon tagsüber hier gefahren ist.

Schemenhaft ducken sich die Häuser eines kleinen Dorfes unter den Nebel. Wären nicht die Straßenlaternen – man könnte durch das Dorf fahren, ohne es wahrzunehmen. Wolf-Dieter Schwedler mindert die Geschwindigkeit. Da ist die orangefarbene «Ente» von Roloff, und dort ist er auch selbst. Den Pelzkragen seiner Lederjacke hochgestellt, die lederne Baskenmütze wie eine Schirmmütze weit in die Stirn gezogen, vertritt er sich selbst eben ein bißchen die Beine. Schwedler gibt Zeichen mit der Lichthupe, ohne zu halten.

Roloff spuckt den Zigarettenrest aus, der ihm im Mundwinkel hängt, und steigt ein. Der kleine Citroën setzt sich in Bewegung. Sehr langsam und trödelnd – es sieht aus, als wäre der Fahrer übervorsichtig – fährt er in dieselbe Richtung, in der Schwedlers Porsche davongeschossen ist. Roloff beobachtet aufmerksam die Straße vor sich und hinter sich. Er wartet darauf, daß hinter ihm die Lichter des Fiat mit der jungen Frau am Steuer auftauchen. Roloff fährt langsam, damit die junge Frau ihn überholen muß.

Und dann haben sie die «Königin» in der Zange.

Christine schaltet die Scheibenwischer ein. Der Nebel legt einen dünnen feuchten Film auf die Frontscheibe. Sie hat den Eindruck, daß sie von Sekunde zu Sekunde weniger sieht. Vor dem Wagen steht eine weißlichgraue Wand wie eine brodelnde und dampfende Waschküche aus Großmutters Zeiten. Nur wenige Meter weit heben die Nebelscheinwerfer den feucht glänzenden Asphalt und den Straßenrand heraus; als sei man abgeschieden von aller Welt und allein in einer grenzenlosen Leere. Christine reibt sich immer wieder die Augen. Vorgebeugt fährt sie und hält das Lenkrad krampfhaft fest. Die Tachometernadel pendelt um die Vierzig herum und erreicht

nur selten einmal die Fünfzig-Kilometer-Marke. Bei dieser Geschwindigkeit brummt der Motor nur leise, und Fahrtwind ist so gut wie gar nicht da.

Christine denkt an Conny. Sie hätte auf ihn hören und erst bei Tagesanbruch fahren sollen. Was, wenn der Fiat aus irgendeinem unerfindlichen Grund plötzlich stehenbliebe? Wahrscheinlich würde es Stunden dauern, bis in dieser Nacht jemand vorüberkäme und sich ihrer annähme. Und die ADAC-Straßenwacht ist auch nur auf den Bundesstraßen unterwegs. Mehr und mehrt steigert sie sich in Angst und Unsicherheit hinein. Vergebens sucht sie sich zu überzeugen, daß sie nicht bleiben konnte. Vater hat sich daran gewöhnt, daß sie freitags nach Arbeitsschluß abfährt, aber auch daran, daß sie Sonntagnacht wieder in Staufen eintrifft. Wenn sie bei diesem Nebel ausbleibt, wird er sich Sorgen machen. Zumal er ihre Beziehungen zu dem Schweizer Geologen so wenig billigt wie ihre ständigen Fahrten nach Basel. Er spricht zwar nicht davon – und dafür ist sie ihm dankbar –, aber sie spürt es doch. Es tut ihr leid.

Christine König hat ein sehr gutes Verhältnis zu dem Mann, der zwar nicht ihr leiblicher Vater ist, sie das aber niemals fühlen läßt und vielleicht mehr für sie getan hat, als ein Vater hätte tun können. Sie war neun Jahre alt, als ihr Vater, ein Berufsoffizier der Pazifikflotte der US Navy, am 7. Dezember 1941 in Pearl Harbour auf jenem Schlachtschiff den Tod fand, über dessen gesunkenem Wrack sich heute zur Erinnerung an den japanischen Überfall eine schmucklose Betonkonstruktion erhebt. Ihre Mutter hatte dann – nicht unbedingt des Geldes wegen, sondern vorwiegend, um nicht ununterbrochen an den erlittenen Verlust denken zu müssen – in einem Forschungslabor in Richmond gearbeitet. In dem Institut, in dem sie als Protokollantin tätig war, lernte sie 1946 Dr. König kennen, der ihr als Emigrant aus «Old Germany» vorgestellt wurde. 1948 heirateten sie, und der damals sechzehnjährigen Christine gefiel der neue Vater. Sie gewöhnte sich schnell daran, daß er nicht wie die Mutter «Chris», sondern «Chri-

stine» sagte und daß sie statt Miss Graham nun Miss Koenig hieß. Mutter lebte richtig auf und konnte wieder lachen; Christine dankte das König unter anderem dadurch, daß sie sich bemühte, seine schwierige Sprache so schnell wie möglich perfekt zu beherrschen. Er war es, der ihr Interesse für wissenschaftliche Arbeit weckte und mit großer Selbstverständlichkeit das teure Studium finanzierte, und er war es auch, der ihr half, die ersten Schritte im Beruf zu tun. Als ihre Mutter 1957 starb und Dr. König sich entschloß, nach «Germany» zurückzukehren, war es für das Mädchen selbstverständlich, mit ihm zu gehen.

Natürlich versteht sie, daß ihrem Vater die Beziehungen nach Basel zu schaffen machen und daß es ihm schwerfällt, sie an vielen Wochenenden bei Bührer zu wissen, auch wenn er klug genug ist, sich mit dem Schicksal aller Väter abzufinden. Schade, daß es Christine mißlang, die beiden Männer näherzubringen. Sie lud Conny nach Staufen ein, aber Dr. König und er fanden keinen gemeinsamen Nenner und unterhielten sich auf eine quälende Weise verbindlich und angestrengt miteinander. Vater hörte höflich zu, als Konrad Bührer von Abstiegen in die «Unterwelt» der Hölloch-Höhle berichtete, die sich oberhalb des Pragelpasses in der Glärnischkette mit ihren Gletschern und Schneefeldern in den Glarner Alpen befindet, und Conny wußte ebensowenig mit Dr. Königs Ausführungen über moderne Funkmeßtechnik etwas anzufangen. Bisher war es bei dieser einen Begegnung geblieben.

Christine atmet auf. Da fährt einer noch langsamer als sie. Als Roloff sie im Rückspiegel kommen sieht, blinkt er und fährt scharf rechts ran, damit sie gut vorbeikommt. Der orangefarbene Citroën bleibt zurück, und das gibt ihr sogar ein bißchen Auftrieb. Verwunderlich eigentlich, daß sich der andere nicht an ihre roten Schlußleuchten anhängt, um so verwunderlicher, da er keine Nebelscheinwerfer hat, aber wahrscheinlich fährt da ein gemütlicher Opa, der es nicht eilig hat. Sie malt sich aus, wie er mit der Zigarre zwischen den Zähnen

am Lenkrad sitzt; sie mag Leute, die sich über die Zeit hinwegsetzen und denen Hektik fremd ist. Sie tritt jetzt etwas fester aufs Gaspedal.

Der Citroën hält. Roloff klappt die Scheibe herunter und steckt die Antenne seines Sprechfunkgeräts seitlich heraus.

«Äquator eins», sagt er. «Achtung! Der Nebel lichtet sich. Ich wiederhole: Der Nebel lichtet sich! Ende.»

«Verstanden, Äquator eins», klingt es zurück.

Christine nimmt weder den Waldweg wahr, der von der Chaussee abzweigt, noch den Wagen, der ohne Licht auf diesem Waldweg steht, Sein Fahrer hat ihn verlassen. Er ist bis zur Straße vorgegangen und lehnt reglos an einem Baum – ein großer, magerer Mann mit einem länglichen, hageren Gesicht und einem Sprechfunkgerät. Er sieht im Nebel vier Lichter auftauchen und weiß, daß das die Haupt- und die Nebelscheinwerfer des aus Basel kommenden beige-roten Fiat-Coupés sind. Er lächelt entspannt. Na also. Die Lichter wandern vorüber. Einen Augenblick lang sind drei rote Punkte zu sehen – schwach die Rücklichter, um vieles kräftiger die Nebelleuchte. Der Mann geht ohne Hast zu seinem Wagen zurück und läßt den Motor an.

Der Fiat ruckt plötzlich zwei-, dreimal. Dann ist der Motor aus. Das Coupé steht. Zunächst wundert sich Christine nur. Der Tank ist dreiviertelvoll, der Öldruck normal. Sie startet. Der Anlasser dreht die Welle. Der Motor springt nicht an. Sie versucht es ein zweites-, ein drittes-, ein viertesmal. Ohne Erfolg. Christine schaltet die Scheinwerfer auf Standlicht zurück. Sekundenlang sitzt sie reglos da. So etwas passiert ihr zum erstenmal. Der Wagen hat sie noch nie im Stich gelassen, und ausgerechnet in dieser Nacht... Vorhin hat sie daran gedacht, den unangenehmen Gedanken jedoch wieder verdrängt. Und nun? Das Schweigen stört sie mit einemmal. Kein Laut. Totenstille. Christine hört ihren eigenen Atem. Und vor den Fenstern quirlt der Nebel. Was nun?

Daß es ja nicht mehr lange dauern könne, bis der Opa mit seinem Citroën heran ist, denkt sie plötzlich. Ein Hoffnungs-

schimmer. Christine steigt aus. Sie wird winken, und dann hält er bestimmt. Christine bewegt fröstelnd die Schultern. Sie gürtet den weißen Sportmantel enger und zieht die Kapuze über den Kopf. Unangenehm, diese feuchte Nebelkälte. Sie klappt die Kühlerhaube hoch, damit ein Vorüberfahrender deutlich sieht, daß sie eine Panne hat. Den Fehler zu finden versucht sie gar nicht erst. Wie ihr Auto funktioniert, davon hat sie keine Ahnung. Ihr Vater sagt immer, am effektivsten sei, jedem die Arbeit zu lassen, wovon er etwas versteht. Er versteht etwas von Funkmeßtechnik, sie etwas von Dokumentalistik – und der Meister in der Autowerkstatt etwas von Kraftfahrzeugen. Der Effektivität wegen habe die Menschheit schließlich ziemlich früh die Arbeitsteilung erfunden.

Als schließlich Lichter im Nebel auftauchen, sind es nicht die des orangefarbenen Citroën. Mit dem kalkweißen Strahl von Halogenscheinwerfern erscheint ein quittegelber Opel-Rekord.

Der große, magere Mann mit dem Sprechfunkgerät sieht die roten Lichtpunkte und in Umrissen die junge Frau im weißen Sportmantel, die neben der geöffneten Kühlerhaube steht und winkt. Er denkt flüchtig, daß sich der Alte mit seinem Koffer, seiner Tasche und seinem Hund nur geringfügig vertan habe – das Fiat-Coupé ist annähernd fünfzig Meter weiter gefahren, als geplant war. Trotzdem saubere Arbeit! Der ist unschlagbar! Ein Spezialist der alten Schule. Bedauerlich, daß sie nach und nach aussterben und ihre Tricks mit ins Grab nehmen.

Er fährt an dem stehenden Wagen vorbei und dann gleich rechts heran.

Christine atmet auf. Der da kommt, sieht vertrauenerweckend aus. Ein Mann um die Fünfzig, pedantisch korrekt gekleidet. Und er hat ein freundliches, verstehendes Lächeln, als er mit abgezirkelter Geste seinen steifen Homburger lüftet und kameradschaftlich – sozusagen von Kraftfahrer zu Kraftfahrer – fragt: «Na, will er nicht mehr?»

7

Der Chef der Rhein-Main-Detektei schläft nicht in dieser Nacht. Etwas nervös geht Born in seinem Stahlrohrmöbelbüro auf und ab. Seit die Detektei besteht, hat sie noch nie eine Aktion dieses Ausmaßes durchgeführt. Sie ist generalstabsmäßig geplant und mit ungeheurem Aufwand vorbereitet worden. Nach menschlichem Ermessen kann nichts schiefgehen.

Aus einer Thermoskanne schenkt sich Born Kaffee ein, zu dem er viel Zucker nimmt. Er kann nicht verhehlen, daß er viel weniger optimistisch ist als seine Mitarbeiter. Plötzlich denkt er an seine Schulzeit. Er hat genau das gleiche Gefühl, das ihn als Schüler überkam, wenn er eine Klassenarbeit abgegeben hatte. «Mit Sicherheit verhauen.» Mit der Freude wartete man besser, bis sich das Gegenteil erwies. Oft erwies es sich nicht, häufig bestand die düstere Prognose zu Recht.

Mitternacht ist längst vorüber. Seine «Mannschaft» befindet sich voll im Geschäft. Er selbst kann hier in Frankfurt nur warten: auf das Klingeln des Telefons, auf Herzogs Vollzugsmeldung. Diese Sache ist ihm so wichtig, daß er seinen Stellvertreter Herzog mit ihrer Durchführung betraut hat. Das hat auch den Vorzug, daß er, Born, wenn die Sache schiefgeht, in London immer noch Herzog zum Buhmann stempeln kann. Wie soll er denn ahnen, daß jener dermaßen unfähig ist? Sicherlich, die feine Art wäre das nicht, aber das Hemd ist einem näher als der Rock.

Der Chef geht ans Fenster und öffnet es. Die Oppenheimer Straße ist still. Hier wölbt sich die Nacht blau und sternenklar, und die in zwei Reihen zu beiden Seiten der Straße dicht an dicht geparkten Wagen, die den halben Bürgersteig blockieren, glänzen im Licht aus hellerleuchteten Schaufenstern. Wenn er die Straße hinunterblickt, sieht er jenseits des Mains, von Scheinwerfern angestrahlt, die roten Backsteinbauten am Römer und auch den Dom.

Born hat für das alles keinen Blick. Er atmet tief. Die kühle Nachtluft macht ihn munter.

Nein, sinniert er, daß Dr. König identisch ist mit dem seit dem Auslaufen von U-3028 aus Oslo verschollenen Dr. Alexander Irrow, daran besteht kein Zweifel mehr. Ausgezeichnete Arbeit übrigens von Schwedler! Der hat das Ende des Fadens gefunden, mit dessen Hilfe sich die ganze Geschichte aufspulen läßt.

Born kehrt an seinen Schreibtisch zurück. Zum wievielten mal eigentlich zieht er sich die dickleibige Mappe heran, auf deren Deckel nur das Kennwort «Tentakel» steht? Sie ist prall gefüllt mit maschinegeschriebenen Berichten, mit Fotos und mit blattartigen Tonfolien für die in jedem Zimmer der Detektei stehenden Diktaphone. Eine lückenlose Dokumentation.

Als sie wußten, daß Dr. König in Staufen, Am Weinberg 3, wohnt, konnten sie ihn systematisch unter die Lupe nehmen. Daß er in der Forschungsabteilung der Wegener & Moss-AG arbeitet, war im Handumdrehen festgestellt. Man fotografierte ihn und verglich die Aufnahmen, die im Zuge der vorangegangenen Recherchen beigebracht wurden – Fotos der Abiturklasse in Fulda, Fotos aus dem Firmenarchiv des Unternehmens, bei dem Dr. Irrow vor dem Kriege zeitweilig arbeitete –, mit denen, die in Staufen angefertigt wurden. Dr. Irrow und Dr. König sind demnach ein und dieselbe Person.

Das war der erste Streich. Schwedler, der das Abiturientenbild aufgetrieben hatte, tat auch den zweiten. In seiner Gründlichkeit gab er sich nicht mit dem Foto zufrieden, sondern notierte außer dem Namen des Abiturienten Irrow auch die Namen der anderen. Unter ihnen war, auf dem Foto neben Alexander Irrow stehend, auch ein Wilhelm Butzko. Ein Wilhelm Butzko aber, Dr. rer. nat., ist einer der maßgeblichen Direktoren derselben Wegener & Moss-AG, in deren Forschungsabteilung Dr. König seit seiner Rückkehr aus den USA arbeitet. In den Vereinigten Staaten wiederum war Dr. König

in Richmond bei einer Firma tätig, die schon in der Zeit der Weimarer Republik in enger Geschäftsverbindung zur Wegener-AG, die 1952 im Rahmen der Wirtschaftskonzentration zur Wegener & Moss-AG expandierte, stand und bei der Dr. Butzko von 1937 bis 1938 amerikanisches Management an der Quelle studierte. Diese Erkenntnisse machten die Linie deutlich. Fraglos hatte sich Irrow in Richmond auf Butzko berufen. Man war dem alten Geschäftsfreund gefällig gewesen und hatte Irrow geholfen, sich in Dr. König zu verwandeln – in einen beliebigen Dr. König, der niemals etwas mit einer Forschungsstelle der SS zu tun hatte. Als er 1957 zurückkehrte, behielt er den Namen bei. Einer der Gründe dafür mochte sein, daß er damit unliebsamen Fragen seiner Stieftochter aus dem Wege ging. Zum anderen ließ er alles, was ihn möglicherweise belasten konnte, hinter sich, löste sich aus seinen alten Verbindungen und ging allem aus dem Wege, was ihn irgendwie an seine Vergangenheit erinnern könnte. Nun ließ sich auch feststellen, daß die Namensänderung mit Unterstützung durch Dr. Butzko bereits 1947 amtlich legalisiert wurde.

Born schlägt die «Tentakel»-Akte zu. Dieser Dr. Albrecht König widert ihn an. Diese Sorte Mensch haßt er wie die Pest. Ehrlos ist sie, zu feige, sich zu bekennen, auf nichts bedacht als die eigene Karriere, ein Verräter. Nein, die festgestellten Verhaltensweisen Königs schlossen die Möglichkeit aus, einfach an den Mann heranzutreten und die Koordinaten der Versenkung vor der norwegischen Küste von ihm zu verlangen. Er hätte vermutlich von nichts gewußt. Ihn hart in die Mangel nehmen konnte man aber auch nicht, denn König gehört zu den Spitzenkonstrukteuren der Wegener & Moss-AG, ist nach den Feststellungen der Rhein-Main-Detektei sogar an streng geheimen NATO-Projekten beteiligt und genießt demzufolge das Wohlwollen des Verteidigungsministeriums. Das hätte einen riesigen Wirbel gegeben, und der lag in keiner Weise im Interesse des Kameraden Fritsch.

Der Chef steht wieder auf. In den Panzerschrank legt er nun

den dickleibigen Dossier. Nein, es gibt keine andere Möglichkeit als die Nacht- und Nebelaktion, die unter Herzogs Leitung in vollem Gange ist. Darüber, daß sie ein Vabanquespiel ist, gibt sich Born keiner Illusion hin. Die Chancen stehen fünfzig zu fünfzig. Wenn man nicht wüßte, daß Dr. König in seinem Safe allerhand altes Zeug aufbewahrt, Erinnerungsstücke, die eine gewisse Bedeutung für ihn haben... Sicherlich war jene U-Boot-Fahrt ein einschneidendes Ereignis in seinem Leben.

Ohne daß jemals ein Mitarbeiter der Detektei im Hause Am Weinberg 3 war, kennen sie es wie ihre Westentasche. Es war eine Kleinigkeit, sich die Baupläne zu beschaffen – jeder Architekt fühlt sich geschmeichelt, wenn man ihm einen Auftrag in Aussicht stellt und dazu sagt, sein Bau Am Weinberg 3 habe einen bestochen und man stelle sich etwas Ähnliches vor. Die Nutzungsschutzgebühr für das Überlassen der Pläne betrug 10000 Mark. Mit einem Lächeln, als sei diese Summe für ihn nichts, hatte Born sein Scheckbuch gezückt. Dasselbe wiederholte sich noch einmal bei dem Innenarchitekten, der das Haus nach Königs Wünschen eingerichtet hatte. Von ihm brachte der Chef eine Mappe voller guter großformatiger Farbfotos mit – aufgenommen am Tage der Schlüsselübergabe. Die Kenntnis all dieser Dokumente erlaubt es den Detektiven, sich notfalls mit geschlossenen Augen sicher zwischen Keller und Bodenkammern zurechtzufinden. Recherchen über die Lebensgewohnheiten der Bewohner dieses Hauses rundeten das Bild ab. Christines Fahrten nach Basel sind so wenig ein Geheimnis wie die freien Tage der Haushälterin, die diese regelmäßig bei ihrer Schwester in Nürnberg verbringt.

Rückschauend findet Born keine Lücke in den Vorbereitungen. Das Menschenmögliche wurde getan. Und trotzdem: Es bleibt eine Menge Unwägbarkeiten.

Christine König hebt die Schultern. «Auf einmal», erwidert sie hilflos und ist klug genug, diese Hilflosigkeit deutlich aus-

zuspielen. «Ich habe noch zweimal oder öfter gestartet. Nichts!»

Der seriöse Mittfünfziger nickt. Er tritt an die geöffnete Motorhaube des Fiat-Coupés und beugt sich über die Maschine. Ohne die Autohandschuhe abzulegen, rüttelt er an den sechs Kerzensteckern und prüft den festen Sitz der Kabel. In Wahrheit müht sich Herzog nur, eine Spur der Arbeit des Alten zu entdecken. Vergebens! Ein Könner, der Mann.

Freundlich wendet sich Herzog dem Mädchen zu. «Wenn Sie noch mal starten würden», bittet er.

Der Starter mahlt umsonst. Der Hilfsbereite läßt sich den Kerzenschlüssel geben; die Kerzen sind rehbraun und trokken, geradezu ideal. Und alle sind intakt. An der elektrischen Anlage war der Alte also nicht.

Ein weiterer Startversuch mißglückt ebenfalls.

«Tja, junge Frau», sagt Herzog bedauernd und macht ein kummervolles Gesicht. «Da weiß ich auch nicht weiter. Aber ich bin kein Autoschlosser.»

Sekundenlang schweigen sie. Von den Tannen am Wege tropft die Nässe. Der Nebel wallt nach wie vor. Feuchtigkeit schlägt sich auf Christines Gesicht nieder. Sie hat das Gefühl, daß es immer kälter wird. Es ist gut, daß der Fremde bei ihr steht und nach einer Möglichkeit sucht, ihr zu helfen.

«Wissen Sie was», sagt er unvermittelt. «Ich hänge Sie an und schleppe Sie nach Hammerstein. Dort gibt es eine gute Werkstatt, und wenn Sie den Besitzer für seine gestörte Nachtruhe entschädigen, bringt er Ihnen die Mühle gleich in Ordnung.»

Dabei drückt er schon die Motorhaube in die Halterung.

«Was halten Sie davon?»

Ob ihr denn etwas anderes übrigbleibe, denkt sie, und daß die vorgeschlagene Lösung die vernünftigste sei. Sie lächelt dankbar.

«Das wäre sehr liebenswürdig von Ihnen.»

Sie will ihren Kofferraum öffnen, um an das Schleppseil heranzukommen, doch Herzog winkt ab. «Aber bitte, gnädige

Frau! Ich habe da wahrscheinlich mehr Erfahrung als Sie.»

Christine fällt nicht auf, daß das Schleppseil des anderen nicht verpackt ist, sondern griffbereit obenauf liegt, und daß sich die Taschenlampe nicht vorn in der Kabine, sondern ebenfalls hier befindet. Auch eine Decke steht sofort zur Verfügung. Der Fahrer des Opel-Rekord breitet sie vor dem Fiat aus, um sich beim Hinknien nicht die Hose zu beschmutzen. Er findet den Schlepphaken des Coupés mit solcher Sicherheit, als sei er darauf spezialisiert, einen Fiat dieses Typs zu ziehen. Mitten in seinem emsigen Tun hält er inne, blickt zu Christine auf und lüftet seinen Homburger. «Ach, verzeihen Sie», bemerkt er im Tone eines Menschen, der sich plötzlich einer Unterlassungssünde bewußt wird. «Ich habe mich noch nicht vorgestellt. Mein Name ist Büchmann.»

Die junge Frau hat schon wieder so viel Oberwasser, daß sie den mit dem Hut in der Hand knienden Ritter komisch finden kann. Romeo und Julia auf der Wanderbühne. Aber sie setzt ihr charmantestes Lächeln auf und erwidert, als wäre des Mannes Pose ganz alltäglich: «König.»

Herzog setzt den Hut wieder auf, erhebt sich, legt die Decke zusammen und in den Kofferraum und klopft sich die Knie ab.

«Am besten wird sein, wenn *ich* den Wagen in Hammerstein in die Werkstatt bringe», wirft er hin, während er seine Kofferraumklappe zufallen läßt. «Ich bin dort gut bekannt. Ich vertrete hier im Südwesten eine Agentur, müssen Sie wissen. Und Sie setze ich im ‹Grünen Baum› ab. Da haben Sie es warm und gemütlich und können etwas zu sich nehmen. Ein heißer Tee mit Zitrone tut Wunder bei solchem Wetter.»

Ein Handelsvertreter also. Ja, das paßt zu ihm. Das selbstsichere Auftreten, die betont seriöse Erscheinung. Das beleuchtete Kennzeichen seines Wagens beginnt mit den Buchstaben «FR». FR ist Freiburg im Breisgau, gar nicht weit weg von Staufen. Das alles flößt Vertrauen ein.

«Sehr freundlich, Herr Büchmann. Ich fahre die Strecke so

oft, aber das ist mir noch nie zugestoßen.»

Sie steigen ein. Der Opel-Rekord setzt sich in Bewegung und zieht den Fiat sanft an. Jetzt erst kommt die orangefarbene «Ente» und fährt langsam vorüber. Für einen Augenblick blenden die Scheinwerfer des gelben Rekord auf. Ihr Licht trifft voll das schräge Heck des kleinen Citroën, ehe dieser, plötzlich anziehend, im Nebel untertaucht.

Herzog zündet sich eine Zigarette an und hat ein kleines, verkniffenes Lächeln. Bis jetzt läuft alles programmgemäß. Die durch den Nebel bedingten Zeitverschiebungen sind gering und bleiben im Rahmen der vorgegebenen Reserven. Die erste Hürde hat die Rhein-Main-Detektei genommen. Eine Weile haben sie gefürchtet, Christine König werde ihren Aufenthalt in Basel ausdehnen oder ausnahmsweise die Bundesstraße benutzen – das hätte die Aktion für diese Nacht unmöglich gemacht. Doch bis jetzt lief alles wie am Schnürchen. Und die König hat keinen Verdacht geschöpft. Im Gegenteil! Sie ist ihm zutiefst dankbar.

Hammerstein. Das Ortseingangsschild reflektiert müde das Scheinwerferlicht. Der Ort schläft. Die Fenster der Häuser gähnen schwarz. Wie verschwommene weiß-blaue Kreise stehen die Strahler der Peitschenmasten hoch über der Straße. Man sieht ihre Verankerung nicht. Wie seltsame utopische Flugkörper muten sie an, die in zwei langen Reihen gestoppt haben.

Der «Grüne Baum» sieht aus wie eine riesige Schwarzwälder Kuckucksuhr. Als Herzog zum erstenmal vor dem Portal stand, dachte er, über dem mit Schnitzereien reich verzierten Fachwerk würde jede Sekunde tatsächlich der Zeitrufer erscheinen. Hier sind die sonst gelblich getönten Butzenscheiben hell. Wie eine Lockung ist das für die, die trotz aller Wetterwarnungen losgefahren und nun schon halb bereit sind, aufzugeben und in behaglicher Umgebung den Morgen abzuwarten. Im «Grünen Baum» gibt es auch Fremdenzimmer. Einige dürften belegt sein. Ein paar Wagen parken da.

Auf den ersten Blick entdeckt Herzog die Umrisse des buckligen Ford-Taunus, und er fährt so, daß das Fiat-Coupé genau daneben hält. Die orangefarbene «Ente» ist nirgends zu sehen, obwohl sie Herzog in der Nähe weiß. Roloff hat sie so abgestellt, daß sie dem Mädchen nicht noch einmal unter die Augen kommt.

Der seriöse Mittfünfziger läßt es sich nicht nehmen, Fräulein König in die Gaststätte zu geleiten, ehe er sich um die Werkstatt kümmert. Für Christine verstärkt sich der Eindruck, daß Büchmann in der Gegend zu Hause ist. Er führt sie in eine Nische, bestellt ihr Tee und verspricht, nachdem sie ihm ihre Autoschlüssel ausgehändigt hat, für eine schnelle Reparatur Sorge zu tragen. Dann erst geht er.

Die plötzliche Wärme in der zwar niedrigen, jedoch geräumigen Gaststube mit ihrem rustikalen Zuschnitt und den Bauernmöbeln aus naturfarbenem Holz überfällt Christine. Auf einmal merkt sie, wie abgespannt und müde sie ist. Sie lehnt sich wohlig zurück und ist sehr versucht, die Augen zu schließen. Nur wie von weit her hört sie die Stimmen einiger weniger Gäste, die an einem runden Tisch zusammensitzen, schwäbeln und dem einheimischen Wein wohl schon kräftig zugesprochen haben. Außer ihr befindet sich nur noch ein Fremder hier – ein älterer Mann, neben dem ein hübscher Cocker-Spaniel den Kopf auf die Pfoten gelegt hat. Plötzlich springt er auf und schüttelt sich, daß die langen Ohren fliegen, als Herrchen nun zahlt und sich zur Tür wendet.

Die Männer am runden Tisch machen noch nicht Schluß. Ein neuer Krug Wein wird verlangt und von dem Serviermädchen in der schmucken Schwarzwaldtracht gebracht. Plötzlich hat Christine einen Operettenschlager im Ohr und wird ihn nicht wieder los. «Aus jedem Lädele schaut's Schwarzwaldmädele...» Sie legt beide Hände ums Teeglas. Das tut gut. Sie sieht zur Uhr über der Theke. Rechnet. Wenn alles klappt, kann sie gegen drei Uhr zu Hause sein. Um einen großen Schaden wird es sich ja nicht handeln. Ihr bleibt zwar nur eine kurze Nacht, aber Basel fordert eben auch Opfer. Conny darf

sie von dieser Geschichte nichts sagen. Der Gedanke amüsiert Christine.

Sie blickt erwartungsvoll zur Tür, als draußen ein Wagen vorfährt. Herr Büchmann. Wahrscheinlich hat er den Meister mitgebracht, und jetzt werden die Männer den Fiat wieder an den Opel hängen und zur Werkstatt hinschleppen. Doch die Tür geht auf, und der hilfsbereite Handelsvertreter kommt allein herein.

Auf seinem Gesicht steht Unmut, als er sagt: «Das ist mir ausgesprochen peinlich. Nun habe ich solche Reklame für die Werkstatt gemacht. Ausgerechnet heute ist der Meister weggefahren. Er sollte schon zurück sein, aber der Nebel... Um sieben wird die Werkstatt aufgemacht, da ist er auf alle Fälle wieder da. Die Meisterin läßt Ihr Auto dann sofort abholen. Ich habe die Schlüssel dort gelassen. Das war doch in Ihrem Sinn?»

Das war es nicht, aber der Mann hat sich ihretwegen so viel Mühe gegeben, daß sie ihn nun nicht kränken will. «Ich muß um neun im Büro sein», sagt sie. «Unbedingt! Ich mache Ihnen einen anderen Vorschlag: Sie schleppen mich nach Staufen, und ich ersetze Ihnen alle Unkosten. Ich weiß natürlich, wie anstrengend das für Sie ist.»

Damit sagt sie deutlich, daß sich der Weg nach Staufen für ihn lohnen würde. Doch er geht nicht darauf ein, obwohl ihn die Aussicht auf eine solche Nebeneinnahme zu locken scheint.

«Leider», erwidert er. «Ich wurde bereits vor einer Stunde in Zell erwartet. Ob ich will oder nicht, ich muß jetzt fahren. Wenn Sie mir erlauben, Ihnen einen Rat zu geben: Nehmen Sie hier ein Zimmer, gnädige Frau, und schlafen Sie ein paar Stunden. Spätestens um halb acht ist Ihr Wagen fahrbereit; das schaffen Sie noch ganz bequem bis nach Staufen. Dann ist es hell, der Nebel wird fallen, und die Welt sieht viel freundlicher aus.»

Wieder gilt es für die Rhein-Main-Detektei, eine Klippe zu umschiffen. Was wäre, wenn die junge Frau den erstbesten

Abschleppdienst kommen ließe oder sich ein Funktaxi bestellte? Die Kosten für eine Überlandfahrt spielen doch bei ihr keine Rolle.

Ungebeten, aber genau im richtigen Augenblick, kommt der Wirt Herzog zu Hilfe. Der hat einen siebenten Sinn fürs Geschäft, und wenn jemand im Umkreis von hundert Metern davon spricht, ein Zimmer zu nehmen, das hört er. Schon steht er da, ein freundlicher beleibter Mann mit einer ledernen Küferschürze, und verbeugt sich lächelnd.

«In fünf Minuten ischt ein Zimmerle hergericht', gnädige Frau», versichert er. «Sie habe Glück – ein anderer Gascht ist zurückgetrete.»

Christine ist unschlüssig. Einerseits kämpft sie mit der wachsenden Müdigkeit, andererseits möchte sie nun einfach nach Hause. In Hammerstein wird doch ein Taxi zu bekommen sein. Aber dann bliebe das Coupé hier, und sie müßte morgen noch einmal her, um es abzuholen. Der von Büchmann vorgeschlagene Weg erscheint am rationellsten.

Herzog spürt, daß ihm der Schweiß auf die Stirn tritt. In diesen Sekunden entscheidet sich alles. Es hängt an einem seidenen Faden, ob er die Aktion abblasen muß oder sie weiterführen lassen kann. Wenn er bloß vorhin schon Gelegenheit gefunden hätte, das schnell wirkende Schlafmittel in Christines Tee zu geben, das er griffbereit in der Westentasche hat.

«Ich nehme an, Sie befürchten, daß man sich Sorgen um Sie macht», setzt er neu an. «Dort ist das Telefon. Rufen Sie doch an und sagen Sie Bescheid.»

Mit einem Aufatmen kann er feststellen, daß die Anregung auf fruchtbaren Boden fällt. Christine steht auf und läuft zur Kabine hinüber, deren Holzverkleidung der Ausstattung des Gastraumes entspricht. Nun endlich hat Herzog Gelegenheit, die Tablette loszuwerden.

Lange Zeit hört Christine im Apparat nichts als das ankommende Rufzeichen. Dann, endlich, wird am anderen Ende der Leitung der Hörer abgenommen. Die schlaftrunkene Stimme des Stiefvaters.

Sie berichtet, was ihr widerfahren ist.

«Aber das ist doch Unsinn, Kind!» klingt es zurück. «Du sagst das Zimmer ab, und ich steige in den Wagen und hole dich.»

Christine protestiert. Sie lehnt auch ab, weil ihr Vater schlechte Augen hat und weil die Fahrt im Nebel für ihn eine ungeheure Anstrengung wäre. Und dann noch die Rückfahrt mit dem Fiat im Schlepp. Sehr energisch erklärt sie, sie wisse genau, was sie tue, und er möge sich ruhig wieder schlafen legen. Es sei lieb von ihm gedacht, aber unnötig. So wäre sie morgen zeitig und zudem ausgeruht wieder daheim.

Diesen Ton kennt Dr. König. Er seufzt ein bißchen. «Du weißt, daß ich dir keine Vorschriften mache», lenkt er ein. «Also gut, übernachte in Hammerstein! Ich danke dir, daß du mich verständigt hast. Schlaf schön, Kleines.»

Sie kehrt an den Tisch zurück. Mit einem Zuge leert sie das Teeglas. Nun ist alles erledigt, was zu erledigen war; jetzt will sie ins Bett.

«Alles in Ordnung, Fräulein König?» erkundigt sich Herzog teilnehmend.

«Ja.»

Der Vertreter erhebt sich und greift nach seinem Homburger. «Dann kann ich beruhigt weiterfahren. Ich habe es wirklich eilig.» Er verbeugt sich tief. «Ich wünsche eine angenehme Nacht.»

«Und noch einmal vielen Dank, Herr Büchmann. Was bin ich Ihnen schuldig?»

Er ist ganz Kavalier der alten Schule. «Aber ich bitte Sie, gnädige Frau. Es war mir ein Vergnügen.» Damit stelzt er steifbeinig hinaus.

Auch Christine steht auf. Das Fremdenzimmer befindet sich im ersten Stockwerk. Der Wirt geht voraus. Draußen fährt der Opel ab.

Weit fährt er nicht. Er hält neben dem Citroën Roloffs. Ohne Licht parken sie abseits der Straße im Nebel. Roloff steigt aus, als Herzog seinen Wagen verläßt. Gemeinsam gehen sie einen

schmalen Fußweg zwischen Gärten hinauf. Von hier aus können sie die Seitenfront des «Grünen Baums» sehen und trotz der weißlichgrauen Nebelschwaden erkennen, daß in einem der Fremdenzimmer das Licht ein- und bald darauf ausgeschaltet wird. Zuvor wird der eine Fensterflügel geöffnet.

«Programmgemäß», bemerkt Herzog neben ihm. «Die Tablette hat sie geschluckt. In zehn Minuten kannst du rauf und ihr Schlüsselbund holen.»

Der andere nickt. «Gut hochzukommen. Ich habe es mir angesehen.»

Sie stehen, rauchen und warten. Es ist, als halte die Nacht den Atem an. Kein Nachtvogel, kein Hundegebell. Der Verkehr scheint völlig zum Erliegen gekommen zu sein.

Christine König schläft schnell ein. Ihre letzten Gedanken waren noch bei dem Gespräch mit dem Wirt auf der Treppe.

«Herr Büchmann ist wohl öfter hier?» hatte sie gefragt, um überhaupt etwas zu sagen. Der Wirt antwortete: «Dasch tut mer leid, den Herrn han' isch hier noch nie gesehe.»

Merkwürdig, denkt sie. Aber sie hat nicht mehr die Kraft, zu überlegen, warum Büchmann das anders dargestellt hat. Den Kopf in die Beuge des Arms gelegt, schlummert sie ein.

8

«Achtung, Äquator zwei?»

«Äquator zwei hört.»

«Ich bin in einer Minute am Ball. Ende.»

«Okay!»

Der Mann, den Herzog mit «Äquator zwei» angerufen hat, steht neben einem Telefonmast in der Straße Am Weinberg in Staufen. Sie ist besonders schön gelegen, diese Straße Am Weinberg, in der es nur ein paar große Grundstücke gibt, bebaut mit «Nobelheimen», wie man hierzulande sagt. Weit

hinter den hohen Hecken stehen stilvolle moderne Villen, jede grundverschieden von der benachbarten, Individualbauten eben, geprägt vom Geschmack des Besitzers und dem Können seines Architekten. Einige der Häuser sind nichts als protzig, doch über Geschmack läßt sich bekanntlich streiten. Die Villa Dr. Königs findet Äquator zwei schön. In sich ausgewogen, gediegen. Die vorgezogene breite Fensterfront des ersten Stocks gefällt ihm.

Er hat die Steigeisen bereits angelegt. Der Mast, an dem er nun emporklimmt, ist der letzte vor Nummer 3. Zugleich endet hier die Freileitung. Dr. König, zweifellos besser besattelt als die immer in roten Zahlen steckende Bundespost, hat die Kabel auf seinem Grundstück unterirdisch verlegen lassen. Ein Rohrmantel am Mast führt abwärts in die Erde. Oben, wo die Leitung mit einer Schleife ins Rohr eintritt, legt Äquator zwei mit einem Messer die Kabel so weit frei, daß er zwei Klemmen daran legen kann. Er setzt die Kopfhörer auf. Nun kann er jedes Gespräch mithören, das über die Leitung Dr. Königs geführt wird. Er richtet sich so bequem wie möglich ein. Der breite Sicherheitsgurt gibt ihm Halt, er hat die Hände frei. Ginge unter ihm jemand vorbei, würde jener ihn nicht sehen. Der Nebel deckt ihn. So hat der auch sein Gutes.

Noch ist die Leitung still. Ein paar Minuten braucht Herzog schon – in der Detektei nennen sie den Stellvertreter Borns den «Vize» –, um eine Telefonzelle zu erreichen und Königs Nummer zu wählen. Aber jetzt. Das jäh loslärmende Rufzeichen klingt im Kopfhörer unnatürlich laut. Äquator zwei zählt mit. Viermal, fünfmal...

Genau über dem Portal befindet sich das Arbeitszimmer des Wissenschaftlers. Es hat zwei große Fenster und bietet am hellen Tage bestimmt eine herrliche Aussicht. «So einer kann sich eben alles leisten», sinniert Äquator zwei mißmutig, «und weiß sicherlich nicht einmal, wie gut es ihm geht. Diese Brüder jammern doch immer.»

Im Arbeitszimmer flammt das Licht auf. Ein Fensterflügel steht offen, die Vorhänge sind zurückgezogen. Der Mann am

Mast sieht Dr. König zum Telefon gehen. Er ist noch dabei, den Gürtel des Bademantels zuzuziehen, den er hastig übergestreift hat. Sein fast schon ganz weißes, aber noch volles Haar ist vom Schlaf zerzaust. Er fährt flüchtig mit der Hand darüber hin. Die Brille hat er wohl aufgesetzt, als er aus dem Bett stieg. Wahrscheinlich vermag er ohne sie keinen Schritt zu tun. Er hebt den Hörer ab.

«König», meldet sich der Wissenschaftler müde.

Äquator zwei hört die Stimme des «Vize» – sehr wach, sehr kühl und betont scharf.

«Herr Doktor! Hören Sie mir bitte genau zu!»

König unterbricht: «Mit wem spreche ich?»

«Das ist ganz unwichtig. Ich sage alles nur ein einziges Mal. Ihre Tochter Christine befindet sich in meiner Gewalt.»

Beinahe körperlich empfindet der Mann am Mast, wie Dr. König zusammenzuckt. Mit einem Schlag ist der Wissenschaftler ganz munter. Er strafft sich und schiebt mit einer fahrigen Bewegung die Brille höher auf die Nase. Er will etwas sagen, doch Herzog läßt ihn nicht zu Wort kommen.

«Sie hat vor einer guten Stunde in meinem Auftrag bei Ihnen angerufen. Aus Hammerstein. Sie sollten ihre Stimme noch einmal hören.»

«Aber...», setzt der Wissenschaftler neu an.

«Schweigen Sie! Herr Doktor, Sie nehmen jetzt Ihr Scheckbuch und alles Bargeld, das Sie im Hause haben, damit begeben Sie sich zu Ihrem Wagen. Auf dem Beifahrersitz liegt ein Sprechfunkgerät. Damit wird man Sie zu einem Platz dirigieren, an dem wir alles Weitere besprechen werden. Ich warne Sie: Keine Polizei, keine faulen Tricks! Oder Sie sehen Ihre Tochter nicht lebend wieder. Haben Sie mich verstanden?»

König schluckt. «Jawohl», erwidert er so tonlos, daß es kaum zu verstehen ist. Dann knackt es in der Leitung. Der anonyme Gesprächspartner hat aufgelegt.

«Hallo!» ruft König noch einmal. «Hallo, so hören Sie doch!» Er klopft auf die Gabel, doch danach ist nur das Freizeichen da.

Äquator zwei setzt die Kneifzange an und durchtrennt die Leitung. Keinen Augenblick zu spät, denn Dr. König versucht plötzlich hastig zu wählen. Als er merkt, daß sein Apparat tot ist, steht er einen Augenblick lang mit dem Hörer in der Hand hilflos und wie verloren in dem weiträumigen Zimmer. Ganz langsam legt er den Hörer auf die Gabel. Jetzt erst scheint er sich der Tragweite der erfolgten Drohung bewußt zu werden. Erpresserische Entführung ist ein häufiges Delikt in diesen Jahren, und sicherlich denkt der Wissenschaftler an die schrecklichen Fotos in den Zeitungen und an die Berichte vom vergeblichen Bemühen der Polizei, die Entführten rechtzeitig zu befreien. Da gibt er auf, da ist er bereit, alles zu tun, was von ihm verlangt wird. Wenn sein eigenes Konto nicht ausreicht, wird er sich an Wilhelm Butzko wenden.

Äquator zwei steigt vom Mast, nimmt die Eisen ab, die große Ähnlichkeit mit den Zangen des Hirschkäfers haben, und läuft zu seinem Wagen, der am Eingang der Straße Am Weinberg parkt. Am Weinberg ist eine Sackgasse wie die meisten dieser Villenstraßen; man will vermeiden, daß der fließende Verkehr die beschauliche Ruhe stört, und auch gegen Gaffer hat man eine gewisse Abneigung. Rhein-Main-Detektiv »Äquator zwei», der im zivilen Leben Kennsche heißt, sitzt kaum in seinem Volkswagen, als er aus dem Walky-Talky Geräusche hört, die von dem Gerät aus Dr. Königs Fahrzeug kommen, das auf demselben Kanal arbeitet. Eine Tür klappt, ein Anlasser summt, ein Motor springt an. Sein leises Rauschen schwillt an, und dann sieht Kennsche bereits den langgestreckten weißen Mercedes die Sackgasse herunterkommen. Er nimmt sein Gerät auf.

«Ihr Apparat ist auf Empfang geschaltet», sagt Kennsche. «Machen Sie nichts daran! Biegen Sie nach links ab und fahren Sie an der ersten Querstraße nach rechts.»

König gehorcht. Obwohl er das Sprechfunkgerät nur kurz betrachten konnte, hat er erkannt, daß es sowohl empfängt als auch sendet: Der andere hört jedes Geräusch, das er verursacht. Es ist ein Gerät von geringer Leistung, es reicht ein

paar hundert Meter weit, mehr nicht. Eine Sekunde lang hat der Wissenschaftler die verzweifelte Idee, seinerseits zu sprechen und die Worte so zu wählen, daß ein Dritter sofort Bescheid weiß. Die Funküberwachung könnte gerade auf der richtigen Welle sein oder ein Funkamateur einen Streifzug durch den Äther unternehmen. Aber das Gerät ist schwach, mit Bedacht ausgewählt, und das Risiko für ihn zu hoch. König beschließt, den anderen nicht merken zu lassen, daß er weiß, daß man über das Gerät sprechen kann.

Da ist die Kreuzung. Dr. König biegt rechts ab, und weil er hier genau Bescheid weiß und außerdem auf der Hauptstraße ist, beschleunigt er gewohnheitsmäßig. Hier in Staufen macht ihm der dichte Nebel nichts aus.

Schon meldet sich wieder die fremde Stimme. «Sie fahren zu schnell!»

König nimmt den Fuß von dem Pedal zurück. Er schaut in den Rückspiegel, der Kerl muß auf Sichtweite hinter ihm sein. Er sieht nur verschwommen ein Scheinwerferpaar und Nebellampen. Der Wagentyp ist nicht zu erkennen, die Entfernung bei der schlechten Sicht schwer zu schätzen.

Der Fremde dirigiert ihn aus der Stadt hinaus, wenn König nicht alles täuscht, in Richtung der Burgruine, die sich auf einem Berg über Staufen erhebt. Ja, denn nun sagt die Stimme aus dem Gerät: «Schalten Sie jetzt auf den zweiten Gang zurück! Rechts kommt eine Forststraße. In die biegen Sie ein.»

Dieser Waldweg führt auf die Ruine zu. Der weich gefederte große Wagen schwankt und schaukelt wie ein Boot bei Seegang. Immerhin sind die Fahrspuren nicht so tief, daß die weiße Limousine aufsetzen könnte.

Mehr und mehr gewinnt bei König der Gedanke Raum, daß dieses Kidnapping sorgsam und genau vorbereitet worden ist. Allein die Ortskenntnis... Das Sprechfunkgerät lag in der verschlossenen Garage im Wagen; man mußte rechtzeitig Nachschlüssel besorgt und ihre Gewohnheiten beobachtet haben. Auch kein Zufall, daß alles stattfindet, während die

Haushälterin in Nürnberg weilt. Die unterbrochene Telefonleitung. Er hat keine andere Wahl, als zu gehorchen.

König wischt sich mit dem Handrücken über die Stirn. Sie ist naß vom Schweiß. Seine Brille beschlägt. Er hält an, um sie abzuwischen. Und schon die Stimme: «Von Stehenbleiben war nicht die Rede.» Jede seiner Bewegungen haben sie unter Kontrolle.

Der Wissenschaftler beißt die Zähne zusammen und fährt weiter, weiter bergauf. Das Scheinwerferlicht trifft jetzt auf graues Mauerwerk. Die Ruine. Lose Steine, von den Reifen erfaßt und hochgeschleudert, schlagen mißtönend gegen die Karosse. König zuckt zusammen. Vorsichtig steuert er zwischen den alten Torpfeilern hindurch. Er zögert. Der enge Hof. Wohin nun?

Da kommt bereits das Kommando: «Sie halten rechts an der Mauer. Motor und Scheinwerfer aus. Sie gehen nach links in die Reste der alten Stallungen. Das Gerät bleibt im Wagen.»

Das Scheinwerferlicht erlischt, das Motorengeräusch stirbt. König dreht die Seitenscheibe ein wenig herunter, ehe er aussteigt. Er muß doch hören, wenn ihn das Gerät ruft. Einen Augenblick lang hat er gehofft, der Verfolgerwagen werde nach ihm in den Hof einfahren und er werde den Mann nun endlich zu Gesicht bekommen. Nichts! Kein Licht, kein Geräusch, keine Schritte. Auch das spricht wieder für die gute Vorbereitung. Der Kerl weiß natürlich, wohin er sich stellen muß, um ihn ungesehen beobachten zu können.

Während er über die vom Zahn der Zeit benagten unebenen Steinplatten des Hofes zu den ehemaligen Stallungen geht und im Laufen den Kleppermantel überzieht, erwartet er, im Dunkeln angesprochen zu werden. Wieder denkt Dr. König an die Zeitungsberichte. Der Mann wird eine Pudelmütze tragen, die er bis zum Kinn herabgezogen hat und in die Schlitze für Augen und Mund geschnitten worden sind, oder eine Strumpfmaske, und er wird wissen, daß ihm der Wissenschaftler, wie er hier steht, hilflos ausgeliefert ist. Der weißhaarige Konstrukteur wird auf alles eingehen, wird das Bargeld übergeben,

einen Scheck ausschreiben und geduldig hier oben warten, bis die Kerle den eingelöst haben und ihn freigeben. Aber Christine dürfen sie nichts tun.

Kennsche hat in den Resten des alten Bergfrieds, des Burgturms, Posten bezogen. Von oben herab kann er den Hof gut überblicken. Auf dem Berg ist kein Nebel. Der Himmel wölbt sich sternenbesät, und es sieht aus, als ruhten Berg und Burg auf den wallenden Nebelmassen, die die Stadt Staufen weiter unten völlig verdecken. Kennsche erkennt im bläulichen Nachtlicht jede Einzelheit im Hof. Er drückt die Taste des zweiten Sprechfunkgeräts, das ihn mit seinen Leuten verbindet, bringt den Mund dicht ans Mikrofon und meldet leise: «Äquator zwei. Ziel erreicht. Alles okay.»

Schwedler, in seinem weißen Mantel fast mit dem Nebel verschmelzend und selbst auf kurze Entfernung kaum wahrzunehmen, schüttelt mißbilligend den Kopf. Daß der «Vize» seinen quittegelben Opel-Rekord unmittelbar vor der Toreinfahrt der Villa Am Weinberg 3 geparkt hat, geht ihm zu weit. Man kann es auch übertreiben. Doch er sagt nichts dazu. Er beschränkt sich auf die Meldung, daß in der Umgebung des Hauses alles vollkommen ruhig sei.

Herzog nickt und streift farblose Plastikhandschuhe über, wie sie Ärzte bei Operationen tragen. Schwedler hat dergleichen schon an. Er geht wortlos mit, als Borns Stellvertreter sich zur Haustür wendet. Der «Vize» hält eine Schlüsseltasche in der Hand, die für einen Mann zu verspielt wirkt – rotes Saffianleder mit goldgeprägten Ornamenten und den Initialen «C. K.», Christine König.

Was im Haus zu geschehen hat, ist genau festgelegt. Man wird es nicht systematisch durchsuchen, sondern nach Schwerpunkten vorgehen. Nummer eins ist dabei das Arbeitszimmer.

Eine Wohndiele tut sich auf: Kamin, riesige Sessel, Teppiche kreuz und quer und zum Teil übereinander, farblich gut aufeinander abgestimmt. Eine freitragende breite Treppe führt

hinauf in den ersten Stock. Helles Eichenholz, schmiedeeisernes Geländer, weiß gestrichen... Ein dicker Läufer macht die Schritte unhörbar. Der Strahl einer Taschenlampe tastet den Männern voraus. Herzog geht voran, so sicher und selbstverständlich, als habe er diesen Weg schon hundertmal genommen. Schwedler folgt ihm in kurzem Abstand.

Oben eine Empore, von der Türen abzweigen. Herzog läuft zielstrebig ins Arbeitszimmer, in dem er unverfroren die Deckenbeleuchtung einschaltet. Wenn in der Villa Licht brennt, ist das die normalste Sache der Welt; der huschende Kegel einer Taschenlampe dagegen wirkt immer verdächtig.

Schwedler blickt zur Vorsicht in die Nachbarräume. Eine Bibliothek. Offenbar hat der Innenarchitekt den Kunsttischler eine der stimmungsvollen alten Schloßbibliotheken zum Vorbild nehmen lassen; es ist ein seltsamer Gedanke, daß König Vertreter einer der modernsten Fachrichtungen ist. Diese Bibliothek stempelt ihn zu einem Schöngeist. Ein Musikzimmer mit schönem Stutzflügel, Dr. Königs Schlafzimmer mit eigenem blaugekacheltem Bad. Dem Plan zufolge befinden sich Christines Räume und die der Haushälterin im Dachgeschoß, während zu ebener Erde um die Diele herum die Küche, ein Eßzimmer, ein Wirtschaftsraum und das Terrassenzimmer angeordnet sind. Ein Durchgang führt in die Garage. Eine Traumvilla, denkt Schwedler. Wie viele können sich so etwas schon leisten? Dann geht er zu Herzog.

Gemessen an der Bibliothek, wirkt das Arbeitszimmer kühl. Ein riesiger Schreibtisch beherrscht es, der schräg unter den Fenstern steht. Das in die helle Holztäfelung der Wand eingebaute offene Bücherregal ist prall gefüllt mit Fachliteratur, technischen Nachschlagewerken und Fachzeitungen vornehmlich in englischer Sprache. Aber auch Blätter in russischer Sprache sind da, unverkennbar durch die kyrillischen Buchstaben. Angeheftet an sie sind Übersetzungen wichtiger Texte. Dies ist kein Renommierzimmer, sondern ein Raum zum Arbeiten.

Schwedler wendet sich dem Schreibtisch zu.

Herzog steht mitten im Raum. Mit dem Zeigefinger schiebt er seinen Homburger so weit aus der Stirn, daß er ziemlich verwegen auf dem Hinterkopf sitzt. Die Blicke des «Vize» ruhen auf dem Gemälde, das an der Wand gegenüber dem Bücherregal hängt. Es zeigt einen Mann, der im Kostüm des vorigen Jahrhunderts unter Bäumen lagert und sich mit irgendwelchen Papieren beschäftigt. Ein Messingschildchen am Rahmen nennt Maler und Titel des Originals, das hier kopiert wurde. «Januarius Zick, Jean-Jacques Rousseau löst die Preisaufgabe der Universität zu Dijon, cop. Friederike Gelderman.» Herzog tritt darauf zu, faßt an den Rahmen und klappt das Gemälde beiseite, wie man ein Buch aufschlägt. Die Stahltür eines in die Wand eingelassenen Safes wird sichtbar.

Sekundenlang zögert der «Vize». Hier ist ein neuer Unsicherheitsfaktor. Seine Detektei weiß von dem Innenarchitekten, welche Spezialfirma den Safe eingebaut hat, und natürlich schickte sie einen Strohmann aus, sich unverbindlich ein Angebot machen und sich beraten zu lassen. Dabei kam auch dieser Safe-Typ zur Sprache, einschließlich der Möglichkeit, ihn gegen unbefugten Zugriff zu sichern. Zu diesem Zweck könne man sich, hieß es, im wesentlichen zweier Alarmsysteme bedienen. Das eine löse Warnsignale im Gebäude selbst aus, das andere solche auf dem Funkwege an einem beliebigen fremden Ort: bei Wach- und Schließgesellschaften etwa oder bei der Polizei. Eine Unterbrechung des Stromkreises im Hause sei dabei völlig unerheblich, da die Anlage selbstverständlich von automatisch aufladbaren NC-Batterien gespeist werde. Die eigene Arbeit mit dem Safe behindere die Anlage nicht, und es bestehe auch nicht die Notwendigkeit, sie ein- und auszuschalten, was man ja vergessen könne. Sie trete nur in Aktion, wenn statt des passenden komplizierten Sicherheitsschlüssels ein Fremdkörper ins Schloß eingeführt oder wenn eine gewaltsame Öffnung – zum Beispiel mittels Schneidbrenner – versucht werde.

Für welches System sich König entschieden hat, war naturgemäß nicht zu erfragen, Herzog vermutet jedoch, daß eine

Koppelung mit der Wegener & Moss-AG vorhanden ist. Der Konstrukteur stellt einen ihrer exponiertesten Leute dar, zweifellos arbeitet er auch zu Hause an Firmenprojekten – welcher Wissenschaftler löst sich gänzlich von seiner Arbeit, wenn die Bürotür hinter ihm ins Schloß fällt? –, und das kann der Wegener & Moss-AG ja nur lieb sein. Der Rüstungskonzern hat einen hervorragend organisierten eigenen Sicherheitsdienst. Wenn er, Herzog, jetzt hier etwas falsch macht, blinken dort die Warnlampen. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, sich vorzustellen, was dann passiert.

Er hat Christines Safeschlüssel in der Hand. Herzklopfen hat er auch. Herzog zwingt sich zur Ruhe und führt den Schlüssel entschlossen ein. Trotz des rundum vielfach gezackten Bartes läßt er sich leicht drehen. Wie von selbst öffnet sich die Tür.

Schwedler beobachtet gespannt Herzogs Vorgehen. Unwillkürlich hält auch er den Atem an. Keine Sirene heult auf. Alles bleibt still.

Herzog tritt einen Schritt zurück und greift nach der Sofortbildkamera, die er aus dem Wagen mitgebracht hat. Ein Knopfdruck läßt Objektivträger und Balg vorschnellen. Der «Vize» macht eine Übersichtsaufnahme vom Inneren des Safes, zieht an einer Lasche, die aus der Filmpackkassette herausragt, reißt zehn Sekunden später das klebrige Deckblatt vom fertigen Schwarzweißbild, das er unterhalb des Safes an dessen Bord stellt. An Hand der Aufnahme werden sie den Safe nachher wieder so einräumen, daß er unberührt wirkt.

Offenbar macht Herzog dergleichen nicht zum erstenmal in seinem Leben. Schnell und routiniert sichtet er den Inhalt. Was er betrachtet hat, legt er auf dem Bord ab. Das wichtigste im Safe ist für König sicherlich die dicke Mappe mit der Aufschrift «Sonde Elo PA 59/102». Herzog legt sie sofort wieder weg, nachdem er sie durchgeblättert hat. Andere Ordner, Notizen und Berechnungen aus jüngster Zeit, Originalzeichnungen und Blaupausen, vor allem aber Skizzen, um die sich mathematische Formeln dicht an dicht reihen.

Geld befindet sich gar nicht hier. Na, das hat er ja wohl mitgenommen auf die Ruine.

Eine japanische Lackschachtel, halb so groß wie ein Schuhkarton. Herzog stellt sie ungeöffnet beiseite. Als er sie anhebt, entdeckt er darunter etwas, was ihn geradezu magisch anzieht. Eine alte Brieftasche. Das Besondere daran sind die großen dunklen Flecken auf dem hellen Leder, Wasserflecken mit weißlich verfärbten Rändern.

Der «Vize» entleert den Inhalt auf den Schreibtisch. Schwedler hilft bei der Durchsicht.

Auch die vergilbten Familienfotos zeigen Wasserschäden. Es sind Aufnahmen dabei, die Schwedler kennt: die Abiturklasse, Fotos aus Heidelberg, ein Schnappschuß, der den jungen Irrow mit dem ebenso jugendlichen Butzko festhält. Auf der Rückseite verlaufene Tintenzeilen. «Zur Erinnerung an eine mehr als feuchte Moselfahrt – Wilhelm.» Sicherlich hat diese Aufnahme Irrow in Richmond/Virginia gute Dienste geleistet. Kinderbilder ohne Beschädigungen. Das kleine Mädchen ist gewiß Christine. Einmal, schon eine junge Dame, wurde sie Arm in Arm mit der Mutter fotografiert – das ist dieselbe Frau, deren gerahmtes großformatiges Farbfoto auf dem Schreibtisch steht. Auch hat sie das schwarze Haar und die dunklen Augen Christines.

Allerlei Krimskrams. Da sind zwei Vorkriegstheaterkarten für eine Aufführung «Prinz von Homburg» im Berliner Schauspielhaus am Gendarmenmarkt, merkwürdigerweise nicht entwertet. Wer weiß, was ihn gehindert hat, die Aufführung zu besuchen? Ein Zeppelinfahrschein ist da, ein Billett für die Fahrt von Berlin nach Paris. Vielleicht hat er es aufgehoben, weil die Zeppelinluftschiffahrt wenige Monate später mit der Katastrophe von Lakehurst ein schauriges Ende fand. Miteinander zu einer unlösbaren Masse verklebte 12-Pfennig-Briefmarken mit dem Bild Hitlers. Ein Zettel, Zahlen darauf, zwei Reihen, mit einem Kopierstift eilig hingeschrieben, von Wasser sehr verwischt.

Wortlos sehen sich die beiden Männer an. Keiner wagt so

recht zu glauben, daß das die Niederschrift der Koordinaten ist, für die der Smutje von U-3028 Briefumschläge holen mußte und die er Kapitänleutnant Christophersen dem Zivilisten an Bord geben sah. Obwohl die ganze Aktion von der vagen Hoffnung auf einen solchen Fund diktiert und getragen ist, kommt er Herzog und Schwedler nun wie ein Wunder vor. Das gibt es doch nicht! Das kann eigentlich gar nicht sein! Aber es ist so; sie haben den Beweis in der Hand.

Die zweite Variante ihres Planes muß nun nicht anlaufen. Sie können darauf verzichten, Dr. König in der Ruine vor die Alternative zu stellen: «Sagen Sie uns die Koordinaten – oder Sie sehen Fräulein Christine nicht wieder!»

Beinahe im Handumdrehen ist der Safe wieder eingeräumt. Ein letzter Vergleich mit dem Foto ergibt, daß sich alles genau am ursprünglichen Platz befindet. Nur der Zettel wandert nicht in die Brieftasche zurück. Den hat Herzog mit spitzen Fingern in eine Plastiktüte gesteckt und in seine Brusttasche geschoben. Schwedler schwenkt das Gemälde an seinen Platz zurück. Noch ein prüfender Rundblick, dann löschen sie das Licht und verlassen das Haus – zwar nicht überstürzt, aber eilig.

Draußen auf der Straße händigt Herzog Schwedler Christines Schlüsseltasche aus. «Sie bringen das Roloff nach Hammerstein. Mit Dank zurück! Und verständigen Sie Kennsche. König muß mindestens noch eine Stunde auf der Burg bleiben. Ich fahre nach Frankfurt.»

Dr. König friert. Der kalte Schweiß klebt ihm die Wäsche an den Körper, und der Kleppermantel ist zwar gut gegen Regen, aber er wärmt nicht. Der Konstrukteur ist ein wenig ruhiger geworden. Seine Augen haben sich an die Dunkelheit gewöhnt, er kennt die Maße der aus Feldsteinen gemauerten alten Stallung und bringt es sogar schon fertig, sich zu fragen, was das für ein weißliches Rechteck an der Wand sein mag. Schließlich geht er hinüber und reißt ein Streichholz an, gewärtig, daß ihm sogleich befohlen wird, die Flamme zu

löschen. Doch es geschieht nichts. Das Streichholz geht aus. Ein zweites wirft seinen Schein auf eine verwitterte Steintafel.

«Im zwölften Jahrhundert als Stammsitz der Herren von Staufen erbaut, zerfiel das Schloß nach dem Tode des Georg Leo von Staufen 1602 und wurde 1632 von den Schweden niedergebrannt.»

Ein drittes Streichholz.

«In ständigen Geldschwierigkeiten steckend, berief Anton von Staufen im Jahre 1539 hierher den Schwarzkünstler und Zauberer Dr. Faustus, damit er Gold erzeuge. Der Alchimist kam hier bei einer Explosion seiner Geräte jämmerlich ums Leben und fuhr zur Hölle.»

Unwillkürlich denkt König daran, daß es im Staufener Ratskeller eine «Fauststube» gibt und am Markt eine «Dr.-Faustus-Apotheke». Das vergißt er gleich wieder. Neuerlich bemächtigt sich seiner die Unruhe. Warum, zum Teufel, lassen sie ihn so lange warten? Er hat doch bewußt alles vermieden, was sie mißtrauisch gemacht haben könnte. Sofort ist er losgefahren; sie wissen, daß er niemanden verständigen konnte. Was wollen sie noch? Sollen sie doch endlich kommen, das Bargeld und einen Scheck nehmen und ihm sagen, was er tun soll! Er ist ja zu allem bereit.

Der Konstrukteur blickt auf das Leuchtzifferblatt seiner Uhr. Vor einer Stunde trat er hinaus auf den Hof und wollte sich dem Wagen nähern. Er raucht höchst selten, doch auf einmal verspürte er das dringende Bedürfnis, sich eine der Zigarren im Handschuhfach zu holen. Er hatte noch nicht den Türgriff in der Hand, da war schon die Stimme aus dem Sprechfunkgerät da: «Keine Dummheiten! Gehen Sie zurück! Weg vom Wagen!» Er hatte sich umgedreht und war in den Stall zurückgekehrt.

Wieder wendet er sich dem Hof zu. Man muß doch mit den Kerlen verhandeln können! Wenn sie ihn diesmal anrufen, wird er antworten, Fragen stellen.

Überall da, wo das blaßblaue Sternenlicht nicht hinkommt,

sind die Schatten im Hof tiefschwarz. Gespenstisch hell leuchtet die weiße Karosse des Mercedes. König geht beherzt darauf zu, aber er streckt dann doch langsam die Hand nach dem Türgriff aus.

Und kein Befehl pfeift ihn zurück! Da reißt er die Tür auf. Automatisch flammt die Innenbeleuchtung der Limousine auf. Er sieht es sofort: Das Walky-Talky ist fort! Auf dem Beifahrersitz liegt statt seiner ein Stück Karton, auf das mit rotem Fettstift in Druckbuchstaben geschrieben worden ist: «Fahren Sie nach Hause. Ihrer Tochter geschieht nichts.»

Wieso hat er den Kerl nicht bemerkt, der sich am Wagen zu schaffen gemacht hat? Wieso nicht gehört, daß sein Beobachter abgefahren ist? Vermutlich hat er sein Auto einfach bergab rollen lassen. Aber es ist müßig, darüber nachzudenken. Der Konstrukteur zieht die Tür hinter sich zu und läßt den Motor an. Zu anderer Zeit hätte Dr. König viel Mühe darauf verwandt, die langgestreckte Limousine auf dem engen Hof zu wenden. Heute drückt er sie einfach rückwärts zwischen den Torpfeilern hindurch, und es ist ihm vollkommen gleichgültig, daß es dabei eine kräftige Schramme gibt.

9

Blau und weiß sind die Farben der Wegener & Moss-AG. Blau und weiß leuchtet der Rumpf des Hubschraubers mit dem Firmenzeichen auf den Flanken. Das W und das M stehen so aufeinander, daß die Abstriche des W auf den M-Spitzen ruhen. Ganz plötzlich wird der Werkflugplatz in Scheinwerferlicht getaucht. Gleich darauf läuft der Pilot zum Hubschrauber. Für diese Direktionsmaschine ist immer ein Flugzeugführer greifbar; in drei Schichten rund um die Uhr stehen sie in Bereitschaft. Der Mann läßt augenblicklich das Triebwerk an. In der stillen Nacht ist das Fauchen der Turbine weithin zu hören. Dieser «Alouette»-Hubschrauber ist fran-

zösischer Herkunft und seit vier Jahren im Betrieb. Die kübelförmige, rundum verglaste Kabine läuft in einen vollständig verkleideten Gitterrumpf aus. Die Wegener & Moss-AG hat mehrere ausländische Hubschrauber hier; sie befaßt sich selbst mit dem Helikopterbau.

Kaum haben sich die erst herabhängenden Rotorblätter gehoben und einen flirrenden Kreis über der Maschine gebildet, da kommen vier Männer in dunklen Wettermänteln, alle mit Baskenmütze, gerannt. Drei von ihnen tragen schwarze Handkoffer bei sich. Obwohl sie Zivil anhaben, wirken die vier merkwürdig uniformiert. Kaum sind sie in der «Alouette» verschwunden, da schwillt das Pfeifen der Turbine an, und die Kufen lösen sich vom Boden. Der Hubschrauber steigt in den Nebel hinein und über ihn hinweg. Er entfernt sich mit südlichem Kurs.

«Keine Sorge, Albrecht», sagt an einem Fenster des Direktionstraktes Dr. Wilhelm Butzko. «Die Maschine ist mit Nacht- und Blindfluggeräten ausgestattet. Sie kommt sicher ans Ziel.» Er drückt flüchtig auf eine Taste der imposanten Wechselsprechanlage auf seinem Diplomatenschreibtisch. «Ich höre den gesamten Sprechverkehr mit dem Hubschrauber. Ende.»

König wendet sich vom Fenster weg in den großen Raum hinein, von dem aus man bei Tage einen beträchtlichen Teil des Werkgeländes überschauen kann. Nervös geht er ein paar Schritte. Er hat die Daumen in die Taschen der Weste gehängt; die angerauchte Zigarre verglimmt unbeachtet im Ascher. Der Konstrukteur ist voll quälender Unsicherheit. Hat er richtig gehandelt, als er sich nach der Rückkehr aus der Ruine sofort ins Werk begab, nachdem er Christine nicht zu Hause antraf? Vielleicht hätte er abwarten sollen, einfach abwarten. Das konnte er nicht. Es mußte doch irgend etwas geschehen! Vom Werk aus hat er Wilhelm Butzko alarmiert. Der schlief natürlich, aber er stand auf und kam so schnell wie möglich. König hatte nichts anderes erwartet. Eigentlich suchte er nur einen Menschen, mit dem er sprechen, dem er seine Befürchtungen

mitteilen konnte. Butzko hörte ihn an, aber dabei blieb es nicht.

Butzko hat sofort die Initiative an sich gerissen. Der Hubschraubereinsatz beweist es.

König sieht den Direktor an, der sich neben die Wechselsprechanlage gesetzt hat. Er wirkt viel jünger, als er ist. Butzko treibt regelmäßig Sport und tut viel dafür, ja nicht zum alten Eisen gerechnet zu werden.

«Ich weiß nicht, ob das richtig ist», gibt der Konstrukteur leise zu bedenken. «Mir wurde ausdrücklich gesagt: ‹Keine Polizei. Keine faulen Tricks. Oder Sie sehen Ihre Tochter nicht lebend wieder!›»

Vor Butzko liegt das Stück Karton mit der Fettstiftschrift: «Fahren Sie nach Hause. Ihrer Tochter geschieht nichts.»

«Beruhige dich, Albrecht! Du hast das einzig Richtige getan. Von den Treppenterriern der Polizei wäre wirklich nichts zu erwarten gewesen – zu viele Dienstvorschriften, zuviel Legalität. Ein schwerfälliger Apparat. Die Kriminalwache weckt den Chef, der wiederum seinen Chef in Freiburg, und der mißt der Sache eine solche Tragweite bei, daß er den Innenminister von Baden-Württemberg verständigt. Die Telefone laufen heiß, und ehe man sich's versieht, sind zwei Tage ins Land gegangen, an denen wenig oder so gut wie nichts geschah.« Er schüttelt den Kopf. »Unser Sicherheitsdienst kostet die Firma ein Vermögen, aber dafür haben wir die besseren Leute und die bessere Technik. Ich bin ganz sicher, daß sie in Hammerstein brauchbare Spuren finden. Wir überlassen es doch nicht ein paar Ganoven, zu entscheiden, wann es ihnen gefällt, dir deine Tochter wiederzugeben.«

Er bringt das im Brustton der Überzeugung vor, aber so ganz ist er nicht von dem durchdrungen, was er sagt. Ganoven? Nein, gewöhnliche Kidnapper sind das mit Sicherheit nicht. Die hätten kassiert. Es muß etwas anderes dahinterstecken, und es liegt nahe, dabei an die geheimen Konstruktionen Königs zu denken. Die Königsonde zum Beispiel, die die sachliche Bezeichnung «Elo PA 59/102» trägt. Ein Milliar-

denprojekt, wenn man alles zusammennimmt. Ist Christine möglicherweise im großen Spiel um die Funkmeßsonde zur Schachfigur geworden?

Aus der Wechselsprechanlage klingt, vom Triebwerkgeräusch der «Alouette» überlagert, die Meldung, der Helikopter befinde sich über Hammerstein, und der Pilot suche eine Landemöglichkeit am Rande des Ortes. Die Sicht sei furchtbar schlecht, es sei ein kompliziertes Manöver.

König nimmt seine Wanderung durch den Raum wieder auf, sobald die Durchsage beendet ist. Er geht vorüber an den großen Wandbildern, die ein Stück Geschichte vornehmlich des alten Wegener-Flugzeugwerkes erzählen. Butzko mag diese Reihe mit großer Akribie gemalter Ölbilder. Er versteht sie als Mahnung, sich mit Erreichtem nicht zufriedenzugeben, nicht stehenzubleiben, sondern kontinuierlich weiterzugehen. Noch während im Windkanal die Wollfäden am Testmodell eines neuen Typs flattern, müssen die Konstrukteure bereits einen noch neueren auf dem Reißbrett haben.

König sieht heute die Gemälde nicht.

«Wenn das nur nicht alles so schrecklich verworren wäre», sagt er plötzlich. «Erst: ‹Bringen Sie Ihr Scheckbuch mit und das Bargeld!› Das paßt noch ins Bild. Dann läßt man mich in der Ruine warten. Auch dies ist noch zu erklären. Man wollte sehen, ob ich wirklich allein war. Und schließlich das!» Er zeigt auf das Stück Karton. «Darauf finde ich keinen Reim.» König dreht sich abrupt zu Butzko um. «Warum will man Christine plötzlich ohne Gegenleistung freilassen?»

Es ist dem Direktor angenehm, daß der Konstrukteur von sich aus damit anfängt. Er lehnt sich zurück, greift in die Zigarrenkiste und entfernt die Zellophanhülle von der «Virginia». König winkt gleich ab. Zum Zigarrenrauchen braucht man Ruhe.

«Das mag brutal klingen, Albrecht, aber Christines wegen mache ich mir gar nicht so viele Sorgen. Ich habe das schlimme Gefühl, daß es um etwas ganz anderes geht.»

Der Konstrukteur schluckt und wirkt ein bißchen verständnislos.

Butzko fährt fort: «Oberst Krösing wird gleich hier sein. Du kennst ihn noch nicht. Mußt ihn in der stillen Abgeschiedenheit deiner Zeichensäle auch nicht kennen. Ein alter Haudegen aus dem Verteidigungsministerium. Jetzt außer Dienst.» Und da das vielleicht doch einer Erklärung bedarf, fügt er mit einem Lächeln hinzu: «Mit hervorragenden Beziehungen zu den maßgeblichen Herren der Luftwaffe! Er ist in Sicherheitsfragen sehr bewandert.»

Unmittelbar darauf erscheint der Oberst a. D., trotz der frühen Morgenstunde makellos rasiert und in so tadelloser Haltung, als sei er zum Rapport beim General befohlen. Das ist die Macht der Gewohnheit, davon kann er sich nie mehr ganz befreien. Der Direktor beginnt ohne Umschweife, ihn zu unterrichten, gibt eine konzentrierte Zusammenfassung.

Eine kleine Pause entsteht, als ein dienstbarer Geist Mokka serviert. Dann wendet sich Krösing an den Konstrukteur.

«Ich verstehe Sie nur zu gut, Herr Doktor», sagt er lebhaft. Der Oberst spricht immer zu laut, gerade so, als habe er eine angetretene Formation vor sich. «Ich habe selbst eine erwachsene Tochter. Trotzdem: Wenn wir einmal alle Gefühle aus dem Spiel lassen und den Kern der Geschichte suchen – was konnte man sich davon versprechen, Sie aus dem Hause zu locken? Wer blieb dort zurück?»

«Niemand», antwortet König wahrheitsgemäß und erklärt, daß seine Haushälterin in Nürnberg ist.

«Wo war Ihre Tochter?»

«In Basel. Privat. Sie verstehen.»

Krösing setzt die Befragung, die mehr und mehr einem Verhör gleicht, unbeirrt fort. «Ist es möglich, daß Dritte von dieser Reise wußten?»

«Das ist möglich. Christine macht sie ungefähr alle vierzehn Tage. Warum auch nicht? Sie ist alt genug.»

Der Oberst nickt. Nichts Menschliches ist ihm fremd. Er wendet sich Sachfragen zu. «Sie arbeiten auch zu Hause?»

«Selbstverständlich.»

«Nehmen wir an, jemand interessiert sich für Sie. Bliebe ihm Ihre ‹Heimarbeit› verborgen?»

Dr. König überlegt. «Ich pflege kaum Kontakte und lebe sehr zurückgezogen. Aber ich mache natürlich auch kein Geheimnis daraus. Sicherlich kann man etwas daraus ableiten, daß in meinem Arbeitszimmer das Licht oft bis in die Morgenstunden brennt. Ich habe kein ausgeprägtes Schlafbedürfnis.»

Das hat Krösing erwartet. «Um es zu präzisieren: Unterlagen Ihrer Arbeit für Wegener und Moss befinden sich bei Ihnen zu Hause?»

«Ich habe dort für meine Überlegungen die Ruhe, die mir im Büro nie bleibt. Natürlich lasse ich nichts herumliegen. Sobald ich vom Schreibtisch aufstehe, wandert das Material in den Safe.»

Butzko schaltet sich ein. «Das alles geschieht im Einvernehmen mit der Firmenleitung, lieber Krösing. Wir tragen dieser Arbeitsweise eines Wissenschaftlers Rechnung. Wenn sich Unbefugte an dem Tresor Dr. Königs zu schaffen machen, wird in der Zentrale unseres Sicherheitsdienstes automatisch Alarm ausgelöst. Aber es gab keinen Alarm.»

«Also war niemand am Tresor», wirft König hin. Er wünscht die Debatte endlich zu beenden, die von dem, was ihn bewegt, von Christine nämlich, wegzuführen scheint.

Der Oberst außer Dienst ist noch nicht fertig. «Als Sie das Haus verließen, hatten Sie da Ihre Schlüssel bei sich?»

Der Konstrukteur nimmt eine Schlüsseltasche heraus, unansehnlich und abgegriffen, und legt sie demonstrativ auf den Tisch. «Diese Schlüssel habe ich immer bei mir.»

Krösing bohrt weiter. «Wer hat außer Ihnen noch einen Schlüssel zum Safe?»

«Meine Tochter.»

Fräulein König sei wissenschaftliche Mitarbeiterin ihres Vaters, wirft der Direktor erklärend ein.

«... die ihre Schlüssel ebenfalls ständig bei sich hat!» kombiniert Krösing.

Dr. König bestätigt das.

Plötzlich steht der Oberst auf und hat ganz unmilitärisch die

Hände in den Hosentaschen. «Eine glänzend eingefädelte Geschichte, meine Herren!» verkündet er. «Meine Hypothese: Man bemächtigte sich unterwegs des Fräuleins König, weil sie im Besitz der Schlüssel ist.»

Der alte Wissenschaftler unterbricht ihn sofort. «Christine würde die Schlüssel nie herausgeben!»

«Freiwillig bestimmt nicht», räumt Krösing verbindlich ein. «Man spekuliert auf die Sorge des Vaters. Man lockt ihn aus dem Haus – und kann sich ungestört mit dem Tresor befassen. Da keine Gewaltanwendung erfolgt, gibt es auch keinen Alarm. So ungefähr stellt sich mir die Sache dar.»

Butzko beugt sich zur Wechselsprechanlage und drückt eine Taste. «Meinen Wagen!» befiehlt er. «Und die Spurensicherer vom WSD.» Er läßt die Taste los. «Ich fürchte, wir müssen uns dein Haus gründlich ansehen, Albrecht.»

Die vier Männer aus dem Hubschrauber eilen durch Hammerstein. Ihre Gesichter sind ausdruckslos. Kidnapping liegt an; solche Burschen gehen aufs Ganze; denn Kidnapping zählt zu den Kapitalverbrechen und wird mit schwersten Strafen geahndet. Da riskiert man alles, nicht geschnappt zu werden. Die vier haben schon im Hubschrauber die Pistolen aus ihren Schulterhalftern in die Manteltaschen verlagert, griffbereit.

Der Einsatzleiter heißt Schmaus. Er bleibt vor dem «Grünen Baum» stehen, und die anderen tun es ihm gleich. Schmaus teilt einen Hofbeobachter ein und einen Mann, der die Seitenfront im Auge zu behalten hat. Er selbst geht mit dem dritten Mann zum Eingang und betätigt die Nachtglocke – ungestüm und mehrmals hintereinander. Der andere steht drei Schritte seitlich, die Hand in der ausgebeulten Tasche des blauen Nylonmantels.

Endlich sind schlurfende Schritte hinter der Haustür. Sie öffnet sich. Schmaus erfaßt sofort die Situation. Der Mann, der da verschlafen vor ihm steht und so müde ist, daß er sich dauernd mit dem Band des Bademantels verhaspelt, das er zubinden möchte, ist der Wirt. Die Haltung des Einsatzleiters

entspannt sich und wird freundlich-verbindlich.

«Entschuldigen Sie vielmals», sagt er verständnisheischend. «Bei Ihnen wohnt ein Fräulein König, nicht wahr? Ich bin in einer unaufschiebbaren Familienangelegenheit extra hierhergekommen. Ich muß sie sofort sprechen.»

Der Wirt erinnert sich, daß sein Gast telefoniert hat; insofern ist der Besuch nicht außergewöhnlich. Der Mann draußen sieht auch nicht aus wie einer, dem man am liebsten die Tür vor der Nase zuschlagen möchte.

«Kommen Sie rein!» Er gähnt hinter der vorgehaltenen Hand. «Ich weisch aber nischt, ob es dem Fräulein rescht sein wird. Sie schläft.»

«Das lassen Sie nur meine Sorge sein», beruhigt ihn Schmaus. Dabei beschäftigt ihn die Frage, ob der Wirt von dem Kidnapping nichts weiß, oder ob er nur so tut.

«Im erschte Stock, Zimmer vier.»

Schneller, als der Wirt folgen kann, sind sie oben. Der Korridor liegt verlassen da. Eine schwache Nachtbeleuchtung brennt.

Wieder steht der Begleiter sichernd neben der Tür. Schmaus faßt die Klinke und drückt sie nieder. Es ist zugesperrt. Der Schlüssel steckt von innen. Der Einsatzleiter könnte schwören, daß das Zimmer leer ist, daß man die Tochter des Konstrukteurs auf raffinierte Weise unbemerkt weggebracht hat. Dennoch klopft er und ruft: «Fräulein König? Hallo, Fräulein König! So hören Sie doch!» Das muß er schon tun, um dem Wirt gegenüber den Schein zu wahren.

Stille.

Schmaus gibt dem anderen einen Wink und wechselt mit ihm den Platz. Nun ist er der Sichernde. Sein Begleiter öffnet sein Köfferchen und entnimmt ihm Instrumente, mit denen er erst den Schlüssel aus dem Schloß bringen und dann öffnen wird.

Der Wirt ist herangekommen und sieht schweigend zu. Nicht einen Augenblick zweifelt er, daß die beiden befugt sind, so zu handeln. Was sie tun, machen sie mit der größten

Selbstverständlichkeit und versuchen nicht, es zu verbergen. Ihr Vorgehen verrät Übung; das überzeugt den Wirt am meisten.

Die Tür geht auf, das Licht an. In dem großen, breiten Bauernbett hat Christine König den Kopf in die Beuge des Arms gekuschelt und schläft mit tiefen, ruhigen Atemzügen.

Das Gemälde, auf dem Jean-Jacques Rousseau abgebildet ist, ist beiseite geklappt. Mit Pinsel und Klebefolie arbeitet einer der Spurensicherer am Safe. Zuvor hat ein anderer mit einem Spezialstaubsauger den Teppich unmittelbar vor dem Tresor abgesaugt. Was er aufnahm, wandert ins Labor und wird nach allen Regeln der Kunst analysiert. Es könnte hier jemand gestanden haben, an dessen Sohlen Erdpartikelchen klebten, wie sie in der näheren Umgebung Staufens nicht zu finden sind. Das wäre schon eine Spur.

«Wir überprüfen jetzt die Alarmanlage», sagt der Chef der Spurensicherer in ein Sprechfunkgerät, nimmt Dr. Königs Schlüssel und führt ihn ins Safeschloß ein. Schon auf halbem Wege fängt er an, den Bart zu drehen. Sofort ruft die Zentrale des WSD zurück: «Alarm ausgelöst!» Das gleiche Ergebnis erzielt der Spurensicherer auch. Er tut nichts weiter, als mit der Faust kräftig gegen die Stahltür zu schlagen. Die Alarmanlage ist vollkommen intakt.

«Hier waren Profis am Werk», sagt Krösing. «Die hinterlassen keine Spuren. Und daß aus der Akte nichts fehlt, lieber Herr Doktor... Der Fotoapparat wurde längst erfunden.»

Wieder meldet sich das Sprechfunkgerät. Von der Zentrale im Werk auf diesen Apparat umgeschaltet, erklingt die Stimme des Einsatzleiters.

«Ich wiederhole: Fräulein König haben wir unversehrt in der Gaststätte ‹Grüner Baum› in Hammerstein vorgefunden. Sie ist wohlauf, steht aber anscheinend unter dem Einfluß eines starken Narkotikums. Von einem Kidnapping weiß sie nichts. Sie wurde in keiner Weise belästigt. Ich halte es für angemessen, Fräulein König im Helikopter nach Staufen zu bringen. Start erfolgt sofort.»

Der Konstrukteur lehnt sich an die Wand. Auf einmal hat er das Gefühl, ohne diese Stütze nicht mehr stehen zu können. Die Knie sind plötzlich so weich. «Dann ist ja alles gut», murmelt er. Auch Butzko freut sich und klopft dem alten Freund auf die Schulter.

Der einzige, der nicht auflebt, sondern nun noch bedenklicher dreinschaut, ist Krösing. Er hat wieder die Hände in den Hosentaschen und wippt auf den Zehenspitzen.

«Nein», sagt er knapp. «Da muß ich widersprechen. Daß Fräulein König gesund und munter ist – ich freue mich auch sehr darüber –, ist nur die eine Seite. Die andere... Ich bin unbedingt dafür, das Amt für Sicherheit beim Verteidigungsministerium einzuschalten.»

Keiner der Anwesenden widerspricht.

10

Natürlich hat Achim Detjen eine Frage auf der Zunge. Aussprechen kann er sie nicht. Statt dessen klappt er dezent die Hacken zusammen und sagt nur: «Jawohl, Herr Oberst.»

Für den Leiter des Referats 3, Oberst Brinkmann, ist die Sache damit erledigt. Er nickt dem Major unmilitärisch zu und beugt sich wieder über die Akten auf seinem Schreibtisch. Detjen zelebriert eine sehr vorschriftsmäßige Kehrtwendung und verläßt das Zimmer.

Im Sekretariat lächelt er Frau Marschner zu. «Ich bin außer Haus», sagt er. «Der Chef weiß Bescheid.» Und wie beiläufig erkundigt er sich: «Wann kam denn der Anruf?»

«Eben erst, Herr Detjen.»

Er geht hinüber in das Zimmer, das er mit Major Hottenroth teilt. Hottenroth ist nicht anwesend; der sitzt sicherlich wieder bei den Luftbildauswertern. Die Zusammenarbeit mit dem Topographischen Dienst gehört zu seinen Obliegenheiten, und er läßt keine Gelegenheit aus, die Arbeitsergebnisse der

«Luftbildfritzen» beizuziehen. Als aktiver Flieger ist er selbst Luftaufklärer gewesen; er prahlt gern damit, daß er als junger Dachs schon vor dem zweiten Weltkrieg Aufklärungsflüge über der Sowjetunion durchgeführt hat – in der geheimnisumwobenen Staffel Rowehl, die erst als «Hansa-Luftbild-AG.» firmierte und dann zur «Aufklärungsgruppe beim Oberbefehlshaber der Luftwaffe» avancierte. «Das waren Zeiten!» pflegt er zu seufzen. «Haben Sie mal die Junkers, die Ju achtundachtzig D eins, gesehen, die mit der Höhenflugkabine und den zwei Luftbildkameras im Bauch?» Und immer hat er «rein zufällig» einige abgegriffene Fotos des Tiefdeckers mit den zwei 12-Zylinder-Motoren zur Hand. Obenauf liegt das Bild, das den jungen Hottenroth zeigt, wie er das Einhängen der zentnerschweren Spezialkameras beobachtet.

Werner Bredebusch räumt seinen Schreibtisch auf. Was kann das Amt für Sicherheit von ihm wollen? Grund zur Beunruhigung besteht offensichtlich nicht – man hat ihn nicht abgeholt, sondern auf dem Dienstweg aufgefordert, dort zu erscheinen. Überdies soll er sich bei Brigadegeneral von Wieseneck melden, und wenn dieser Name fällt, sieht er das ständig süffisant lächelnde Gesicht des Sicherheitsoffiziers immer vor einer portugiesischen Kulisse – während jenes Hau-ruck-Einsatzes nämlich, der ihm, Werner Bredebusch, Einblick in die streng geheimen Pläne der Rollback-Flugbasis Beja verschafft hat. Sollte von Wieseneck erfahren haben ...? Keine Spekulationen! Sich nicht verrückt machen! Und wenn ihm die Abwehrleute doch auf die Spur gekommen sind, dann wird er Haltung bewahren und erklären: «Ich bin Offizier des Ministeriums für Staatssicherheit der Deutschen Demokratischen Republik. Weitere Aussagen mache ich nicht.» Aber soweit muß es noch nicht sein. Trotzdem denkt er manchmal daran, wenn er unerwartet mit Überraschungen konfrontiert wird. Auf dem Posten, auf dem er steht, wäre es bei aller Vorsicht falsch, sich in Sicherheit zu wiegen.

Feldjäger stellen die Wachen beim Amt für Sicherheit. Sie nehmen Haltung an und salutieren. Selbstbewußt und -sicher

tippt der Fliegermajor an den Mützenschirm, als er vorübergeht, ein vielbeschäftigter Mann im vollen Bewußtsein seiner Bedeutung. Zielstrebig und mit energischem Schritt durchmißt er die langen Korridore. Sie sind eigenartig still, die Schritte hallen auf dem Steinholzboden. Dagegen geht es im Verteidigungsministerium wie in einem Taubenschlag zu. Hier begegnet ihm niemand. Die Polstertüren lassen das Hämmern von Schreibmaschinen, das Rattern von Fernschreibern nicht auf den Flur hinausdringen. Hier wackelt selbst der Paternoster lautlos durch die Stockwerke. Ein Haus des Geheimnisses, denkt Achim spöttisch. Und dieses Image pflegen die Boys.

Im Vorzimmer sitzt keine Zivilangestellte wie die freundliche Frau Marschner. Ein Mann steht auf. Detjen kennt ihn nicht, aber der fremde Offizier in Zivil weiß sofort Bescheid.

«Der Herr General erwartet Sie», sagt er farblos und deutet auf die Polstertür. Daraus, daß er sich nicht die Mühe macht, ihm zu öffnen, schließt Achim, daß der andere mindestens den gleichen Rang bekleidet wie er.

«Major Detjen meldet sich zur Stelle», schnarrt er drin mit der Hand an der Mütze und nimmt dann mit einer eckigen Bewegung die Sonnenbrille ab.

Da ist es wieder, das freundliche süffisante Lächeln, und ist doch eine Spur anders – zurückhaltender. Er hat mit dem Sprung vom Oberst zum Brigadegeneral eine der schwierigsten Sprossen auf der Stufenleiter der Militärhierarchie genommen. Das verpflichtet. Viele sind berufen, doch nur wenige sind auserwählt. Von Wieseneck gehört zu den Auserwählten.

Er erhebt sich hinter seinem Schreibtisch und streckt Detjen die Hand entgegen. Unwillkürlich erwartet Achim, der andere werde sogleich etwas Bedeutendes von sich geben, doch er sagt nur: «Na, da sind Sie ja! Nehmen Sie doch Platz.»

Detjen achtet darauf, nicht schneller zu sitzen als der General. Das gehört sich nicht. Daß sich von Wieseneck nicht verändert hat, obwohl er sich den Anschein geben möchte, beeinflußt das nicht.

Sie sitzen sich gegenüber – Achim auf der Vorderkante des Sessels und mit steifem Rücken, bequem zurückgelehnt der General, ganz Chef. Und er läßt den anderen seinen Aufstieg spüren. Weder fordert er ihn auf, bequemer zu sitzen, noch stellt er ihm anheim, die Schirmmütze abzulegen, die Detjen jetzt vorschriftsmäßig unterm linken Arm hat.

«Um ehrlich zu sein, mein Lieber», beginnt der Brigadegeneral und schlägt die Beine übereinander, «Sie scheinen einflußreiche Freunde zu haben. Man hat Sie mir für diese Sache direkt empfohlen.» Damit nickt er Achim bedeutungsvoll zu.

Der sieht ihn nur fragend an. Ach, du liebe Güte! denkt er. Ist wieder einmal, wie damals in Portugal, ein Ministerialdirigent vom Himmel gefallen? Gilt es wieder einen Einsatz außerhalb der Legalität durchzuführen, für den ein Mann gebraucht wird, der halbwegs Spanisch spricht und seiner Herkunft aus dem Kreis der alten Kameraden wegen als zuverlässig gilt?

Von Wieseneck zupft an seiner Bügelfalte. «Sie sind mir also bis auf weiteres unterstellt», fährt er fort. «Sie verstehen? Na, das wird Ihnen ja nicht unangenehm sein. Im Vorjahr in Portugal haben Sie mir mal gesagt, daß Ihnen unsere Art Arbeit Spaß macht.»

Mit einer Kopfneigung gibt der Major zu erkennen, daß er zu jener Äußerung nach wie vor steht. Und er denkt: Das paßt mir gar nicht. Im Referat drei wird zur Zeit an der Schlußfassung des Dokuments 22/1959 gearbeitet. «Die Aufgaben der mittelfristigen Planung bei der Erweiterung des Netzes der Ersatzflughäfen unter Berücksichtigung der Besonderheiten demnächst in Dienst zu stellender neuer Flugzeugtypen.» Bei der Endfassung hätte ich ganz gern mitgemischt.

«Nun zur Sache», setzt der General neu an und glaubt wohl, der Einleitung sei genug getan. «Behalten Sie Platz!» Er selbst geht zum Schreibtisch und nimmt einen blauen Aktendeckel auf. «Ich habe Sie auch deshalb angefordert, weil das in Ihr Arbeitsgebiet fällt. Sie kennen Wegener und Moss?» Eine

Antwort erwartet er nicht. Er schlägt die Akte auf. «Konkret geht es um die Arbeit eines dortigen Wissenschaftlers, eines gewissen Doktor König. Er war bereits während des Krieges mit geheimen Rüstungsprojekten beschäftigt. Nach fünfundvierzig gleichartige Tätigkeit in den USA. Seit siebenundfünfzig wieder in Deutschland. Ein kluger Mann, dieser König. Ein bißchen versponnen. Lebt nur für seine Arbeit. Etwas undurchsichtiger Charakter.» Obwohl Detjen keinerlei Anstalten getroffen hat, etwas aufzuschreiben, sagt er plötzlich: «Ohne Notizen, bitte!» Wahrscheinlich gibt er diese Anweisung immer, wenn ihm Mitarbeiter seines Amtes gegenübersitzen. Sie gehört einfach dazu, wenn er doziert.

«Doktor König hat eine Funkmeßsonde entwickelt», fährt er fort. «Elo PA neunundfünfzig Schrägstrich einhundertzwei. Das Beste, was es bisher auf diesem Gebiet gibt. Sie wird im gesamten NATO-Bereich eingeführt werden, denke ich. Doktor König liegt natürlich ebenso wie der Firma daran, daß die industrielle Nutzung ausschließlich bei der Wegener & Moss-AG bleibt. Klar?»

Detjen ist nichts klar. «Vollkommen, Herr General», erwidert er. «Ich kann mir nur nichts darunter vorstellen.»

Von Wieseneck hat ein kleines, gönnerhaftes Lächeln. «Das nehme ich Ihnen nicht übel. Auch ich habe mich erst informieren müssen.»

Er nimmt ein Blatt aus der Mappe und liest vor. «Diese Sonde nimmt in kürzester Zeit ein Maximum gegnerischer Funkinformationen auf, speichert sie und gibt sie an eine Empfangsstation ab. Da es sich um eine Raketensonde handelt, ist sie so überraschend einsetzbar, daß dem Gegner keine Zeit zu Täuschungsmanövern bleibt. Funkspiel et cetera. Des weiteren ist die Sonde kaum mit herkömmlichen Funkmeßmitteln zu orten. Nach ihrem Einsatz, also während des Rücksturzes zur Erde, vernichtet sie sich nach Abgabe der gespeicherten Werte selbst. Das ist noch nicht alles. Die Königsonde kann, entsprechend programmiert, für einige Zeit den gesamten gegnerischen Funkverkehr zum Erliegen brin-

gen. Ich kann unterstellen, daß Sie wissen, was das im Falle eines Präventivschlages bedeutet.» Von Wieseneck klappt die Mappe wieder zu. «Wir haben begründeten Verdacht, daß andere auf die Sonde aufmerksam geworden sind.»

Na, hoffentlich, denkt Werner Bredebusch. Wenn nicht, ist es höchste Zeit, sich darum zu kümmern.

«Nicht der Osten!» präzisiert der General. «Ich glaube vielmehr – die Konkurrenz! Die Königsonde ist natürlich für den Hersteller ein phantastisches Geschäft. Aber wer weiß? Genau das sollen Sie herausfinden. Der Apparat meines Amtes steht Ihnen zur Verfügung, Sie haben alle Vollmachten. Ihr Sonderausweis liegt in meiner Adjutantur für Sie bereit.» Er nickt Detjen verbindlich zu. «Ich hoffe, Sie werden im eigenen Lande nicht weniger erfolgreich arbeiten als in Portugal.»

«Ich tue, was ich kann, Herr General. Wenn Sie mich freundlicherweise unterrichten würden, worauf sich Ihr Verdacht gründet? Die Details...»

Von Wieseneck legt den blauen Aktendeckel auf den Schreibtisch zurück. Aber er setzt sich nicht wieder. Das heißt, er betrachtet die Audienz als beendet. Detjen steht auf.

«Was die Details betrifft, die erfahren Sie an Ort und Stelle», erklärt der General. «Die erste Bestandsaufnahme hat unser gemeinsamer Freund Krösing durchgeführt. Alles Weitere sagt er Ihnen.» Und unvermittelt in den kameradschaftlicheren Ton früherer Jahre zurückfallend, lacht er. «Sie wissen ja, wie schwer es ihm damals gefallen ist, aus dem aktiven Dienst auszuscheiden. Und nun? Keine zehn Pferde brächten ihn in die Ermekeilkaserne zurück! Er hat bei Wegener und Moss das große Los gezogen. In der Industrie wird ein Geld verdient, davon kann unsereiner nur träumen! Grüßen Sie ihn herzlich von mir.»

Bis Bingen ist Achim Detjen dem Lauf des Rheins gefolgt. Er fliegt in knapp dreihundert Meter Höhe und hat gute Sicht. Ruhig liegt die «Beechcraft Bonanza» in der Luft. Dieses kleine Reiseflugzeug steuert Achim im Schlaf, wenn es sein

muß. Das ist der gleiche Typ mit dem V-förmigen Leitwerk, den er schon während seines «Gastspiels» bei der argentinischen Luftwaffe geflogen hat. Er erinnert sich an die Flüge, bei denen er, Detjen, den damaligen «Coronel» Krösing zu jener geheimnisvollen Hazienda kutschiert hat, auf der die Pläne für den Aufbau der Bundeswehr ausgeheckt worden sind. Und auch seither hat Achim immer wieder die «Bonanza» geflogen. Diese Maschine ist ihm vertraut. Und als er Mitglied des Sportfliegerklubs wurde, blieb er dem Typ treu. In erster Linie aus Bequemlichkeit – das ersparte ihm Instruktionsstunden, die nicht billig sind. Überdies ist der Mitgliedsbeitrag in jenem exklusiven Klub gepfeffert genug.

Mitglied zu sein ist jedoch für den Kundschafter Werner Bredebusch eine Notwendigkeit. Einzutreten hat ihm Winnie Winkelmann im Auftrag der Berliner Genossen ausdrücklich nahegelegt. Selbst fliegen zu können und möglichst eine eigene Maschine zu besitzen, wird in der Bundesrepublik mehr und mehr zu einem Statussymbol der einflußreichen Kreise. Im Bonner Fliegerklub trifft man eine ganze Reihe maßgeblicher Politiker der Unionsparteien – selbst Franz Joseph Strauß hat ja mit viel Mühe und reichlich Flugstunden die Lizenz erworben, einen Steuerknüppel zu handhaben –, einflußreiche Vertreter der Wirtschaft und Lobbyisten in großer Anzahl. Im Fliegerklub geben sie sich alle forsch und kameradschaftlich, so etwa nach dem Motto «Deutschlands Zukunft hängt in der Luft – und wir sind dabei!». Das gleiche Hobby rückt einander näher, und es gibt keinen besseren Platz, zwanglos Verbindungen anzuknüpfen, zu pflegen und auszubauen. Mit ein bißchen Geschick kann man dort Informationen erhalten, die sonst nirgendwo zu haben sind. Es mangelt auch nicht an Damen, für die eine Pilotenlizenz eine Art Gütesiegel für Qualität auch bei anderen Gelegenheiten darstellt, Geselligkeit wird groß geschrieben und – man ist «in».

Bredebusch erkannte sofort die Berechtigung des Berliner Vorschlags. Dann hatten Winnie und er eine große Rechenstunde. Kann sich ein Major der Bundesluftwaffe überhaupt

leisten, einem so feudalen Klub anzugehören? Für den Kundschafter Bredebusch wäre das nicht das Problem – sofern ein Schritt notwendig ist, finden sich auch Wege. Aber ein Major ohne finanzielles Hinterland?

Es ging. Natürlich muß er auf eine eigene Maschine verzichten und sich auf klubeigene beschränken. Auch so ist es noch ein Opfer, aber ein glaubhaftes. Der Major Achim Detjen, unverheiratet und ohne Unterhaltsverpflichtungen, von bescheidenen Lebensansprüchen und ohne andere kostspielige Liebhabereien, war von jeher ein leidenschaftlicher Flieger – bei ihm ist glaubhaft, daß er sich auf vielen Gebieten einschränkt, um auf diesen Spaß nicht verzichten zu müssen. Immerhin kann man davon ausgehen, daß die diversen Nachrichten- und Geheimdienste der BRD und ihrer Verbündeten ein Auge auf Einrichtungen solcher Art haben. Es kann ihnen nicht entgehen, daß der Major Detjen immer just nach der Gehaltszahlung im Klub besonders aktiv wird. Die Legende stimmt.

Schräg voraus sieht er mitten im Rhein den «Mäuseturm» als Orientierungspunkt, rechter Hand Bingen. Da unten mündet die Nahe. Der kann er nicht folgen, denn das Gebiet von Bad Kreuznach ist für den Flugverkehr gesperrt, der großen Truppenübungsplätze wegen. Er wird sich hart an der Grenze des Sperrgebiets halten und sich bei dieser Gelegenheit überzeugen, wie weit sie mit dem Bau der Bunker für die Atomsprengköpfe sind.

Man kann über General von Wieseneck denken, wie man will – es war ein guter Einfall von ihm, Detjen zusammen mit dem Sonderausweis stillschweigend die Papiere für die «Bonanza» überreichen zu lassen, dies mit dem Zusatz «Ohne Pilot – Selbstflieger». Die Leute vom Geheimdienst haben den Bogen raus, einem ihre Spezialaufträge schmackhaft zu machen! So ganz ohne Grund ist von Wieseneck nicht die Treppe «hinaufgefallen».

Und er versteht es, dienstliche und private Interessen geschickt miteinander zu verquicken. Nach Lage der Dinge hätte

er ohne weiteres beliebige Offiziere aus seinem Amt zur Wegener & Moss-AG beordern können. Aber er holte sich Detjen. Warum? Wahrscheinlich, weil sein Schwiegervater Günter Krösing die Sache eingerührt hat – dies mit Recht – und weil es seine Position bei der Firma stärkt, wenn er sie in der Hand behält. Die Notwendigkeit ständigen Kontakts zu ihm bestünde für fremde Offiziere überhaupt nicht. Detjen dagegen ist ein «alter Spezi» des Obersten a. D. So einfach... Und Detjen erstattet von Wieseneck selbst Bericht – da erfährt er mehr, als wenn alles auf dem Dienstweg durch mehrere Abteilungen läuft, ehe es auf seinem Tisch landet. Alles Familienpolitik, aber dem DDR-Kundschafter kommt sie gelegen. So hat er sein Ränzlein ohne Widerwillen geschnürt.

Viel Zeit blieb ihm nicht, und er hatte eine Menge zu erledigen. Nicht im Amt – Anforderung durch einen General, der zudem noch über die Sicherheit wacht, da gibt es keine Probleme. Im Gegenteil, diese Anforderung festigt seine Position. Safety first. Sicherheit geht über alles! Detjen hat ein paar gesellschaftliche Verpflichtungen abgesagt, deren Wahrnehmung fester Bestandteil seines Lebens in Bonn ist. Am meisten Zeit kostete das Telefonat mit Beate Grundmann, die er im Fliegerklub kennengelernt hatte und die ihm sehr freimütig zu verstehen gab, daß es sie reizen würde, ein paar schöne Stunden mit ihm zu verbringen. Die selbstherrliche und von der Allmacht des väterlichen Vermögens durchdrungene Beate gehört nicht zu dem Typ, an den Werner Bredebusch sein Herz verlieren würde, aber der Major Achim Detjen kann einem solchen Abenteuer nicht ausweichen. Und immerhin ist die kühle Blonde eine attraktive Erscheinung. Gelangweilt hat er sich noch nicht mit ihr. Er müßte lügen, wenn er sagen sollte, daß sie ihm rundheraus unsympathisch wäre. Es paßte ihr gar nicht, daß er sich für ein paar Tage verabschiedete.

Winnie Winkelmann hat gelacht, als er ihr davon erzählte. Sie fand Worte tiefen Bedauerns für den geplagten Major, der sich auf so vielen Ebenen immer wieder bewähren muß. Er

lachte mit. Das ist das Schöne bei Winnie – sie hat für alles Verständnis.

Wahrscheinlich fiel es ihr gar nicht leicht, sich des sofort notwendigen Treffens wegen aus ihren Frankfurter Verpflichtungen zu lösen und nach Bonn zu fahren, doch darüber verlor sie keine Silbe. Zu Achims Überraschung nahm sie seine Erklärungen über die Königsonde mit großer Gelassenheit auf – als etwas Bekanntes, Vertrautes. Nein, darum brauche er sich nicht zu kümmern, sagte sie nur, das sei bereits in dem Topf, in dem es koche. Eine Reise Detjens nach Staufen war ja nicht vorherzusehen. Was er bei der Wegener & Moss-AG über die dienstlichen Obliegenheiten hinaus tun könne, sei, Krösing ein wenig an der Zunge zu ziehen – in seiner Position kenne der auch Perspektivvorhaben, die bisher nur einem kleinen Kreis bekannt sind und über die offiziell noch nichts laut geworden ist. Dann lächelte sie – was er nicht wahrnehmen konnte, weil sie Rücken an Rücken auf einer Parkbank saßen, er mit der Lektüre des «Rheinischen Merkur» beschäftigt und sie ihren Welsh-Terrier streichelnd, der froh war, endlich aus dem Auto herausgekommen zu sein.

«Wundere dich nicht, wenn du bei der Wegener & Moss-AG Fotos siehst, die meinen Namenszug tragen. Es hat sich für mich gelohnt, auf Industrieaufnahmen umzusteigen.» Und sachlich: «Unser nächster Treffort ist der Westhafen in Frankfurt (Main). Am Kran vier. Mich interessiert natürlich brennend, welchen Zweck dieses vorgetäuschte Kidnapping hatte. Schon unserer Arbeit wegen. Wir wissen einiges über die Königsonde, aber eben noch nicht alles. Bei uns heißt das Projekt ‹Hannibal›.»

«Und Ihr seid noch nicht über die Alpen, ich verstehe.»

Die Sonne trifft von vorn auf die Maschine. Die Geschwindigkeit liegt bei 300 Kilometern je Stunde. Die «Bonanza» folgt jetzt der Bundesstraße, die über Freiburg in Richtung Basel verläuft. Als Achim die Stadt am Fuße der Schwarzwaldberge und am Ausgang des Dreisamtales vor sich sieht, dreht er das Steuerhorn nach links und zieht in einer

weiten Kurve, für die er nur wenig Querruder gibt, nach Ostsüdost. Jetzt ist es an der Zeit, das Funkgerät auf die Welle des Werkflughafens umzustellen. Das Navigationshandbuch zählt sie unter vielen anderen auf.

«Wegener-und-Moss-Turm», ruft Achim. «Erbitte Landeerlaubnis und Einweisung für D Strich BL Strich zwoundvierzig. Kommen!»

«Roger!» klingt eine fröhliche Männerstimme aus dem Lautsprecher. «Wir warten schon auf Sie. Ich habe Sie auf dem Schirm. Landung erlaubt. Bahn zwo. Landen Sie nach Sicht. Ihre Höhe ist noch zweihundertvierunddreißig, Ihre Geschwindigkeit jetzt zweihundertundsechzig. Kommen Sie runter! Hals- und Beinbruch!»

«Okay!» quittiert Detjen gemütlich, fährt mit einem Knopfdruck das Fahrwerk aus, drückt das Steuerhorn nach vorn und sieht das graue Betonband mit der weißen Leitlinie auf sich zukommen. Für einen Privatflugplatz ist die gesamte Anlage erstaunlich groß. Sie ist es nicht, wenn man einen Blick auf die Hangars und Werkhallen wirft und sich vergegenwärtigt, daß hier mit Fliegerei Geld verdient wird.

Am Ende der Bahn wartet ein schwarzer Mercedes, unverkennbar ein Direktionswagen. Daneben steht ein schlanker Mann mit Halbglatze und von eindeutig soldatischer Haltung, schirmt die Augen mit der Hand und sieht zu ihm hoch. Das ist mit Sicherheit Krösing, und er erwartet natürlich, daß ihn der einstige Flugzeugführer aus «seinem» Jagdgeschwader zünftig begrüßt. Detjen tut ihm den Gefallen. Querruder rechts, Querruder links – die Maschine «wackelt», und der Mann reißt beide Arme hoch und winkt überschwenglich. Achim bemüht sich, eine geradezu klassische Dreipunktlandung hinzulegen und die «Bonanza» genau vor dem Wagen zu stoppen. Der Bug macht eine winzige Verbeugung. So was freut Krösing immer noch.

«Herzlich willkommen bei der Wegener und Moss!» trompetet er schon, als Detjen aus dem Cockpit springt, und schüttelt ihm die Hand, als wolle er ihm den Arm abreißen.

«Ich freue mich. Ich freue mich riesig.»

«Na, und ich erst, Herr Oberst!» erwidert Detjen. «Beste Grüße vom Herrn Schwiegersohn. Ich habe ihn zum erstenmal als General erlebt. Alle Achtung!»

Krösing überzeugt sich mit einem Seitenblick, daß Werkmonteure in grauen Overalls mit einem blauen W/M auf dem Rücken gelaufen kommen und die «Bonanza» in ihre Obhut nehmen. «Hat es weiter gebracht als wir alten Frontschweine», bemerkt er. «Ich gönne es ihm von Herzen. Schon Renates wegen. Steigen Sie ein, Detjen! Die Wegener und Moss erwartet Großes von Ihnen.»

11

Nicht wesentlich größer als ein flacher elektrischer Rasierapparat ist das Diktiergerät mit eingebautem Mikrofon, das vor Achim Detjen auf dem Rauchtisch im Arbeitszimmer Dr. Königs liegt. Dank seiner muß er keine Aufzeichnungen machen und kann sich ganz auf das Gespräch mit Christine konzentrieren.

Die schwarzhaarige Dokumentalistin sitzt ihm in einer Couchecke gegenüber, hat anmutig die langen Beine übereinandergeschlagen und antwortet bereitwillig. Dieser Major aus dem Amt für Sicherheit macht einen vertrauenerweckenden Eindruck, und offenbar versteht er sein Geschäft. Ein wenig kurz angebunden ist er, aber so sind diese Leute wohl alle. Sehr sachlich gibt er sich, bar jeder Emotion. Er macht eine Bestandsaufnahme und enthält sich jeden Kommentars zu den mitgeteilten Einzelheiten, die sein Gerät zur späteren Auswertung speichert. Die Zwischenfragen, die er stellt, zielen ausschließlich darauf ab, die Details so gründlich und umfassend zu erforschen, wie es nur möglich ist. Das entspricht angenehm der Vorstellung, die Christine aus amerikanischen Detektivgeschichten von solcher Arbeit gewonnen

hat. Was sie tun kann, ihm zu helfen, tut sie. Dies auch in der Hoffnung, daß es dann um so schneller vorübergeht. Seit dem Abend, an dem sie in Hammerstein übernachtete, ist die Unruhe in das Haus Am Weinberg 3 eingekehrt. Vater sind die Nerven durchgegangen. Zum erstenmal hat er ihr Bührers und ihrer Fahrten nach Basel wegen Vorwürfe gemacht. Die hat sie angehört und geschwiegen. Sie versteht ihn, aber sie bedauert den Mißklang, der in ihre bisher so harmonische Beziehung gekommen ist.

«Dann sind wir doch schon ein ganzes Stück weitergekommen, Fräulein König!» Zum erstenmal an diesem Vormittag lächelt der Major, der graue Schläfen und einen etwas struppigen melierten Lippenbart hat. Mit einer gedankenlosen Geste richtet er seine Krawatte und knöpft das Sakko des grauen Tweedanzugs auf. Alles in allem macht er einen beinahe überkorrekten, disziplinierten und zurückhaltenden Eindruck. «So viele quittegelbe Opel-Rekord kann es gar nicht geben. Daß er eine Freiburger Nummer hatte, wissen Sie genau?»

Sie zieht die Unterlippe zwischen die Zähne und sieht an ihm vorbei in das große Zimmer. Am Schreibtisch stehen ihr Vater, Dr. Butzko und Oberst Krösing. Sie unterhalten sich leise, um die Befragung nicht zu stören. Bis hierher in den Erker dringen ihre Stimmen nicht. Christine schaut an den Männern vorüber. Sie versucht, sich die Situation im Nebel auf der menschenleeren Landstraße vor Hammerstein ins Gedächtnis zurückzurufen.

«Ja», sagt sie. «Ja. Am Anfang FR, da bin ich sicher. Und dann ein M. Eine dreistellige Zahl folgte.»

Detjen beobachtet sie. Wie sie da vor ihm sitzt und die Stirn in Falten zieht, ist sie der anheimelnden Umgebung völlig entrückt. Sie erlebt den Vorgang noch einmal. Da hilft er ihr einfühlsam, das Bild, das sie vor Augen hat, zu präzisieren.

«Erinnern Sie sich genau», fordert er leise. Er rückt näher zu ihr. Jetzt hat seine Stimme etwas Suggestives. «Dieser Herr Büchmann beugt sich über den defekten Motor Ihres Wagens.

Sie haben ihn soeben aus dem gelben Opel steigen sehen. Er ging an den Heckleuchten seines Fahrzeugs vorüber. Das Standlicht Ihres Fiat fiel voll auf das Nummernschild. FR Strich M ...» Er läßt die Beschreibung in der Schwebe. Es fehlt noch etwas.

Christine schließt die Augen. Sie hebt die Hand, als wollte sie mit dem ausgestreckten Zeigefinger über das Kennzeichen fahren.

«Drei-eins-vier. Oder acht-eins-vier. Die Drei könnte auch eine Acht gewesen sein.» Sie öffnet die Augen und sieht ihn an. «Oder eine Zwei», fährt sie verlegen fort. «Das weiß ich beim besten Willen nicht. Aber die Eins und die Vier waren dabei. Auf alle Fälle.»

Mehr kann sie nicht sagen.

Der Major schaltet das Diktiergerät ab. Eine winzige rote Lampe erlischt. «Ich bedanke mich, Fräulein König.»

Vor allem Krösing sieht ihm erwartungsvoll entgegen, als Detjen nun auf die Gruppe am Tisch zugeht. Er tippt auf den Schnellhefter mit dem Aufdruck «Wegener & Moss-AG – Werksicherheitsdienst – Vertraulich».

«Außerordentlich präzise Arbeit der Spurensicherer», bemerkt Achim. «Trotzdem behaupte ich im Gegensatz zu den Feststellungen Ihrer Privatpolizei: Es ist jemand im Haus gewesen.» Er wendet sich zu Dr. König. «Dafür spricht: Das ‹Ereignis› fand in einer Nacht statt, in der außer Ihnen niemand im Hause war. Die Telefonleitung wurde unmittelbar vor der Tür durchgetrennt, damit Sie von hier aus niemanden verständigen oder Hilfe holen konnten. Man schleuste Sie aus der Stadt. Das ist die eine Seite. Die andere ...» Jetzt dreht er sich so, daß er Christine nicht mehr den Rücken zuwendet, sondern sie in seine Darlegungen einbeziehen kann. «Wie sich herausstellte, ist der Defekt an dem Wagen von Fräulein König nicht von selbst entstanden. Er wurde herbeigeführt. Sehr raffiniert, sozusagen mit Langzeitwirkung. Spuren an der Tachometerwelle und an der Benzinleitung deuten darauf hin, daß dort manipuliert worden ist. Wie das im einzelnen ge-

schah...» Er hebt beide Hände.

Die Dokumentalistin ist aufgestanden und gesellt sich nun ebenfalls zu der Gruppe am Schreibtisch. «Seit ich in Basel abgefahren bin, habe ich den Wagen nicht eine Minute verlassen», versichert sie.

«Dann ist es in Basel gemacht worden!» behauptet Detjen. «Übrigens, Fräulein König: Was sagte dieser Büchmann zu Ihnen, als er in Hammerstein von seinem nächtlichen Werkstattbesuch zurückkam?»

«Der Meister wäre nicht da und käme erst am nächsten Morgen wieder.»

«Der Meister war zu Hause, aber es hat ihn niemand herausgeklingelt.» Er sieht Dr. Butzko an. «Das hat mir Ihr Herr Schmaus im Werk mitgeteilt. Und noch etwas: Einer von seinen Leuten blieb bekanntlich in Hammerstein zurück, um die Reparatur des Fiat zu veranlassen und ihn zurückzuführen. Er versuchte, ihn zu starten. Das Coupé sprang sofort an und lief bis nach Staufen einwandfrei. Mit einem Wort: Der eingebaute Defekt war zu diesem Zeitpunkt, nämlich während Sie in dem ‹Grünen Baum› schliefen, bereits behoben worden. In Hammerstein! Man mußte ja nicht fürchten, daß Sie zu früh erwachen, Fräulein König. Auch das ließ mich Herr Schmaus wissen. Die Blutprobe, die der Werkarzt nach Ihrem Eintreffen nahm, ist im Gerichtsmedizinischen Institut der Freiburger Universität untersucht worden. Man hatte Ihnen ein starkes Schlafmittel verabreicht. Ein besonderes Schlafmittel! Halten Sie sich fest, meine Herren: Dieses Betäubungsmittel A dreiundvierzig wurde neunzehnhundertvierundvierzig zum erstenmal hergestellt. Von der I. G. Farben. Es fand fast ausschließlich in der Militärmedizin Verwendung und wurde nach dem Kriege nicht weiterproduziert. Keine Ahnung, in wessen Händen sich noch Restbestände diese Narkotikums befinden.»

Dr. König wendet sich plötzlich zum Fenster. Obwohl Detjen ihn nur aus den Augenwinkeln beobachtet, entgeht ihm nicht, daß der Wissenschaftler auf einmal so weiß wie die

Wand geworden ist. Das heißt, Dr. König weiß mehr. «Verwendung in der Militärmedizin» war eine absichtliche Umschreibung der von den Freiburger Gerichtsmedizinern mitgeteilten Tatsache, daß A 43 durch Versuche an Menschen in Konzentrationslagern bekannt wurde. Nur ein kleiner Kreis hatte überhaupt Kenntnis davon. Auch nach 1945 erhielten eigentlich bloß Toxikologen Informationen darüber, die sich von Berufs wegen mit derartigen Präparaten befassen mußten und dazu mit Pharmakologen Hand in Hand arbeiteten.

Die Schreckreaktion Dr. Königs macht ihn für Werner Bredebusch interessant, weit über den Grad hinaus, den er zeigen muß, um den Vorstellungen seines Auftraggebers in Bonn zu entsprechen. Wieviel weiß er von den streng geheimgehaltenen «Forschungsprojekten» der Nazis? Vielleicht könnte er etwas über Lofthus sagen, wenn er mit derartigen Kreisen zu tun hatte?

«Und während Fräulein Christine in der Betäubung lag», fährt er fort, als wäre ihm Königs verändertes Verhalten entgangen, «war man mit den Schlüsseln Ihrer Tochter, Herr Doktor, im Tresor.» Detjen deutet mit einer flüchtigen Handbewegung auf das Gemälde von Januarius Zick.

Direkt angesprochen, muß sich Dr. König in den Raum zurückdrehen. Immer noch ist er blaß. Über den Backenknochen stehen ihm ein paar brandrote Flecke. Aber er bemüht sich um Haltung; er strengt sich an, sich nichts anmerken zu lassen.

«Ich wünschte, Sie könnten das einwandfrei beweisen», erwidert er sehr beherrscht. «Wahrscheinlich vermögen Sie sich nicht vorzustellen, was ich durchmache, bis der Sachverhalt eindeutig geklärt ist. Die Sonde, Herr Major, ist ein Stück meines Lebens.»

«Unseres Lebens!» stellt Butzko nachdrücklich richtig.

Achim nickt verständnisvoll. Er denkt an die Ausführungen des Brigadegenerals von Wieseneck über die Königsonde. Einsatz im gesamten NATO-Bereich. Für die Wegener & Moss-AG eines ihrer großen Geschäfte, dessen bloße Gefähr-

dung sie zittern macht. Deshalb läßt es sich Dr. Butzko nicht nehmen, bei der Untersuchung persönlich zugegen zu sein.

Detjen nimmt die letzten Worte auf. «Deshalb möchte ich, daß Sie den Tresor noch einmal ausräumen. Ich habe volles Vertrauen zu Ihren Spurensicherern, Herr Direktor, aber ich machte mir gern selbst ein Bild. Ich habe ein ausgesprochen optisches Gedächtnis, wissen Sie.» Er schweigt einen Augenblick und wippt auf den Zehenspitzen. Dann sagt er mit gutgespielter Besorgnis sehr leise: «In Bonn denkt man an Konkurrenzspionage. Ich war derselben Meinung. Nun jedoch – ich kann mir einfach nicht erklären, warum sich eine mit supermodernen Mitteln arbeitende Organisation, wie sie hier zweifellos am Werke war, ausgerechnet des alten I. G.-Farben-Mittels A dreiundvierzig bedient hat.» Achim läßt keinen Blick von König. «Ein NATO-Projekt – und danach jagt man ausgerechnet mit den Hilfsmitteln einer vergangenen Epoche? Das will mir nicht zusammenpassen.»

Genau gezielt, trifft der Pfeil ins Schwarze. Der Wissenschaftler erwidert zwar nichts, doch auf seiner Stirn steht plötzlich Schweiß. «Wenn Sie sich etwas davon versprechen, Herr Major», murmelt er, klappt das Gemälde beiseite und schließt den Tresor auf. Dabei hat er Mühe, den Spezialschlüssel ins Schloß einzuführen. Ihm zittern die Hände, sosehr er sich müht, das nicht merken zu lassen. Aber außer Achim achtet niemand darauf. Kein Zweifel, der Wissenschaftler hat Angst.

«Bitte!» sagt König, öffnet die Stahltür und tritt beiseite.

«Nein, nein», wehrt Detjen ab. «Ich will nichts durcheinanderbringen. Das ist Ihr Tresor.»

Der Konstrukteur zieht einen Servierwagen heran, auf den er Stück für Stück den Inhalt des Safes pedantisch stapelt – Ordner, Notizen und Berechnungen aus jüngster Zeit, Originalzeichnungen und Blaupausen. Vor allem aber Skizzen, um die sich mathematische Formeln dicht an dicht ranken.

«Ich vermisse die Unterlagen für die Sonde», wirft Achim hin.

«Sie sind nicht mehr hier», mischt sich Dr. Butzko ein. «Nach den Vorfällen hielten wir es für ratsam, sie in der Stahlkammer der Firma zu deponieren.»

«Sehr umsichtig!» anerkennt Detjen. Dann wendet er sich wieder zu König. «Wann haben Sie den Tresor zum letzenmal ganz ausgeleert und den Inhalt Stück für Stück in der Hand gehabt, *bewußt* in der Hand gehabt?» Er erklärt, was er meint: «So wie ein Kaufmann, der Inventur macht.»

«Als wir nachgesehen haben, ob etwas fehlt!» erwidert der Konstrukteur.

«Und davor?»

Jetzt hält König eine Lackschachtel in der Hand. Er nimmt den Deckel von dem Behältnis, das etwa halb so groß ist wie ein Schuhkarton. Schmuck in altertümlichen Fassungen blitzt: granatbesetzte Broschen, Halsketten, Ringe. Dazu eine goldene Taschenuhr mit Sprungdeckel, ein «Bierzipfel» mit den Farben einer studentischen Verbindung, ein Eisernes Kreuz mit der Jahreszahl 1870 und dem schwarz-weißen preußischen Band, ein Medaillon mit einem Mädchenbildnis in Porzellanmalerei... Erinnerung an die Eltern. König schließt den Deckel wieder.

Nun ist die alte Brieftasche an der Reihe. Große dunkle Flecken auf dem hellen Leder, Wasserflecken mit weißlich verfärbten Rändern. Diese Brieftasche fällt hier völlig aus dem Rahmen. Der übrige Inhalt des Safes wirkt akkurat gepflegt und sorgsam erhalten, diese Brieftasche aber?

Dr. Albrecht König wiegt sie lange auf der Hand. Über seiner Nasenwurzel springt eine steile Falte auf. Auf einmal ist die Erinnerung an Tage im Mai 1945 da. Er sieht sich in die «stählerne Röhre» U-3028 hinabsteigen. Unterhalb des Turms ist die Kommandozentrale. Der Maat, der ihn führt, dirigiert ihn nach vorn. Hinter der Zentrale seien der Unteroffiziersraum, die Kombüse, der Dieselraum, die E-Maschinenanlage und der Hecktorpedoraum, murmelt er dabei. Sie schlängeln sich durch den Funk- und Horchraum, kommen an einem dicken grünen Vorhang vorbei, der die winzige Kom-

mandantenkajüte abschirmt – als einzige im Boot hat sie eine Abgrenzung –, und kommen dann in die Messe. Hier könne sich Herr Dr. Irrow die Wandbank zu eigen machen, sagt der Maat. Davor liege die Toilette und noch weiter vorn der Bugtorpedo und zugleich Mannschaftsraum. Als das Boot endlich ablegt, atmet Dr. Irrow auf. Nur jetzt nicht, da alles zu Ende geht, mit dieser Gesellschaft, aus der er kommt, in die Hände des Feindes fallen! Sie war ihm angenehm, solange sie trotz des Krieges geradezu ideale Arbeitsmöglichkeit bot, doch nun?

König legt die alte Brieftasche mit auf den Servierwagen. Er wird das Gefühl nicht los, daß das alles trotz seiner mannigfachen Bemühungen und trotz des anderen Namens, den er heute trägt, für ihn noch nicht vorbei ist. Dieser Gedanke beschäftigt ihn, seit der Abwehroffizier aus Bonn das A 43 erwähnt hat. Er schreckt auf, weil er eine Frage überhört hat, die an ihn gerichtet wurde. «Wie bitte?»

«Ist die Brieftasche leer?» wiederholt Detjen.

Dr. König nimmt das abgegriffene Leder erneut hoch. «Erinnerungen», wirft er hin und räumt bereitwillig die Fächer aus. Vergilbte Familienfotos mit Wasserschäden und unversehrte Aufnahmen aus Amerika. Christine, offensichtlich mit ihrer Mutter. Ein Farbfoto derselben Frau steht auf dem Schreibtisch. Zwei Theaterkarten für «Prinz von Homburg». Ein Zeppelinflugschein.

König deutet darauf. «Den habe ich aufgehoben, weil vierzehn Tage, nachdem ich mit der ‹fliegenden Zigarre› nach Paris gereist war, die Katastrophe von Lakehurst passierte. Die ‹Hindenburg› explodierte. Sie war mit Wasserstoffgas gefüllt. Es gab vorher ein Gewitter; das riesige Schiff hatte sich statisch aufgeladen, und als das stählerne Halteseil den Boden berührte, gab es eine Art Kurzschluß. Die ganze wundervolle Zeppelinluftschiffahrt scheiterte letztlich an der Weigerung Amerikas, das unbrennbare Heliumgas zu exportieren. Strategische Gründe! Doch das wird Sie kaum noch interessieren.»

In der Tat – das interessiert Achim nicht. Ihn macht vielmehr die plötzliche Gesprächigkeit des Hausherrn stutzig. Dann begreift er, daß König so viel und angestrengt redet, um zu kaschieren, daß er in der Tasche etwas sucht, was offenbar nicht mehr vorhanden ist. Und die Feststellung, daß dieses Etwas fehlt, scheint seine Unruhe noch zu verstärken.

Sie haben mich entdeckt, denkt er und ist einer Panik sehr nahe. Darum ging es. Sie vergessen nichts. Und nur sie können es gewesen sein. Das A dreiundvierzig... In dieser Sekunde weiß er, daß es den Tätern nicht um die Sonde ging. Ebenfalls in dieser Sekunde beschließt er, seine Erkenntnis für sich zu behalten. Aus welchen Gründen auch immer – er ist noch glimpflich weggekommen, aber wenn er jetzt den Mund aufmacht, ist er ein toter Mann. Das weiß er und sagt: «Ich bin ein schlechter Gastgeber. Christine! Wenn du dich um ein paar Sandwiches und Kaffee kümmern würdest...»

Sie geht bereitwillig hinaus.

Mit einer unmerklichen Daumenbewegung schaltet Detjen das Diktiergerät wieder ein. Dieser Dr. König hat sich erstaunlich in der Gewalt, aber ihn kann er nicht täuschen.

«Sie vermissen also doch etwas!» sagt er plötzlich in die Stille hinein. «Was?»

Der Konstrukteur wirft die Tasche zum übrigen. Die Frage bringt ihn völlig aus dem Konzept, macht ihn unsicher. Wenn sie alle gesehen haben, daß er etwas vermißt? Er überlegt fieberhaft eine andere Variante. Was hindert ihn, die Wahrheit zu sagen oder doch soviel davon, wie er für notwendig erachtet? Butzko weiß alles, und die beiden Herren mit den Offiziersdienstgraden? Oberst a. D. Krösing ist von der Wegener & Moss-AG abhängig. Bei Strafe seines Unterganges muß er für sich behalten, was Dr. Butzko nicht an die große Glocke zu hängen wünscht. Der Abwehrmajor? Das Verteidigungsministerium braucht die Wegener & Moss-AG und seine Sonde. Das ist die Marschrichtung. Daß er vor 1945 an exponierter Stelle in der Rüstungsforschung tätig war – daraus ein Geheimnis zu machen, besteht kein Grund in der

BRD. Da sind ganz andere Leute als er wieder in Amt und Würden. Nur sorgsam abwägen muß er, was er sagt. Bloß keinen Hinweis auf die, die in seine alte Brieftasche gegriffen haben! Das würden sie nicht verzeihen. Es heißt also, dem Major so weit entgegenzukommen, daß er letztlich glaubt, mit der Brieftasche habe es keine weitere Bewandtnis und es gehe doch um die Sonde.

«Vermissen?» entgegnet der Doktor und wiegt den Kopf. «‹Vermissen› ist nicht das richtige Wort. Ich dachte, es wäre mehr drin. Nein, ich vermisse nichts.»

Detjen nimmt die Brieftasche in die Hand, betrachtet sie sehr genau, streicht mit dem angefeuchteten Finger darüber hin und kostet mit der Zungenspitze. «Das ist Seewasser», sagt er überrascht. «Darf ich mal neugierig sein? Wie?»

Dr. Butzko scheint die gleichen Erwägungen angestellt zu haben wie sein Konstrukteur. Er nickt ihm aufmunternd zu. Da nickt auch Krösing. Er nickt bloß, weil der Direktor nickt. Da kann es nicht falsch sein, zu nicken.

«Diese Flecken hat die Nordsee gemacht», erklärt König bagatellisierend. «Ich habe in den letzten Kriegstagen versucht, mit einem Schiff von Oslo nach Flensburg zu kommen. Wir wurden versenkt und schwammen im Wasser.» Er deutet auf die Mappe und schafft es zu lächeln. «Mehr gibt es dazu nicht zu sagen. Zufrieden, lieber Herr Major?»

Auch der «liebe Major» lächelt verbindlich. Dieses Lächeln fällt ihm ebenso schwer wie dem Konstrukteur das seine. König erwähnte Oslo. General von Wieseneck erklärte, der Wissenschaftler habe bis 1945 ausschließlich für die Rüstung gearbeitet und sei mit geheimen Projekten befaßt gewesen. Wilson sprach von den Geheimnissen des SS-Forschungskreises in Lofthus bei Oslo. Werner Bredebusch beschließt, aufs Ganze zu gehen.

«Im Mai fünfundvierzig», erwidert er, «beherrschten die Alliierten zu Wasser und in der Luft den Nordseeraum absolut. Entschuldigen Sie, aber ich halte es für unmöglich, daß da ein Kapitän überhaupt noch versucht haben soll, von Oslo

nach Flensburg zu kommen. Der Mann muß ein Selbstmörder gewesen sein!»

Diesen Ton ist der Konstrukteur nicht gewohnt. «Es war ein U-Boot», sagt er zurechtweisend, «und wir wären durchgekommen, wenn wir nicht einen Schaden an der E-Anlage gehabt hätten.»

«Sie waren der einzige Zivilist an Bord?»

«Ja.»

Achim schlägt sich mit der flachen Hand gegen die Stirn. «Ach ja! Ich vergaß. Sie gehörten doch dem Lofthuser Kreis an!» Es ist gewagt, was er da macht, aber die hohe Wahrscheinlichkeit, daß seine Annahme zutrifft, rechtfertigt den Husarenritt.

Butzko hat ein ganz betretenes Gesicht. Krösing sieht von einem zum anderen und versteht nichts. König steht da wie versteinert. Endlich sagt er leise: «Wenn Sie es wissen, warum fragen Sie?»

Werner Bredebusch hat sich völlig in der Gewalt. Durch nichts gibt er zu erkennen, wie sehr es ihn befriedigt, seine Vermutung bestätigt zu finden. Vor ihm steht ein ehemaliges Mitglied des Lofthuser Kreises, über den es bisher so viele Gerüchte und so wenig konkrete Angaben gibt. Es war eine Provokation – und König hat sich provozieren lassen! Aber er ist nicht hier, über den Lofthuser Kreis zu recherchieren. Das ist die Strecke des Kundschafters, und die bleibt den Leuten von der Wegener & Moss-AG besser verborgen. Trotzdem kann er die günstige Gelegenheit nicht ungenutzt verstreichen lassen. Er muß den Konstrukteur noch ein bißchen an der Zunge ziehen.

«Ich muß alle Möglichkeiten in Betracht ziehen», erklärt er, «und ich kann nicht umhin, zu sagen, daß mich diese U-Boot-Fahrt stutzig macht. Wenn wir uns die Lage Anfang Mai fünfundvierzig vergegenwärtigen. Ich gehe recht in der Annahme, daß jener U-Boot-Einsatz stattfand, um einen der führenden Köpfe des Lofthuser Kreises dem Zugriff der Alliierten zu entziehen?»

Krösing glaubt jetzt, die Sache zu durchschauen, und setzt eine inquisitorische Miene auf. Butzko spielt den Unbeteiligten und konzentriert sich ganz auf das Anzünden einer Zigarre. Dr. König sieht sich allein gelassen.

«Zu den führenden Köpfen gehörte ich nicht», sagt er betont. «Sie erweisen mir zuviel Ehre, wenn Sie denken, daß U-dreißig-achtundzwanzig meinetwegen nach Oslo in Marsch gesetzt wurde. Ich durfte mitfahren, das war alles.» Er legt eine kleine Pause ein und fährt dann unwirsch fort: «Was die führenden Köpfe angeht – die waren längst über alle Berge.»

Achim bleibt dran. «Auf diese Art kommen wir nicht weiter», wirft er hin. «Wie soll ich die Sache richtig einschätzen, ohne die Zusammenhänge zu kennen?»

Dem kann sich der Konstrukteur nicht verschließen. «U-dreißig-achtundzwanzig», sagt er knapp, «hatte den Auftrag, Unterlagen des Lofthuser Kreises nach Flensburg zu bringen. Worum es sich dabei im einzelnen handelte, weiß ich nicht. Das Boot wurde versenkt, und mit ihm sind die Materialien versunken.» Unvermittelt braust er auf: «Und nun erklären Sie mir bitte, Herr Major, was – um Gottes willen – das alles mit Christines Entführung zu tun haben soll!»

Detjen lächelt. «Wir würden schon nicht mehr von dieser feuchten Angelegenheit sprechen, Herr Doktor, wenn Sie den Sachverhalt gleich dargelegt hätten. Ich bin ein gründlicher Mensch, und etwas, was ich nicht genau weiß, reizt mich sofort zu den phantastischsten Vermutungen.»

Dr. Butzko rollt die Zigarre zwischen den Fingern. «Nun wissen Sie ja alles, Herr Major.»

Im Türrahmen steht Christine und bittet die Herren in den Nebenraum, in dem ein kleiner Imbiß angerichtet ist.

Krösing läßt es sich nicht nehmen, Achim bis vors Hotel «Kreuz-Post» zu fahren. In seinem unverwüstlichen Optimismus meint der ehemalige Geschwaderchef, daß alles prächtig gelaufen und man auf dem richtigen Weg sei.

«An sich 'ne tolle Geschichte!» urteilt er. «Der Doktor muß doch 'ne ziemliche Nummer gewesen sein, wenn sie ihn mit 'nem U-Boot mitgenommen haben. Auch ohne daß er es zugibt. Typischer Wissenschaftler! Bescheiden bis auf die Knochen.» Und dann verbreitet er sich kenntnisreich darüber, wie 1945 exponierte Männer des Nazireiches – er sagt «Großdeutschlands» – in Sicherheit gebracht worden sind. Auch Krösings eigene Geschichte, Achim längst bekannt, kommt bei dieser Gelegenheit wieder hoch. Der Chef des schließlich nicht mehr einsatzfähigen Jagdgeschwaders «Immelmann» kam nach Argentinien als Navigator einer viermotorigen «Condor», mit der sich unter anderen der General Albrecht nach Südamerika absetzte. Krösing schildert wiederum mit drastischen Worten, wie er damals geschwitzt hat, um den vorgesehenen Landepunkt zu finden. Endlich kommt er wieder auf König. «Interessanter Mann! Mit tollen Erlebnissen!»

«Ebendarin liegt die Gefahr!» stimmt Achim trocken zu. «Man muß sehr aufpassen, daß er einen nicht unbeabsichtigt auf ein Nebengleis schiebt. Diese ganze U-Boot-Geschichte, sosehr sie die Phantasie anregt, ist ganz unerheblich. Es geht um die Sonde, da bin ich absolut sicher.»

Krösing schluckt das, *der* Meinung war er ja immer und von vornherein. «Na, dann strengen Sie sich mal an!» poltert er fröhlich. «Ich habe Sie hier als eine Art Wunderknaben angekündigt. Nun machen Sie mir bloß keine Schande!»

«Wo werd' ich denn!» versichert Detjen und denkt, daß der Oberst noch ebenso dämlich ist wie früher. «Nach dem alten Motto: ‹Neue Maschinen, neue Montur, aber der Geist der der Truppe...›»

Und beide zeigen sich lachend die rechte Faust mit aufwärts gerichtetem Daumen. «So!»

Vor der «Kreuz-Post» ist Achim bereits ausgestiegen, als Krösing das Fenster herunterdreht und sich hinausbeugt. «Noch eins!» ruft er. «Morgen abend gibt sich der Public-Relations-Manager die Ehre. Das ist sicherlich ganz interessant für Sie. Da erhalten Sie einen guten Einblick in das

Programm der Wegener & Moss-AG. Neunzehn Uhr dreißig. Smoking!»

Er hebt noch einmal grüßend die Hand und rauscht davon.

12

Ein wenig krächzend gibt das Diktiergerät das Gespräch mit Dr. König wieder, zum drittenmal schon. Jetzt stoppt Detjen das Abspiel nicht. Beim ersten Durchlauf hat er das Band angehalten, nachdem Christine sich der Wagennummern erinnerte. Er zog sich das Telefon heran, wählte die Verbindung der Freiburger Residenz des Militärischen Abschirmdienstes, des MAD, und merkte an der dortigen Reaktion, daß die Herren über das Wirken eines Majors Detjen in Staufen unterrichtet worden waren. Zweifellos wissen sie, daß Brigadegeneral von Wieseneck persönlich seine Hand über den Sonderbeauftragten hält. Das bestimmt ihr Verhalten. Sie werden ihr möglichstes tun, auch, obwohl sie, was von ihnen verlangt wird, gewiß für unter ihrer Würde halten. Arbeit für ein Revierkriminalbüro, aber wenn ein General das absegnet?

Das Band läuft aus. Den Kopf in beide Hände gestützt, starrt Achim auf das Gerät. Nein, er glaubt diesem Dr. König nur sehr bedingt. Detjen drückt die Taste und hört sich eine Stelle des Bandes zum viertenmal an.

«Sie vermissen also doch etwas. Was?»

Pause.

«Vermissen? ‹Vermissen› ist nicht das richtige Wort. Ich dachte, es wäre mehr drin.» Das klingt zögernd und paßt nicht zu dem plötzlich entschiedenen: «Nein, ich vermisse nichts.»

Detjen betätigt die Stopptaste. Er kann es in diesem Augenblick nicht begründen, aber er hält die alte, seewassergetränkte Brieftasche für den Angelpunkt der merkwürdigen Gescheh-

nisse in Staufen. Noch einmal hört er die Stelle ab.

Was kann Dr. König gesucht haben? Er wurde beim Durchsehen des Inhalts der Brieftasche doch plötzlich blaß und nervös, fahrig in seinen Bewegungen. Eins steht jedenfalls fest: Die Brieftasche hatte mit der Königsonde nichts zu tun. Das sind zwei grundverschiedene Dinge. Mit dem raffiniert vorgetäuschten Kidnapping hatte man es offensichtlich auf die Brieftasche abgesehen. Und warum lenkte Dr. König so davon ab? Achim ist ein guter Beobachter. Für ihn steht fest, daß der Konstrukteur plötzlich Angst hatte. Vor wem?

Der Lofthuser Kreis! Oberingenieur Klein, der über Wunderwaffenprojekte der SS-Forschungsgruppe zu sprechen wagte, starb im New-Yorker Hotelzimmer eines rätselhaften Todes. Die CIA jagt hinter Materialien der Lofthuser her. Und Dr. König wird kreidebleich, als er merkt, daß fremde Hände in die Brieftasche gegriffen haben, die er bei sich getragen hat, als er aus Lofthus gekommen ist. Mit einem Satz: Der Lofthuser Kreis lebt noch, sonst würden seine Ergebnisse und seine Hintermänner nicht derartig abgeschirmt.

Mit dieser Feststellung ist für den Kundschafter des Ministeriums für Staatssicherheit der Deutschen Demokratischen Republik eine Aufgabe fixiert. Es sind Jahre vergangen, seit Werner Bredebusch in die Haut des gefallenen faschistischen Jagdfliegers Achim Detjen geschlüpft ist und sich in die Reihen der «alten Kameraden» eingereiht hat, aber noch immer gelten uneingeschränkt die Worte, in die sein Vorgesetzter in Berlin seinen Generalauftrag gefaßt hat: «Zahlreiche Kriegsverbrecher haben sich der Verantwortung entzogen. Es gibt offensichtlich eine Organisation, die das bewerkstelligt und die damit mehr beabsichtigt, als diese Leute der verdienten Bestrafung zu entziehen. Auch wir sind verantwortlich dafür, daß die Schuldigen ihrer Bestrafung zugeführt werden, um neue Verbrechen zu verhindern.»

Um neue Verbrechen zu verhindern! Das ist es, das ist die Spur der Wölfe, auf der er nun fast ein Jahrzehnt seine gefahrvolle Arbeit leistet.

Was könnte in der Brieftasche gewesen sein? Offenkundig stand es mit der Fracht von U-3028 in Verbindung. Deren Bedeutung war dem Kommandanten des Bootes natürlich bekannt. Was hätte er, Bredebusch, in dessen Situation getan? Daß das Boot den Zielhafen nicht erreichen würde, war abzusehen – der Schaden an der E-Anlage, die Überwasserfahrt. Und sicherlich war dem Mann der Befehl erteilt worden, die geheimnisvolle Fracht keinesfalls in die Hände des Gegners geraten zu lassen. Andererseits mußte sie wieder auffindbar sein. Daraus folgt, daß der Ort, an dem das U-Boot versenkt worden war, exakt bestimmt wurde. Mit Sicherheit bekam der Passagier, der mit der Fracht aus Lofthus kam, die Koordinaten. Und an den hatten sich seine ehemaligen Freunde gehalten. Was liegt näher? Aber warum, um alles in der Welt, sind sie nicht einfach an ihn herangetreten und haben sich das Papier aushändigen lassen? Darauf findet Werner Bredebusch noch keinen Reim.

Er läßt das Band des Diktiergerätes ganz zurücklaufen und drückt dann die Löschtaste. Was er über Lofthus erfahren hat, geht das Amt für Sicherheit in Bonn nichts an.

Am frühen Abend meldet die Hotelrezeption telefonisch einen Besucher an. Als der im Zimmer steht, ein unscheinbarer junger Mann im Straßenanzug, klappt er die Hacken und macht eine knappe militärische Kopfneigung.

«Leutnant Fischer, MAD Freiburg», stellt er sich vor und legitimiert sich durch Vorlage einer in Kunststoff eingeschweißten Ausweiskarte mit Lichtbild.

Detjen gibt ihm flüchtig die Hand. «Stehen Sie bequem», sagt er, «und fangen Sie an.»

Der MAD-Offizier hat sogleich ein Papier in der Hand und referiert. «Die fraglichen gelben Opel-Rekord mit FR-M-Kennzeichen sind befehlsgemäß überprüft worden, Herr Major. Theoretisch kommen alle drei Wagen als Tatfahrzeuge in Frage. Die Limousine FR-M-drei-eins-vier befindet sich seit heute früh auf dem Weg nach Schottland. Sie

wurde in den Morgenstunden in Hamburg verladen. Besitzerin ist eine Gundula Kretschmar aus Freiburg. Schreibt Kochbücher. Will in Schottland Rezepte sammeln.»

Achim lacht. «Wie mache ich mit einem Augenaufschlag und einem Hering fünftausend Mann satt – oder so.»

Fischer lacht pflichtschuldig mit. «Ein ähnliches Rezept steht bereits in der Bibel, Herr Major.» Er räuspert sich und fährt fort. «Die Limousine FR-M-acht-eins-vier steht seit heute früh mit ausgebautem Motor in der Kfz-Werkstatt Nordmeyer. Getriebeschaden. Besitzer ist ein Herr Gumpelmann. Er reist für einen Landkartengrossisten in Frankfurt am Main, Oberlindau dreiundvierzig. Das ist direkt am Rothschildpark.

«Und der dritte Wagen?»

«Die Limousine FR-M-zwei-eins-vier gehört einem Pensionär Wagner, einem Stadtdirektor außer Dienst. Herr Wagner ist Witwer und hält sich den größten Teil des Jahres bei seinem Sohn in Frankfurt, Oppenheimer Straße zwölf, auf. Der Sohn, Gerhard Wagner, ist selbständiger Steuerberater. Der alte Herr Wagner, ein leidenschaftlicher Autofahrer, benutzt für seine Reisen nach Frankfurt stets den Opel-Rekord.»

«Alle drei Personen sind überprüft worden?»

Fischer nickt. «Selbstverständlich, Herr Major. In allen drei Fällen sind die Alibis hieb- und stichfest. Hier ist der schriftliche Bericht.»

«Sehr schön!» bemerkt Detjen und legt das Papier achtlos auf den Tisch. «Etwas Neues: Stellen Sie doch mal fest, wo Anfang Mai fünfundvierzig U-dreißig-achtundzwanzig versenkt worden ist. Und auf welche Weise!»

Der Leutnant macht eine Notiz. Er verzieht keine Miene, aber er denkt, diesem Major müßten es Fahrzeuge angetan haben. Erst drei Autos, nun ein Unterseeboot. Bei einem dritten Auftrag spielt vermutlich ein Freiballon die Hauptrolle! So nach der Maxime: Der Ballon hatte einen Rauminhalt von zwanzigtausend Kubikmetern und stieg um sieben Uhr dreißig auf – wie hieß der Luftschiffer? Fischer sagt: «Wird prompt erledigt, Herr Major!»

«Es eilt!» betont Detjen. «Zu Ihrer Information nur soviel, Herr Leutnant: Wir haben es mit einem Fall im NATO-Maßstab zu tun.»

Vom Turm der katholischen Kirche verkünden die Glocken die achte Abendstunde. Achim Detjen hat im Hotelrestaurant Abendbrot gegessen und die Rechnung abgezeichnet. Nun geht er die Treppe hinauf, die in den Hoteltrakt führt. Er hält den Zimmerschlüssel bereits in den Händen. Dann geht er jedoch an seiner Tür vorüber bis ans Ende des Ganges. Hier steht ein Münzfernsprecher. Achim betritt die doppelt verglaste Kabine. Für das Gespräch, das er führen will, erscheint ihm der Apparat im Zimmer ungeeignet. Da müßte er nämlich die Zentrale anwählen und sich verbinden lassen. Er müßte Ort und Anschlußnummer nennen, damit das aufgeschrieben und ihm in Rechnung gestellt werden kann. Die Rechnung kann er vernichten, aber es bleibt die Eintragung ins Telefonjournal, und mit dessen Hilfe könnte man noch nach Jahren feststellen, mit wem der Herr von Zimmer 207 gesprochen hat. Das darf nicht sein. Gesetzt den Fall, man wird doch einmal auf Werner Bredebusch aufmerksam, dann muß man nicht mit der Nase auf seine Verbindungen zu einer Fotografin namens Winnie Winkelmann gestoßen werden. Der Münzfernsprecher erlaubt es, anonym zu bleiben.

Achim wirft das erste Zweimarkstück ein, wählt. Die Vorwahl von Frankfurt am Main – 0611, dann der Anschluß.

«Ja, bitte?» hört er die vertraute Stimme. Er erkennt sie sofort. Sie ist ein bißchen dunkel und leise, warm und freundlich.

«Störe ich dich?» beginnt er sofort. «Hier ist dein zweitbester Freund.»

«...und hier deine drittbeste Freundin», erwidert sie, und er sieht förmlich, daß sie schmunzelt. «Nein, du störst nicht.»

Detjen nimmt den Hörer in die andere Hand. «Ich habe Sehnsucht nach dir. Möchte dich sehen. Geht es morgen?»

«Nein«, antwortet sie sofort bestimmt. «Wir machen etwas

anderes. Ich komme auf dich zu. Einverstanden?»

«Einverstanden! Schlaf schön.»

«Du auch.»

Das Gespräch hat noch nicht einmal eine halbe Minute gedauert. Achim wendet sich zum Zimmer 207. Sehr zufrieden ist er nicht. Er hätte Winnie gern schnell über die neue Wendung unterrichtet, ihren Rat gehört und sich ihrer Hilfe versichert. Der Bericht des MAD-Leutnants Fischer hat ihn auf eine Idee gebracht. Was ihm da eingefallen ist, trägt zwar recht spekulativen Charakter, besitzt jedoch einen gewissen Wahrscheinlichkeitsgrad. Wie recht oder unrecht er hat, möchte er genau wissen, und ihm selbst sind die Hände gebunden, das zu überprüfen. Werner Bredebusch hätte es gern gehabt, daß Winnie «Ja, morgen, um vier Uhr?» oder etwas ähnliches gesagt hätte. Der Treffort war ja festgelegt – der Westhafen, am Kran 4 –, und mit der Beechcraft «Bonanza» wäre es nach Frankfurt nur ein Sprung gewesen. Andererseits ist ihm klar, daß auch Winnie Winkelmann Verpflichtungen hat, aus denen sie sich nicht von einer Stunde auf die andere lösen kann. Leider nicht.

Er steht in seinem Zimmer und weiß nichts mit sich anzufangen. Schließlich nimmt er den Mantel. Einen Bummel durch Staufen wird er machen, sich die alten Fachwerkhäuser und die Idylle um den historischen Markt ansehen und dann früh schlafen gehen. Eigentlich hätte ihn Günter Krösing zu einem abendlichen Plausch einladen und wieder einmal Kerzen mit Sektkorken ausschießen können, aber auf das Nächstliegende kommt der nie! Ist wohl auch besser so. Da müßte er, Achim, sich bloß anstrengen, wieder alles aufzuwärmen, was Werner Bredebusch über das «Flieger-As» im Jagdgeschwader «Immelmann», über dessen unübertrefflichen Chef und über gemeinsame Kriegserlebnisse weiß. Und alles kennt er eben nicht – es wären sehr anstrengende Stunden geworden. Das mögliche Ergebnis steht nicht dafür. Auch ohne Krösing weiß er, daß Staufen als Standort für ein Aufklärungsgeschwader der Bundesluftwaffe ausgebaut wird

und daß dieses Geschwader ausgerechnet wieder «Immelmann» heißt. Man ist ja groß in der Pflege unrühmlicher Traditionen.

So trinkt er seinen Schoppen einheimischen Weins allein. Er trinkt ihn in der «Fauststube» des Ratskellers. Die gibt sich mittelalterlich alchimistisch. Wenn der große Zauberer schon einmal in dieser Gegend zur Hölle gefahren ist, warum soll man nicht ein Geschäft mit ihm machen? Und der Wein ist gut.

13

Die Wegener & Moss-AG fühlt sich als eine Firma von Weltgeltung. Sie versäumt nicht, das gebührend zu unterstreichen. Das Kasino für die gehobenen Angestellten, in dem der Public-Relations-Manager empfängt, befindet sich oberhalb der Direktionssuite. Es könnte mit jedem beliebigen Luxushotel konkurrieren. Die gläsernen Türen zum Dachgarten sind geöffnet und erlauben es, hinauszutreten zwischen die hier gepflanzten Koniferen, zwischen Silbertannen und Säulenwacholder. Von hier aus kann man über die ausgedehnten Werkanlagen mit dem Betriebsflugplatz weit hinweg auf den Schwarzwald mit seinen malerischen Bergen und Waldungen blicken. Es gibt einen Teich mit Goldfischen, gerahmt von verschiedenfarbigen Teppichphloxen, die einen betörenden Duft ausströmen. Es wird viel dafür getan, daß die leitenden Herren dem Werk lange erhalten bleiben und nicht dem Streß verfallen. Den Mann an der Werkbank und im Hangar kann man ersetzen, aber Direktoren?

Die hübschesten Damen aus den Büros der oberen Etage sind aufgeboten worden, die Gäste zu empfangen, und sie tun das mit viel Charme. Man hat auch Ausländer geladen, Korrespondenten aus dem NATO-Bereich, und die berührt es angenehm, daß sie in ihrer Muttersprache begrüßt werden. Mit

dem «Willkommen bei der Wegener und Moss» gibt es für jeden Eintretenden eine reich bebilderte Firmengeschichte mit vielfältigem Pressematerial. Die Texte entsprechen allen Bedürfnissen und reichen von der kurzen Meldung über den sachlichen Bericht bis zur stimmungsvollen literarischen Reportage. Wer damit nicht auf leichte Weise Geld verdient, ist selbst dran schuld. Übrigens ist die Perfektion bis zum äußersten getrieben – mehrere Überschriften für verschiedene Spaltenbreiten werden angeboten und berücksichtigen auch die unterschiedlichen Bedürfnisse von «seriösen» und Boulevard-Blättern. Zu diesem Arbeitsmaterial gibt es als Souvenir der Firma eine Plastikhülle mit metallenem Füllfederhalter und ebensolchem Kugelschreiber. Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft.

Und es war doch richtig, daß sich Detjen einen Smoking geliehen und sich mit einem Querbinder geschmückt hatte! Ohne «Kostüm und Maske» hätte er hier deplaciert gewirkt. Die einzigen, die aus der Reihe tanzen, sind die vollbärtigen Kameraassistenten und Beleuchter einer Filmnachrichtenagentur und vom Südwestfunk – in ihrem «Gammellook» Außenseiter dieser exklusiven Gesellschaft. Neben langen Abendkleidern und Smokings sieht Achim eine Menge Uniformen – na ja, dies ist ja ein Rüstungsbetrieb, und die Herren Offiziere speisen auch gern exzellent auf fremde Kosten. Das kalte Büfett nimmt eine ganze Wand des Kasinos ein und ist nicht zu übersehen. Detjen denkt ironisch, daß die Wegener & Moss-AG sicher sein darf, eine gute Presse zu haben.

Als Tochter eines Spitzenkonstrukteurs der Firma wurde auch Christine König geladen. Die schlanke junge Frau mit dem seidig glänzenden schwarzen Haar gereicht in ihrem schulterfreien weinroten Samtkleid der Veranstaltung durchaus zur Zierde. Achim hat sie formvollendet begrüßt, und sie stehen noch beieinander. Detjen deutet auf den gelackten Deckel der Firmengeschichte, die auf ein Jubiläum hinweist.

«Ich sehe gerade, daß das große Ereignis der Fünfzigjahrfeier erst in acht Wochen stattfindet», sagt er.

Sie lacht, «Was nutzt das schönste Jubiläum, wenn niemand davon redet? Vorher – und hinterher natürlich erst recht. Technisches Knowhow plus Tradition, das ist das Größte!» Sie findet es ganz in der Ordnung, die gebürtige Amerikanerin, daß man im alten Europa, was Reklameschlachten angeht, eine Menge von den USA gelernt hat. «Trommeln gehört zum Handwerk. Sagt man hierzulande nicht so?»

«Klappern», verbessert Achim. «Klappern, gnädige Frau!»

Während das Gespräch dahinplätschert, nichtssagende Konversation, mustert er die Gäste. Mehr als hundert sind es, schätzt er. Krösing steht mit Fliegeroffizieren zusammen; sein schallendes Lachen klingt herüber. Der «Poltergeist» der Wegener & Moss. Jetzt löst er sich aus jener Gruppe und begibt sich schnellen Schrittes zum Eingang, um eine eben eintreffende Dame zu begrüßen.

Detjen schluckt. Winnie Winkelmann! Ihr kupferfarbenes Haar hebt sich attraktiv vom schwarzen Abendkleid ab. Deshalb also hat sie gesagt: «Ich komme auf dich zu.» Und wundern darf man sich über nichts.

Wie von weither dringt Christines Stimme an sein Ohr. «Morgen führt Vater den Herren vom Beschaffungsamt seine Sonde vor. Sehen wir uns da?»

«Ich glaube nicht.» Verstohlen sieht er wieder zu Winnie. Sie wird jetzt auch von anderen Herren begrüßt, die wahrscheinlich Firmenmitarbeiter sind. Die extravaganten violetten und roten Smokingsakkos scheinen auf die Werbeabteilung hinzuweisen. Da fühlt man sich als Künstler und fällt gern auf. Der Ältere, der sich dazugesellt und weißgewelltes Haar hat, dürfte der Public-Relations-Manager selbst sein. «Was sollte ich auch da? Ich stünde vor der Sonde wie der Ochs vorm Scheunentor.»

Christine lacht. «Ich glaube Ihnen kein Wort! Sie sollten doch kommen. So etwas bekommen Sie nicht alle Tage zu sehen. Und in Ihrer Funktion haben Sie doch überall Zutritt.»

Irgendwer spricht sie an, und Achim zieht sich höflich zurück. Befrackte Kellner gehen mit Tabletts herum und bieten Sekt an, Zigarren und Zigaretten in geöffneten Pakkungen. Die Gäste haben Zeit, sich zu akklimatisieren und eine gewisse anfängliche Steifheit abzulegen.

Im Kasino herrscht ständige Bewegung. Man geht herum, begrüßt Bekannte, hat Zeit für einen Schwatz und gibt sich freundlich auch Leuten gegenüber, die man am liebsten zum Mond schießen würde. Und dabei ist alles sehr unverbindlich. Das haben Partys so an sich. Detjen schlendert und kommt sich ein wenig verloren vor.

Gesprächsfetzen.

Der weißgewellte Manager steht jetzt mit zwei jüngeren Männern, offensichtlich Journalisten, zusammen, deren gelockerte Haltung auf Erfahrung im Umgang mit Vertretern des großen Geldes schließen läßt.

«Nichts leichter als das!» sagt er eben. «Wenn Sie an diesem Erstflug teilnehmen wollen – betrachten Sie sich jetzt schon als eingeladen. Das einzige, das Sie mitbringen müßten», er lacht und legt dem einen freundschaftlich die Hand auf den Arm, «wäre Zeit. Die Maschine, mit der Sie fliegen, wird in unserem argentinischen Zweigwerk erst einmal auf Herz und Nieren geprüft, und inzwischen... Ich würde Ihnen gern die Sozialmaßnahmen im Zweigwerk zeigen; die sind für lateinamerikanische Verhältnisse vorbildlich. Wegener und Moss haben sich das etwas kosten lassen. Das Modernste – hochinteressant!» Die beiden scheinen sein Interesse nicht unbedingt zu teilen. Da fährt er leiser fort: «Na, und zur Erholung ein Ausflug in die Pampas, ein bißchen Nachtleben in Buenos Aires. Kosten entstehen Ihnen selbstverständlich nicht. Wenn Sie das mit Ihren Redaktionen abgesprochen haben – Anruf bei mir genügt!» Damit geht er weiter.

Die beiden nehmen Zigaretten von einem Tablett.

«Dabei kommt doch nichts raus!» wirft der Dickere hin und beugt sich über das aufflammende Feuerzeug des anderen. «Reine Zeitverschwendung. Ich war neulich bei Rollex in

Singapore, und nun muß ich mir künftig jedes kritische Wort verkneifen. ‹Kolibris› hatten die da an Land gezogen. Du machst dir keine Vorstellung!» Er seufzt. «Leider ist man nicht mehr der Jüngste. Die Augen wollen mehr, als man verdauen kann.»

Der andere grinst. Er ist wesentlich jünger, und auf seiner schmalen Nase sitzt eine goldgefaßte Brille. «Ach, weißt du», erwidert er schnoddrig, «wann kommt man schon umsonst nach Südamerika? Den Chef kriege ich rum. Der macht alles mit, wenn es nur nicht zu Lasten der Redaktionskasse geht. Und was den Maulkorb angeht, ich halte es mit Gustav Freytag: ‹Kann ich schreiben rechts, kann ich schreiben links!› – Der Redakteur Schmock in den ‹Journalisten›. Freytag wußte, worüber er sein Stück schrieb. – Ich will nach Argentinien. Da war ich noch nicht.»

Die beiden sehen sich an und verstehen sich. Gemeinsam gehen sie auf einen Neuankömmling zu.

Diese Party wächst noch zum reinsten Familientreffen aus, denkt Detjen. Ihn wundert nicht einmal, daß er plötzlich James D. Wilson gegenübersteht. Der CIA-Spezialagent nimmt ihn ebenfalls wahr und löst sich aus einem Gespräch mit Korrespondenten der «New York Times». Er kommt heran und streckt Achim die Hand entgegen.

«Welcher Wind weht Sie hierher?» eröffnet Detjen die Unterhaltung und schlägt kräftig in die dargebotene Rechte ein.

Wilson ist bester Laune. Offenkundig fühlt er sich auf Partys wohl. Sicherlich nutzt er sie, bestehende Verbindungen auszubauen und zu erweitern.

«Im Vertrauen – das große Geld zieht mich magisch an! Ich bin gern da, wo es gemacht wird», scherzt er. «Aber Sie? Sie habe ich hier nicht vermutet.»

Abrupt erinnert sich Werner Bredebusch an Wilsons starkes Interesse für den Lofthuser Kreis. Hier in Staufen ist ein ehemaliges Mitglied des Kreises, ist Dr. König. Gibt es da Zusammenhänge? Das zu wissen wäre nützlich.

«Nicht hier», wehrt er ab. «Was halten Sie von einem kleinen Plauderstündchen unter vier Augen?»

«Viel!» antwortet der Spezialagent, aber er sagt es zerstreut und ist mit den Augen schon ganz woanders. «Rufen Sie mich doch irgendwann mal an.«

«Wo erreiche ich Sie hier?»

«Hotel ‹Zur Weinstraße›. Sie entschuldigen mich.» Er hat jemanden entdeckt, mit dem er unbedingt sprechen möchte.

«So long, Detjen!»

Auf einmal klopft ihm Krösing auf die Schulter. Achim dreht sich um. Vor ihm steht Winnie. In ihren Augen ist ein kleines Lachen, aber sie beherrscht sich und sieht ihn an, als begegne sie diesem Mann zum erstenmal in ihrem Leben.

«Gnädige Frau, ich darf Ihnen Herrn Detjen vorstellen. Früher ein As der Lüfte – in meinem Geschwader, am Rande bemerkt. Mein lieber Detjen, das ist Frau Winkelmann. Erklärungen erübrigen sich. Frau Winkelmann hat die Fotos für unsere Firmengeschichte gemacht.»

«Kompliment, gnädige Frau! Ich freue mich, Sie kennenzulernen.» Angedeuteter Handkuß. Die Situation belustigt Detjen. Da steht der Kundschafter des Ministeriums für Staatssicherheit im Smoking mitten in einer der Hochburgen der bundesdeutschen Rüstungsindustrie der Genossin gegenüber, die für ihn die Verbindung zur Heimat bedeutet, und ein Mann, dem die Deutsche Demokratische Republik ein Dorn im Auge ist, läßt es sich angelegen sein, zwei Mitarbeiter ebenjenen Ministeriums formvollendet miteinander bekannt zu machen. Wenn das nicht komisch ist! Wie das Leben so spielt. «Ich habe bisher nicht gewußt, wie hübsch sich unsere Bundeswehrmaschinen fotografieren lassen. Geradezu liebenswert.»

Krösing läßt wieder sein schallendes Lachen hören. «Schließlich besitzt die Wegener und Moss so viele davon, daß sie sie verkaufen muß. Die Damen auf den Tragflächen werden jedoch nicht mitgeliefert! Die brauchen wir noch.»

Winnie schweigt und sieht sehr kühl und unnahbar aus. Es

macht den Eindruck, als passe ihr der Offizierskasinoton des Obersten a. D. nicht, als toleriere sie ihn aber aus Geschäftsrücksichten. Es scheint ihr lieb zu sein, daß sie der Manager zur Seite nimmt. Für ihn hat sie sehr viel Charme – Aufträge des Ausmaßes, wie ihn der Jubiläumsband darstellt, vergibt er persönlich, und durch diesen Auftrag hat Winnie einen hervorragenden Einblick in das Produktionsspektrum der Wegener & Moss-AG gewonnen. Keinen lückenlosen Einblick, versteht sich, aber da gibt es ja noch andere Möglichkeiten. Aufklärung ist ein Puzzlespiel. Erst die Zusammensetzung einer Vielzahl von Mosaiksteinen ergibt ein geschlossenes Bild.

Achim fegt mit einer Handbewegung ein angenommenes Stäubchen vom Seidenrevers des Smokingkragens. «Ein Eisberg, die Dame, wie?» wirft er hin und sieht ihr nach.

Krösing gibt sich als Kenner. «Aber sie ist rotblond... Wahrscheinlich muß man sie näher kennen. Besteht Interesse?»

Detjen grinst. «Warum eigentlich nicht? Gelegentlich braucht man doch ein paar Paßbilder.»

Der Oberst kneift ein Auge zu. «Der Wunsch meiner Männer war mir immer Befehl. Verlassen Sie sich auf Ihren alten Kommandeur.»

Jetzt schließen die befrackten Kellner die Türen zum Dachgarten. Es wird ernst. Zumindest die Journalisten, die die Anschaffung eines Smokings als berufsbedingte Ausgabe von der Steuer absetzen, kennen dieses Signal. Sie bilden zwanglos einen Halbkreis. Auf einmal ist es still. Nun tritt der Manager mit dem gewellten Haar in den freien Raum.

«Ich darf Sie zunächst im Namen der Wegener und Moss-Aktiengesellschaft und selbstverständlich in meinem eigenen herzlich in Staufen willkommen heißen, meine Damen und Herren», beginnt er gewandt. «Ich danke Ihnen für Ihr zahlreiches Erscheinen und das freundliche Interesse an unserem Unternehmen, das Sie mit Ihrer Teilnahme bekunden. Wie Sie wissen, führt uns ein außergewöhnliches Ereignis zusammen.

Ich bitte Sie um Aufmerksamkeit für Herrn Direktor Doktor Butzko, der dazu einige Worte an Sie richten wird.»

Die Filmkameras laufen. Blitzlicht flammt auf. Tonbandspulen rotieren.

Dr. Butzko lächelt. «Meine Damen und Herren! Ich möchte erst einmal Ihre Phantasie auf eine harte Probe stellen. Wenn Sie heute hier im Herzen eines Unternehmens stehen, das sich in fünfzigjähriger zäher und aufopferungsvoller Arbeit im Dienste der Luftfahrt Weltgeltung erworben hat, dann fällt es schwer, sich den Anfang in einer Werkstatt vorzustellen, die kaum die Größe dieses Kasinos hatte.»

Detjens Gesicht hält den Ausdruck teilnahmsvoller Aufmerksamkeit fest. Aber er hört nicht zu. Jetzt kommt das alte Märchen vom tüchtigen braven Mann, der sich mit Fleiß und Können aus kleinen Verhältnissen emporarbeitete. Vom Tellerwäscher zum Millionär. Wie gehabt!

14

Nun sitzt Werner Bredebusch neben Winnie Winkelmann in deren BMW. Der alte Krösing ist doch ein Filou! Daß er offene Türen einrannte, als er die Fotografin listig bat, Herrn Detjen, der im selben Hotel wie sie wohnt, freundlicherweise dorthin mitzunehmen, ahnte er ja nicht. Gewiß sonnt er sich nun in dem Glauben, für ein ehemaliges «Immelmann»-As ganz prächtig gekuppelt zu haben. In solchen Fällen zerreißt er sich, da scheut er keine Mühe.

«Morgen wird die Königsonde vorgeführt», sagte Werner. «Es ließe sich einrichten, daß ich dabei bin.»

Winnie streckt die Rechte im durchbrochenen Autohandschuh nach dem Lautstärkeregler des Radios aus und dreht nach rechts. Sicher ist sicher. Die «Evergreens am laufenden Band» decken das Gespräch zu. Wer weiß denn, ob sich der famose Werksicherheitsdienst der Wegener & Moss-AG

nicht den Spaß macht, mitzuhören, wie die Gäste der Veranstaltung diese im Nachhinein kommentieren? Das könnte doch nützlich sein.

«Wozu?» fragt die Fotografin trocken zurück. «Das ist doch nicht dein Bier. Du bist hier, um einen Einbruch aufzuklären. Zu weitreichendes Interesse deinerseits macht höchstens auf dich aufmerksam. Das haben wir nicht nötig. Morgen ist das Koblenzer Beschaffungsamt in Staufen. Vertreten unter anderem durch Herrn Fregattenkapitän Wendland.»

Wendland? Als der Name fällt, erinnert sich Werner Bredebusch an die bangen Minuten vor seiner Abfahrt aus dem Wasserschloß in der Eifel, in dem 1950 in aller Heimlichkeit die Pläne für den Aufbau der Bundeswehr beschlossen wurden. Vor der Abreise der technischen Mitarbeiter gab es auf Anordnung Gert von Wiesenecks eine Leibesvisitation, und er, Werner, hatte Mikrofilme mit Aufnahmen des streng geheimen Protokolls in der Tasche. Da trat, buchstäblich in letzter Minute, der Kommandeur der beiden Wasserschutzpolizeiboote auf ihn zu, die die seeseitige Sicherung des Schlosses besorgten, um sich zu verabschieden. Er nannte die von Winnie vorgegebene Parole, die ihn als Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit auswies, übernahm das Material und verließ unangefochten den düsteren Schloßhof. Wendland ist also jetzt im Beschaffungsamt. Werner wechselt das Thema. «Ich bin überzeugt», sagt er plötzlich, «daß es bei diesem Kidnapping, das gar keins war, überhaupt nicht um die Sonde ging. Es ging um den Inhalt der Brieftasche, vermutlich um die Versenkungsstelle der geheimnisvollen Fracht. Frage: Wo sind die Leute vom Lofthuser Kreis heute, die um den Inhalt des Behälters wußten und ihn jetzt offenbar wieder an Land ziehen möchten? Das müssen wir herausbekommen! Und ich werde es wissen, wenn ich die Kidnapper habe.»

«Und wie willst du sie suchen?»

Detjen lehnt sich an die Seitentür des geräumigen Wagens. Unaufdringlich und doch spürbar läßt der erkennen, daß Winnie beruflich Erfolg hat. Damals in der Eifel hatte sie noch

eine winzige zweisitzige «Isetta» mit dem Fronteinstieg. Nur das Firmenzeichen ist dasselbe geblieben. Das Auto ist in der BRD ein Statussymbol, dem muß man sich anpassen.

«Man hat mich nach Staufen geschickt, weil man die mysteriösen Vorgänge mit der Königsonde in Verbindung bringt. Diese Version muß ich noch ein bißchen aufrechterhalten; denn beweise ich, daß es nicht um Königs Erfindung geht, ist mein Auftrag erfüllt. Dann kann ich die Koffer packen und nach Bonn zurückkehren. Ich möchte gern noch bleiben.»

«Und wo willst du ansetzen?» Da ist eine Kreuzung, und Winnie »verfährt» sich recht geschickt – sie steuert nicht nach Staufen hinein, sondern daran vorbei. So kommt sie auf eine Umgehungsstraße, die in Richtung Freiburg führt.

«Du wirst es nicht glauben: in Frankfurt! Und dazu brauche ich deine Hilfe.»

«In Frankfurt?» wiederholt Winnie. Noch sieht sie da keinen Zusammenhang. Von der Stadt am Main, in der sie lebt und arbeitet, war in Verbindung mit Werners Einsatz in Staufen überhaupt noch nicht die Rede.

Er erklärt: «Vielleicht ist meine Hypothese gewagt, aber höre sie dir erst einmal an. Mich hat stutzig gemacht, daß zwei der als Wagen des Kidnappers in Frage kommenden Wagen häufig und ziemlich regelmäßig in Frankfurt zu finden sind. Ich gehe davon aus, daß die Entführer, wer sie auch immer gewesen sein mögen, natürlich nicht mit ihren eigenen, mit den echten Kennzeichen gefahren sind. Naheliegend wäre gewesen, daß sie sich fremder, gestohlener Fahrzeuge bedient hätten; doch es war keiner der drei fraglichen Wagen entwendet worden. Folgerichtiger Schluß: Man versah einen gelben Opel-Rekord mit dem nachgemachten Kennzeichen eines der Freiburger Wagen, um den Verdacht, wenn es eine Untersuchung geben würde, im Sande verlaufen zu lassen. Die drei in Freiburg besitzen einwandfreie Alibis. Ist das soweit logisch?»

«Logisch!» bestätigt Winnie.

Detjen fährt fort. «Daraus, daß ein Freiburger Kennzeichen

benutzt wurde, ergibt sich mit Sicherheit, daß die Hintermänner nicht in Freiburg sitzen. Wenn man schon von sich ablenken will, dann doch so weit weg wie möglich. Die Kidnapper kamen aus einer anderen Gegend.»

Aber es ist kein Phantasiekennzeichen, und das Original hängt an einem Wagen, der genauso gelb und vom gleichen Typ ist wie der, der eingesetzt worden ist, denkt Winnie Winkelmann. «Du meinst, daß sie das Original exakt kopiert haben?»

«Genau!» stimmt er zu. «Aber dazu mußten sie es sehen! Und nicht nur einmal im Vorübergehen. Meine Hypothese: Einer der beiden Wagen, die häufig und – im Falle des Stadtdirektors außer Dienst – auch langfristig in Frankfurt stehen, war das Vorbild. Ich halte sogar für wahrscheinlich, daß einer der Kidnapper am Rothschildpark oder in der Oppenheimer Straße wohnt. Warum sollten sie sich unnötige Arbeit machen?»

Die Fotografin wendet den BMW und fährt nun wieder in Richtung Staufen. Allzuspätes Eintreffen im Hotel könnte Aufmerksamkeit erregen. «Gut. Ich werde mich umsehen, ob da in der Gegend ein quittegelber Opel-Rekord steht, und werde erfahren, wem er gehört und was der Besitzer treibt.» Und als schon das Hotel «Kreuz-Post» in Sicht kommt, sagt sie noch: «Das ist wirklich eine verwegene Hypothese, aber ich kann mir nicht helfen – mir gefällt sie!»

Der nächste Tag ist für Major Detjen ein reiner «Beschäftigungstag». Er tut im Prinzip nichts als Schaum schlagen, aber das macht er gründlich. Die Leute von der Wegener & Moss-AG gewinnen den Eindruck, daß dieser Abwehroffizier ein überaus pflichtbewußter, agiler und beharrlicher Mensch ist, der nichts unversucht läßt, Licht in das Dunkel um den Anschlag auf Dr. Albrecht Königs Sonde zu bringen. Seine Tätigkeit läßt keinen Zweifel daran, daß er mehr und mehr die Gewißheit zu gewinnen scheint, daß die Konkurrenz nach der Elo PA 59/102 gegriffen hat. Er informiert sich, welche Mit-

arbeiter an dem Projekt beteiligt waren; er studiert beim Personaldirektor die Lebensläufe der Betreffenden und befragt sie lang und breit. Dabei gibt es auch peinliche Erkundigungen. «Welche neuen Bekanntschaften haben Sie im Verlauf des letzten Jahres geschlossen? Erinnern Sie sich, ob sich jemand in Ihren Bekanntenkreis gedrängt und betont Ihre Freundschaft gesucht hat? Sind Sie in finanziellen Schwierigkeiten? Hat man Ihnen dementsprechende Hilfe angeboten? Wer sind die Freundinnen Ihrer Frau, und was wissen Sie über deren Männer?» Und immer läuft dabei das Diktiergerät. Der Umstand, daß alle Aussagen auf diese Weise elektronisch protokolliert werden, fördert wahrheitsgemäße Angaben sehr. Man könnte auf sie zurückgreifen, könnte sie überprüfen.

Dieser Major aus Bonn scheut wirklich keine Mühe. Selbst die Haushälterin Dr. Königs, die doch zur Tatzeit nicht in Staufen war, zieht er noch einmal in ein langes Gespräch, das ergebnislos verläuft. Erst, als Detjen schon wieder gegangen ist, fällt der Frau ein, daß da vor einiger Zeit ein junger Mann mit einem Porsche gekommen ist und sich nach dem Architekten des Hauses Am Weinberg 3 erkundigt hat. Aber das war wohl nicht wichtig. Den Herrn Major deshalb zurückrufen? – Nein!

So gern und sicher Winnie Winkelmann ihr Auto fährt und so gut sie im Gewirr der Frankfurter Einbahnstraßen Bescheid weiß – wenn es sich machen läßt, vermeidet sie, Linksabbieger zu sein. Da sie von der Hauptwache her die Große Bockenheimer Straße entlangkommt, überquert sie den Opernplatz und gelangt in die Bockenheimer Landstraße. Dann erste Querstraße rechts – Oberlindau. Rechter Hand liegt schon der Rothschildpark, aber sie möchte auf die andere Seite, und welch eine Ironie des Schicksals, jetzt benutzt sie die Staufener Straße. Immer wieder Staufen! Noch einmal rechts. Jetzt ist sie im Reuter-Weg. Da erhebt sich, abermals rechts, das Amerikahaus. Das hat praktischerweise einen ausgedehnten Parkplatz. Hier läßt Winnie ihren BMW zurück.

Die Fotografin durchquert den Park und kommt so wieder in die Straße Oberlindau. Winnie macht den Eindruck einer Müßiggängerin. Damit unterscheidet sie sich nicht von der Mehrzahl der Menschen hier. Es ist ein schöner Tag, die Sonne scheint. Auf den Bänken sitzen junge Mütter, und sofern ihre Kleinen in den Kinderwagen schlafen und sie nicht voll und ganz mit Beschlag belegen, lesen sie, stricken oder schwatzen mit anderen. Die Kinder, ihre Pflege und ihre Erziehung sind ein unerschöpfliches Thema. Ein alter Herr führt zwei muntere Silberpudel an der Leine. Von den Spielplätzen klingt Geschrei herüber. Zwei Polizisten schlendern durch den Park. Sie halten sich im Schatten. Wenn sie das Licht trifft, blitzt an ihren Mützen das große Stadtwappen mit dem gekrönten Adler. Bei Tag ist der Streifendienst im Park nicht unangenehm.

Winnie geht gerade schnell genug, um nicht angesprochen zu werden. Eine gutaussehende Frau allein, elegant angezogen. Immer sind die Parks auch das «Jagdrevier» flotter junger Männer, die es besonders auf «grüne Witwen» abgesehen haben, auf Frauen, denen zeitweiliges Alleinsein Lust zu einem kleinen Seitensprung macht.

Oberlindau 43. Ein fünfstöckiges Haus aus der Gründerzeit ist das, reich an Balkonen mit geschwungenen Eisengittern, von bunten Markisen überdacht. Neben dem Eingang blitzt ein Messingschild in der Sonne: «Atlanten – Globen – Karten – Stadtpläne – Seekarten.» Unter den Fenstern ein breiter Schaukasten voller farbiger Reproduktionen attraktiver mittelalterlicher Darstellungen der Welt. Hierher kommt regelmäßig Herr Gumpelmann.

Winnie Winkelmann verlangsamt ihren Schritt. Mit Bedacht hat sie für ihre Erkundung den späten Vormittag gewählt. Um diese Zeit steht die Mehrzahl der Frankfurter PKWs – ihre Besitzer arbeiten. Wo einst Vorgärten eine Art ländlicher Idylle in die Stadt brachten, sind sie Auto-Stellplätzen gewichen, statt freundlichen Grüns leuchtet Lack. Hier geht es noch, weil gegenüber der Park liegt, aber in anderen Straßen

herrscht uneingeschränkt die «heilige Dreieinigkeit» von Asphalt, Blech und Mauerwerk. Straßen sind das, in denen sich der Fußgänger gerade noch geduldet vorkommt.

Eine gelbe Karosse zieht Winnie magisch an, doch als sie näher kommt, wendet sie sich enttäuscht ab. Das ist kein Opel-Rekord, sondern ein Kadett. Plötzlich wird der Fotografin bewußt, daß ihre Suche doch ein recht fragwürdiges Unternehmen ist, von tausend Unwägbarkeiten belastet. Niemals kann eine solche Beobachtung Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Die Chance, etwas zu erreichen, ist äußerst gering, aber immerhin – eine Chance bleibt.

Vor dem Schaukasten des Landkartengrossisten verweilt sie. Immer haben diese alten Blätter etwas Faszinierendes. Moderne Karten sind sachlich, zweckdienlich und emotionslos, aber auf jenen erheben sich aus den Wellen, auf denen unter vollen Segeln Karavellen ziehen, noch fabelhafte Ungeheuer. Die hohen Wasserfontänen, die sie blasen, verraten Wale. Aber die alten Seefahrer sahen nur ein Tier, das bald die Größe ihres Schiffes hatte und es möglicherweise verschlingen würde. In ihre Beschreibungen flossen die Sagen von Drachen und anderen Untieren ein, die sie gehört hatten. Und trotzdem zogen sie zu Entdeckungen aus, die das Weltbild veränderten – mutige Männer.

Noch ein gelber Wagen ist in der Nähe, aber er ist goldgelb und ein Ford. Nichts. Winnie studiert die Firmenschilder ringsum, aber es ist keines dabei, das sie stutzig macht. Ein Mietwagenverleih würde ihre Aufmerksamkeit erregen oder eine Industrievertretung, die sich auf Verwertung und Vermittlung von Erfindungen spezialisiert hat. Doch es gibt hier nichts Derartiges.

Sie kehrt zu ihrem BMW zurück, kreuzt wieder den Opernplatz und fährt die Mainzer Straße entlang bis hinab zum Mainkai. Ein Parkplatz in der Nähe des Historischen Museums ist ihre nächste Station. Auf dem Eisernen Steg, einer wegen des Schiffsverkehrs sehr hochgezogenen Fußgängerbrücke, zu der auf beiden Seiten mehrfach gewinkelte

rote Sandsteintreppen empor führen, überquert Winnie den Main. Unter ihr fährt ein Schleppzug in Richtung des Westhafens, vielleicht auch in Richtung des Rheins. Die Kähne liegen tief im Wasser. Auf dem Schlepper hängt eine Frau in Jeans Wäsche auf die Leine – mittschiffs, möglichst weit vor dem Schornstein.

Nun befindet sich Winnie Winkelmann im Stadtteil Sachsenhausen. Neuerdings findet unmittelbar neben dem Brückenaufgang der Flohmarkt statt: Jede Art von Trödel ist hier zu haben, von der angeschlagenen Nippesfigur über Kleider aus Großmutters Zeit bis hin zum Fahrrad ohne Tretlager. Hierher zu gehen stellt für die meisten Besucher ein reines Gaudi, ein Vergnügen, dar. Man kommt, um zu schauen, und hat dann doch plötzlich einen grünspanüberzogenen kleinen Messingamboß unter dem Arm.

An der Dreikönigskirche biegt die Fotografin in die Oppenheimer Straße ein, die verstopft ist durch Fahrzeuge und einen nicht enden wollenden Fußgängerstrom, von dem sie sich treiben läßt, bis sie plötzlich stutzt. Auf der anderen Straßenseite steht in der äußeren Parkreihe unübersehbar ein quittegelber Opel-Rekord. Sie prägt sich sofort das Kennzeichen ein. «F-MM-968». Hinter dem Gelben hat eine orangefarbene Citroën-«Ente» eine Lücke gefunden. Dieses Auto beachtet Winnie nicht.

Unwillkürlich sieht sie diesseits der Fahrbahn an dem Haus empor, dem sie den Rücken zugewandt hat. Das ist Nummer 12. An der Tür sind nur zwei Schilder befestigt, das eines Massageinstituts «Liane» und das des Helfers in Steuersachen Gerhard Wagner, Diplomvolkswirt.

Kein Gedanke mehr an die geringen Chancen ihrer Unternehmung! Winnie erschrickt geradezu vor der plakativen Übereinstimmung von Achims Hypothese und dem, was sie sieht. Etwa hier, wo sie steht, müßte der gelbe Opel-Rekord des Freiburger Stadtdirektors a. D. parken, wenn dieser zu Besuch in der Mainmetropole weilt. Der Mann, dem der gelbe dort drüben gehört, kann ihn gar nicht übersehen haben. Sein

Wagen ist vom gleichen Typ, dasselbe Baujahr. Nur die Nummer unterscheidet die beiden.

Nun packt Winnie eine Art Jagdfieber. Feststellen, wem das Auto gehört, kann sie immer noch. Jetzt möchte sie sehen, wer einsteigt. Es ist gleich Mittag; wenn sie Glück hat, fährt der Besitzer irgendwohin essen.

Neben dem Haus Nummer 12 befindet sich zu ebener Erde das Café «Zur alten Brücke». Winnie geht hinein. Das Café ist klein, einer Bäckerei angeschlossen; das riesige Kuchenbüfett beherrscht die Szenerie. Der Gastraum wirkt gemütlich mit den kleinen runden Marmortischen und den geschwungenen Stühlchen. Die seitlich gerafften Stores an dem schaufensterähnlichen Durchblick zur Straße harmonieren farblich mit der flaschengrünen Seidentapete mit eingewebten Ornamenten. Ein Tisch vorn wird gerade frei und sofort von Winnie belegt. Der gelbe Opel-Rekord liegt genau in ihrem Blickfeld.

Einen Tee bestellt sie sich und öffnet, als die Serviererin mit dem weißen Häubchen geht – nicht mehr ganz jung, wahrscheinlich eine Familienangehörige des Bäckermeisters –, bereits ihre Umhängetasche. Eine kleine japanische Kamera nimmt sie heraus, die einen Federmotor hat und es gestattet, ohne aufzuziehen ein Bild nach dem anderen zu machen. Dabei sorgt die Vollautomatik allein für richtige Belichtung. Winnie stellt oberflächlich die Entfernung ein und dann den Apparat so auf den Tisch, daß das Objektiv genau auf den gelben Opel-Rekord gerichtet ist. Jetzt muß sie nur noch warten.

Sie trinkt den Tee und noch einen zweiten. Sie ißt sogar ein Stück Apfelkuchen, weil diese «Spezialität des Hauses» ungemein wortreich angeboten wird, und blättert sämtliche Illustrierten aus dem in greifbarer Nähe stehenden Zeitungsständer durch. Die «Regenbogenpresse» herrscht vor mit ihren schnulzenseligen Berichten vom Pfauenthron, von Kreuzfahrten reicher Leute im Mittelmeer, von der Romanze der Opernsängerin Callas mit dem Tankermilliardär Onassis und

ähnlichen Themen. Jeder dieser Beiträge eine echte Lebenshilfe für den lesenden «kleinen Mann»! Sieh da, auch reiche Leute haben Sorgen.

Dann ist es soweit!

Mit einem Auge immer die Straße beobachtend, sieht Winnie Winkelmann zwei Männer die hintere Autoreihe drüben durchqueren und auf die Straße treten. Der eine ist untersetzt, glatzköpfig und trägt einen Seehundsbart. Er hat eine Lederjacke an, und aus der Art, wie er den anderen behandelt, ist zu ersehen, daß der ihm übergeordnet ist. Der andere kommt Winnie vor wie der Etagenchef in einem Bekleidungshaus – wie aus dem Ei gepellt und betont seriös. Hager ist er und groß, hat einen Homburger Hut auf und einen Schneideranzug aus grauem Glenscheck an. Dieser Mann tritt an die Tür des gelben Opel-Rekord und nimmt Schlüssel aus der Tasche, während er noch mit dem anderen spricht.

Winnie streckt die Rechte nach der Kamera aus. Die Linke hebt die Illustrierte mit dem detaillierten Bericht über die Suche nach den aus der Burg Hohenzollern entwendeten «Reichsinsignien» durch von der Redaktion engagierte Privatdetektive. Sie hält das Blatt so, daß der metallblanke japanische Apparat gegen das Café-Innere verdeckt wird.

In schneller Folge drückt Winnie den Auslöser der Kamera. Mit normalem Kleinbildfilm geladen, macht sie 72 Aufnahmen im Format 18 × 24 Millimeter. Der Verschluß arbeitet so leise, daß das fortgesetzte Klicken niemand im Raum aufblicken läßt. Dann fährt der Wagen ab, und nun steigt auch der Mann mit der Glatze in seinen Citroën und fädelt sich in den fließenden Verkehr ein.

Winnie läßt die Kamera in der Umhängetasche verschwinden – nicht, ohne den Federmotor vorher unter dem Tisch wieder aufzuziehen; wenn sie einen Apparat bei sich hat, muß der schußfertig sein – und zahlt. Draußen überquert sie die Oppenheimer Straße und geht auf das Haus zu, aus dem die beiden ungleichen Männer getreten sind. Das Gebäude hat keinen Eingang, sondern ein Portal. Das ist zu beiden Seiten

mit Schildern übersät; demnach scheint es hier überhaupt keine Privatwohnungen zu geben, sondern nur Geschäftsräume. Die Fotografin liest von oben nach unten. An vorletzter Stelle, am unauffälligsten und bescheidensten von allen, beinahe ärmlich, hängt ein Schild, dessentwegen sie alle anderen sofort vergißt. In kantigen Blockbuchstaben steht da: RHEIN-MAIN-DETEKTEI. Und darunter: IV. Etage.

15

Diesmal hat Born London Airport nicht verlassen. Er ist in eine zweimotorige «Bristol» der Inlandlinie London–Glasgow umgestiegen, und nach einer Zwischenlandung in Manchester rollt die Maschine auf dem Flughafen Prestwick aus. Als Born die Einreisehalle verläßt, bewegt er fröstelnd die Schultern. Ein rauher Wind aus West fegt über das offene Gelände. Welch ein Gegensatz! In Frankfurt ist das schönste Sommerwetter gewesen – mild und freundlich, wie man es im Rheingebiet gewohnt ist –, und hier in Schottland? Eine graue Wolkendecke schließt den Himmel. Wenn sie für Sekunden einmal aufreißt, wird für Augenblicke ein Stück leuchtenden Blau sichtbar.

Born drückt den steifen Hut fester auf den Kopf. Wie er dasteht, ist er ein Mensch, der seinen Wert kennt. Er sieht dem bevorstehenden Gespräch mit Fritsch gelassen entgegen. Den Auftrag, den er damals im Crosvenor Hotel erhalten, hat er bis aufs I-Tüpfelchen ausgeführt. In seinem bisonledernen Attachéköfferchen führt er die Fotokopie der bei Dr. König alias Dr. Irrow sichergestellten Angaben über die Versenkungsstelle des geheimnisvollen Behälters aus Lofthus mit sich; das Original liegt wohlverwahrt im Panzerschrank der Detektei. Eine entsprechende verschlüsselte Mitteilung an Fritsch zog den Flug nach Glasgow nach sich. Born empfindet es durchaus als Auszeichnung, nicht in einem Londoner Hotel

«abgefrühstückt» zu werden, sondern in Fritschs «Allerheiligstem», in der Zentrale, erscheinen zu dürfen. Wo diese Zentrale genau ist – er weiß es nicht. Noch nicht. Es hieß lediglich, er solle um die und die Zeit mit der und der Maschine nach Schottland fliegen und werde hier abgeholt. Ehre, wem Ehre gebührt!

Den Motor hört er nicht laufen, doch plötzlich hält direkt vor ihm ein silbergrauer Rolls Royce. Unwillkürlich tritt Born ein wenig zur Seite. Das kann ihm nicht gelten. Mit einem gewissen sachlichen Interesse betrachtet er die ungeheure Karosse, die noch immer – und das nicht nur in Großbritannien – den Inbegriff von Exklusivität und äußerster Noblesse darstellt. Der Chauffeur im dunkelblauen Dienstanzug steigt aus, geht um den Wagen herum, öffnet die Tür zum Fond und nimmt die Schirmmütze ab. Da begreift Born, daß er doch gemeint ist.

«Willkommen in Schottland», sagt der Chauffeur mit zurückhaltendem Respekt. «Ich hoffe, Sie hatten einen angenehmen Flug, Mister Born. Wenn Sie Platz nehmen würden.» Der Mann spricht deutsch, fließend und fehlerfrei.

Born hat in seinem Leben schon in vielen Autos gesessen, in einem Rolls Royce der Luxusklasse noch nie. Aber er leidet nicht an Kleinmut; das alles steht einem Erfolgsmenschen zu. Er legt Hut und Mantel ab und macht es sich bequem. Der Fahrer, durch eine Scheibe vom Fahrgastraum getrennt, betätigt irgendeine Mechanik. Daraufhin schwenkt, gewissermaßen aus der vorderen Abgrenzung, ein Klapptisch heraus. In der Halterung dahinter findet Born eine silbrige Thermoskanne mit heißem Tee, einen Stanniolwürfel mit portionierter Sahne, Zucker und Geschirr. Auch Zigarren und Zigaretten sind da. Nicht einmal Gebäck fehlt.

Der Chef der Rhein-Main-Detektei gibt sich Mühe, den Eindruck völligen Vertrautseins mit derlei protzigem Komfort zu erwecken. Das fehlte noch, daß ihn der Fahrer im Rückspiegel beobachtet und über den kleinen Mann aus Germany grinst! Born schließt aus den Vorkehrungen, daß die Fahrt

länger dauern wird, und richtet sich darauf ein.

Die Millionenstadt Glasgow, größtes und bedeutendstes Wirtschaftszentrum Schottlands, bleibt zurück mit ihren Fördertürmen und Abraumhalden, den Werften, den Eisen- und Stahlhütten und den unansehnlichen grauen Wohnvierteln der Industriemetropole am Unterlauf des Clyde. Ein Stück geht es über Land, und noch immer sind Abraumhalden und Fördertürme da und prägen das Bild. Allmählich bleiben sie zurück. Schafherden auf dürrem Weideland sind zu sehen, das da und dort durch eine Gruppe knorriger Kiefern aufgelockert wird. Die Fahrt geht durch Irving und dann an der Küste des Firth of Clyde entlang. Und immer sind Möwen da. Born sieht sie seit der Landung in Prestwick. Große Vögel sind es, bräunlich gefiedert, Raubmöwen. Sie passen in diese karge, düstere Landschaft unter dem steingrauen Himmel.

Hinter Ayr verläßt der Rolls Royce die Küstenstraße. Bald versperrt ein Höhenzug die Sicht auf den Firth of Clyde, der bei Girvan noch einmal sichtbar wird, und dann führt die Straße endgültig landeinwärts und bergauf. Endlich biegt der Wagen von der Chaussee ab und rollt auf einer mäßig befestigten Privatstraße weiter. Mehrere Schilder weisen sie als eine solche aus und untersagen Unbefugten den Zutritt. Nun ist Born sehr aufmerksam. Aber zuerst ist da nur Heide, ist Wacholder, sind ein paar nackte Felsen, und all das sieht unwirtlich und abweisend aus. Und keine Menschenseele weit und breit.

Ein Hohlweg, eine Biegung. Born schluckt. Auf einer weiten, offenen Fläche steht grau, kantig und mit unzähligen Türmchen ein alter schottischer Adelssitz, wie geschaffen zu Filmaufnahmen für einen Abenteuerstreifen über mittelalterliche Feudalfehden mit Mord und Totschlag. Oder auch ein Teil von Shakespeares «Macbeth» könnte hier spielen. Der alte Bau regt Borns Phantasie an.

«Berry Hill Castle», erklärt der Chauffeur. Seine Stimme kommt aus einem Lautsprecher oberhalb der Glasscheibe. Ganz langsam schiebt sich der Rolls Royce durch ein enges

Tor und hält in einem quadratischen Innenhof, auf den unzählige Fenster und Umgänge niedersehen. Der Wagen steht vor der steinernen Treppe zum ehemaligen Herrenhaus. Der Fahrer öffnet von außen die Tür.

Born ist einem Irrtum erlegen. Vom geschlossenen Fahrzeug aus erweckte Berry Hill Castle den Eindruck völliger Verlassenheit. Nun, da er im Hof steht, glaubt er Schreibmaschinen klappern zu hören. Auch das unverkennbare Rattern eines Fernschreibers wird vernehmbar, und wenn er in die Höhe schaut, sieht er Funkantennen auf dem Dach. Mit einemmal verliert Born viel von seiner Selbstsicherheit. Inmitten dieser gewaltigen Mauern ist er ein kleiner Fisch und wäre ein Nichts ohne den Inhalt des bisonledernen Köfferchens.

Hier also laufen die Fäden zusammen, die SS-Obersturmbannführer Fritsch zieht! Die Holdinggesellschaft in London ist nur das Aushängeschild. Ganz sicher werden die Entscheidungen hier getroffen.

Ein Mann in den Fünfzigern kommt die Treppe herunter in der dunklen Hose und der gestreiften Weste des Butlers. Ohne weiteres übernimmt er Borns Hut und Mantel; den Attachékoffer gibt der Chef der Rhein-Main-Detektei nicht aus der Hand.

«Wenn Sie mir bitte folgen wollen, Herr Born.»

Das Kreuzgewölbe einer Halle. Dicke Teppiche mildern die Kälte der Sandsteinquadern. Massive Eichentüren, Gänge, in denen die Schritte hallen. Wieder eine Tür.

«Herr Born!» meldet der Butler.

«Kommen Sie doch näher, Herr Born», sagt Fritsch. Dabei bleibt er an dem riesigen Eichenschreibtisch sitzen. Eiche herrscht hier vor – als Wandtäfelung und als Material für die Möbel, die eigentlich alle eine Spur zu groß und bombastisch sind. Born empfindet es nicht so. Ihn erinnert das alles – und dies eben wegen der in die Höhe strebenden gotischen Stilelemente – an Hitlers Reichskanzlei und noch mehr an bestimmte Repräsentationsräume beim Reichsführer SS. Daß

Himmler in solcher Kulisse residierte, weiß er aus eigener Anschauung. Born muß sich vorbeugen, um über den Schreibtisch hinweg Fritschs ausgestreckte Rechte erreichen zu können. Das hat System. Hinter Born rückt der Butler einen hochlehnigen Stuhl zurecht, ehe er lautlos aus dem Zimmer geht. «Zeigen Sie mal her!»

Diesen Augenblick genießt der Gast. Umständlich und ohne Eile stellt er die Zahlenkombinationen der beiden Spezialschlösser seines Attachéköfferchens ein und öffnet mit großer Geste den Deckel. «Bitte, Herr Fritsch!»

Nicht einen Augenblick lang gibt der Greis vor, mit den beiden Zahlengruppen etwas anfangen zu können. Er sieht darauf nieder, bemerkt herzlich: «Sehr schön!» und betätigt einen unter der Schreibtischplatte verborgenen Klingelknopf. Durch eine Nebentür erscheint ein Mann, der es bei einer knappen Verbeugung gegen Born bewenden läßt, wortlos die Fotokopie entgegennimmt und mit ihr das Zimmer verläßt. Daß das alles vorbereitet sei, denkt der Chef der Rhein-Main-Detektei, und daß der Mann nur darauf gewartet habe, die Koordinaten zu bekommen.

«Ich bin sehr zufrieden, Kamerad Born. Sehr zufrieden», sagt Fritsch nachdrücklich. «Ich bin sicher, daß Sie den zweiten Schritt mit nicht weniger Bravour tun werden als diesen ersten.»

Born hat so etwas geahnt. Undenkbar, daß er mal zur Ruhe kommt. Berry Hill Castle zeigt man ihm, damit er aus dem Anblick dieser Zentrale verborgener Macht einen Ansporn gewinnt und das Gefühl, daß ihm mit solcher Zentrale im Rücken alles gelingen werde.

«Ich erwarte Ihre Befehle», erwidert er und ärgert sich gleich, daß er einen so unterwürfig-militanten Ton gebraucht.

Fritsch findet diesen Ton völlig in Ordnung. Er setzt die Ellenbogen auf die Schreibtischplatte und legt die Fingerspitzen sanft aneinander. Dabei sieht er zum Fenster hinaus. Meterdick sind die Mauern von Berry Hill Castle. Der Blick

geht über eine Parklandschaft hinweg, ruht sich auf einem See aus und streift einen Golfplatz, über den ein weißer Golfwagen mit Elektromotor fährt.

«Es wird Sie kaum überraschen, lieber Kamerad Born, wenn ich Sie bitte, die Bergung des Behälters zu organisieren, dessen Lage auf dem Meeresgrund jene Zahlengruppen kennzeichnen. Rundheraus gesagt: Uns liegt sehr viel daran. Aus mehreren Gründen. Ich habe volles Vertrauen zu Ihnen, Sie sollen alles wissen.»

Nach einer Pause, während der der Butler eintritt, Cherry serviert und sich wieder zurückzieht, spricht er weiter: «Wundern Sie sich nicht, daß wir auf einmal eine Aktion mit großer Eile betreiben, obwohl wir dazu in den Nachkriegsjahren genug Zeit gehabt hätten. Das hat verschiedene Ursachen. Zunächst einmal war der Nordseegrund ein durchaus zuverlässiges und sicheres Depot. Er ist es nicht mehr. Wie wir aus sicherer Quelle erfahren haben, werden in nächster Zeit im Skagerrak umfangreiche Bodengrunduntersuchungen durchgeführt. Zufall oder nicht, man kann auf den versenkten Behälter stoßen. Daran liegt mir nicht. Um so weniger, da der Behälter unter anderem Forschungsergebnisse enthält, die die beginnenden Untersuchungen in bestimmter Weise tangieren. Wir haben keine Veranlassung, unsere Erkenntnisse anderen zu überlassen. Wenn wir den Behälter jetzt haben, sind wir noch in der Vorhand und können das Material kommerziell nutzen. Dazu besteht keine Möglichkeit mehr, wenn es in ein oder zwei Jahren durch die neuen Erkundungen überholt und veraltet ist. Noch hätten wir es in der Hand, zu günstigen Bedingungen in das Projekt des NATO-Partners einzusteigen, der die Erkundungen veranlaßt hat, aber allein nur mit äußerster Mühe ihre finanziellen Lasten tragen könnte.»

«Ich verstehe», bemerkt Born und fühlt sich völlig im Bilde. Es ist immer riskant, technische Entdeckungen zu horten – ehe man's sich versieht, ist das Rad der Zeit darüber hinweggerollt. Fritsch ist gezwungen, schnell zu handeln.

«Aber das ist nur ein und nicht einmal der wichtigste

Aspekt», fährt Fritsch fort und nippt vom Cherry. Nun legt er außer den Fingerspitzen auch noch die Handflächen aneinander. «Sie wissen vom Lofthuser Kreis, und Sie kennen den Fauxpas des Oberingenieurs Klein im amerikanischen Fernsehen. Das hat bedauerlicherweise Kreise gezogen, größere Kreise, als uns lieb sein kann. Nach Kleins Interview zeigt eine amerikanische Bundesbehörde – die Central Intelligence Agency – ganz außerordentliches Interesse für den Lofthuser Kreis. Diesen Aktivitäten gilt es zuvorzukommen.»

Born neigt zustimmend den Kopf, enthält sich jedoch einer Äußerung. Er vermag noch keinen Bezug herzustellen zwischen dem zu bergenden Behälter und den CIA-Bestrebungen.

«Noch in der Endphase des Krieges wurde ungeheure Mühe darauf verwandt, die Spuren des Lofthuser Kreises zu verwischen. Um es mit einem modernen Wort zu sagen: Man kann seine Mitglieder als den Braintrust, das Gehirn des Großdeutschen Reiches, bezeichnen. Sie wurden auf persönliche Weisung des Reichsführers SS in Sicherheit gebracht, für spätere Zeiten. Ein grandioser Einfall, Kamerad Born! Wenn es uns in den Wirren nach fünfundvierzig nicht nur gelungen ist, das Vermögen der Organisation zu retten, sondern es zu mehren, entscheidende Schlüsselpositionen zu besetzen und in zunehmendem Maße Einfluß zu gewinnen, dann ist das ausschließlich jener großen Eingebung des Reichsführers SS zu verdanken. Sehen Sie, Born», Fritsch legt seine Hände auf die leere Schreibtischplatte, «wenn die CIA das Netz in die Hand bekommt, das wir so sorgsam und mühevoll geknüpft haben, wenn sie Einblick erhält in unsere Verbindungen zu den wesentlichen Kommandohöhen der Wirtschaft und damit der Politik der westlichen Welt, dann sind wir aus dem Spiel! Dann reißt die CIA dieses Netz an sich, funktioniert es für ihre Zwecke um, und wir haben das Nachsehen. Das würde bedeuten, daß wir Berry Hill Castle zu einem Erholungsheim für gefallene Mädchen machen könnten. Ich täte das ungern; ich

hänge an dieser Gegend. Und ich bin auch nicht geneigt, ohne weiteres aufzugeben, was zu einem Teil auch mein Werk ist.» Fritsch trinkt seinen Cherry aus und schließt abrupt: «In dem Behälter befindet sich die einzige vollständige Liste der Mitglieder des Lofthuser Kreises. Nun wissen Sie, worum es geht.»

In der Tat! Born begreift, wie hoch der Einsatz ist, der von ihm verlangt wird. Er hatte dem Alten mit angehaltenem Atem zugehört, war fasziniert und beklommen zugleich. Gegen das, was diesmal von ihm verlangt wird, war die Beschaffung der Koordinaten ein Kinderspiel. Aber wenn es gelingt – und es muß gelingen, sonst kann er sich gleich die Pistole an die Schläfe setzen! –, wie steht er dann da! Das reizt ihn, der immer mit dem Abenteuer gelebt hat. Der Einsatz lockt ihn. Born überlegt bereits, wie...

Abermals öffnet sich die Nebentür, und der Mann von vorhin kommt zurück. Statt der Fotokopie hält er den Ausschnitt einer Seekarte in den Händen. Behutsam legt er sie Fritsch, dem ehemaligen Obersturmbannführer, vor und tippt mit dem Finger auf eine rot markierte Stelle. «Hier!» sagt er. «Im Seegebiet vor Grimstad-Fevik. Unsere schlimmsten Befürchtungen sind nicht eingetreten. Der Behälter liegt außerhalb der Hoheitsgewässer. Die Distanz beträgt zwar nur eine halbe Kabellänge – ein Kabel gleich hundertfünfundachtzig Komma zwei Meter. Aber immerhin, es ist die offene See.»

Fritsch lächelt entspannt und schiebt die Seekarte über den Schreibtisch zu Born hin. «Na also! Offene See!» wiederholt er. «Da gibt es keine Probleme.»

16

«Das kann doch nicht wahr sein!»

Werner Bredebusch reibt sich die Augen und schüttelt heftig den Kopf. Aber es ist kein Trugbild – da steht Herzog vor einem Opel-Rekord! Wie er da auf einen kleineren glatzköpfigen Mann einredet, das hat die von Winnie benutzte Schnellschußkamera gleichsam in Phasen festgehalten, so daß der Bewegungsablauf mühelos nachzuvollziehen wäre. Die Fotografin hat die Aufnahmen auf Postkartenformat vergrößert, weil das unverfänglich ist. Wer die beiden von fern beobachtet, könnte glauben, sie sehen sich Ansichtskarten an.

«Und dieser Opel-Rekord ist quittegelb», betont Winnie Winkelmann. «Sein Kennzeichen: F Strich MM neun-sechs-acht. Genau gegenüber liegt das Büro von Gerhard Wagner, dessen Vater viele Monate im Jahr in Frankfurt ist und dessen Nummer mit der des Tatwagens übereinstimmt.»

Um diese frühe Vormittagsstunde ist das Café im Freiburger «Schwabentor» wenig besucht. Sie sitzen auf der überdachten Balustrade und sehen manchmal hinunter auf die Geschäftsstraße und den Parkplatz. Wie von weither dringt der Lärm der Umgehungsstraße zu ihnen herauf. Das «Schwabentor» hat seine einstige Bedeutung für den Durchgangsverkehr eingebüßt und ist nur als Sehenswürdigkeit erhalten geblieben. Mit wenig Phantasie kann man sich noch vorstellen, wie hier einst die hochbeladenen Packwagen mittelalterlicher Kaufleute vorbeizogen, immer begleitet vom Bellen der Wolfsspitze und den Flüchen ihrer Herren, der Fuhrknechte.

«Das ist der richtige Opel!» sagt Werner in einem Ton, der jeden Zweifel ausschließt. «Der Mann mit dem Homburger beweist es. Das ist Herzog. Du kennst ihn nur dem Namen nach. Ich bin ihm in Lissabon begegnet. Voriges Jahr. Du weißt schon.»

Natürlich erinnert sie sich. Im Vorjahr hat Bredebusch, ebenfalls im Auftrag Gert von Wiesenecks, in Portugal mit der Legitimation eines Versicherungsprüfers den rätselhaften Tod Dr. Hohlfelds untersucht und dabei Einblick in die Geheimpläne des BRD-Luftwaffenstützpunktes Beja nehmen können. Als sie im Gewerbeamt Frankfurt Erkundigungen über die Rhein-Main-Detektei einholte, kam ihr das wieder in Erinnerung.

«Ein Johannes Herzog ist beim Gewerbeamt als Lizenzträger und Inhaber der Detektei eingetragen», berichtet sie. «Ich hielt es für eine zufällige Namensgleichheit. Wieso ist *dein* Herzog nicht mehr in Portugal?»

Werner hebt die Schultern. Es ist ihm unbegreiflich, daß seine in Wahrheit doch recht verwegene Hypothese zu diesem Ergebnis geführt hat. Aber daß es diese Detektei war, die bei Christines vorgetäuschter Entführung und bei der Durchsuchung von Dr. Königs Haus die Hände im Spiel hatte, steht nun außer Frage. Ein Papier verschwindet, das Auskunft über den Verbleib von Unterlagen des mit der SS liierten Lofthuser Kreises gibt, und der Chef der Rhein-Main-Detektei ist ein Mann, der bereits in Lissabon die Geschäfte der «alten Kameraden» besorgt hat. Das paßt nahtlos zusammen. Wer, wenn nicht sie, kann ein Interesse daran haben, an jene Materialien heranzukommen?

«Warum Herzog nicht mehr in Lissabon ist, weiß ich nicht, als Chef jedoch, kann ich ihn mir nicht vorstellen. Ich habe ihn als einen Mann ohne eigene Ideen kennengelernt, als einen bloßen Befehlsempfänger, der sich wohl fühlte, wenn andere für ihn dachten. In Lissabon war er die rechte Hand von Born, lief ihm nach wie ein Hund. – Hältst du für möglich, daß Herzog nur Strohmann ist und in Wirklichkeit ein anderer die Geschäfte führt?»

«Durchaus. Ich habe mich erkundigt, welche Voraussetzungen man in diesem Staat besitzen muß, um ein Auskunftsbüro zu gründen. Fachkenntnisse werden nicht verlangt. Du mußt lediglich im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte sein,

zehn Mark auf den Tisch legen und dich beim Gewerbeamt eintragen lassen. Das ist alles. Wenn du das getan hast, sind deinem Tatendrang keine Grenzen mehr gesetzt.»

«Es lebe die Freiheit des Unternehmertums!» Werner schmunzelt. Er wird gleich wieder ernst. «Und wenn nun Born die Detektei leitet? In Lissabon war er sehr exponiert. Aber das kriege ich 'raus.»

«Es genügt, wenn ich mich noch mal ins Café ‹Zur alten Brücke› setze und darauf achte, wer das Haus in der Oppenheimer Straße verläßt, wenn die Büros schließen. Deshalb mußt du nicht nach Frankfurt kommen», erwidert Winnie. Sie sieht apart aus in ihrem flaschengrünen Lederkostüm, das die sportliche Note ihrer schlanken Erscheinung unterstreicht. Werner Bredebusch gibt sich betont aufmerksam als Kavalier der alten Schule. Das hat er gelernt. Es gehört sich einfach für einen Stabsoffizier im Bundesverteidigungsministerium. Er hat das Buch der Legationsrätin von Pappritz, den Leitfaden für das Auftreten in den Korridoren der Macht, nicht nur in seinem Bücherschrank; er hat es auch sehr aufmerksam gelesen. Viel gelacht hat er dabei und manchmal geglaubt, den Hauch der Zopfzeit zu spüren, aber immerhin gibt es in Bonn eine Menge Leute, denen es imponiert, wenn einer auch die antiquiertesten Regeln der Etikette wie selbstverständlich anwendet. Und jene Leute sitzen meist an exponierter Stelle.

«Ich will aber nach Frankfurt!» nimmt Werner Winnies Worte auf. «Mitten hinein in die Höhle des Löwen! Wenn Born in der Oppenheimer Straße ist – und ich zweifle eigentlich nicht mehr daran –, dann muß er die Karten auf den Tisch legen. Und er wird auspacken, verlaß dich darauf! Schließlich hat er mir 'ne Menge zu verdanken.»

Die Fotografin rührt im Mokka und wiegt den Kopf. «Zu verdanken», wiederholt sie, und es ist, als prüfe sie das Gewicht dieser Worte. «Solche Leute sind nie dankbar. Solange ihnen jemand nutzt – gut! Aber danach? Ihnen ist alles Mittel zum Zweck. Begriffe wie Ehre, Freundschaft, Dankbarkeit

sind für sie Vokabeln, die sie lediglich dann gebrauchen, wenn etwas für sie dabei herausspringt.»

Im Foyer des Staufener Hotels «Kreuz-Post» wartet Leutnant Fischer vom Militärischen Abschirmdienst. Detjen entdeckt ihn sofort. Er sitzt mit einer Zeitung und einer Limonade so «unauffällig» da, daß er gar nicht zu übersehen ist. Detjen bemerkt auch, daß Fischer stolzgeschwellt ist über das, was er mitzuteilen hat.

«Herr General von Wieseneck hat mich beauftragt», erklärt er oben im Zimmer und nimmt keinen Anstoß daran, daß Detjen sein Diktiergerät einschaltet, «Sie noch heute vom Ergebnis der Ermittlungen in Kenntnis zu setzen, die unsere Dienststelle in den Vereinigten Staaten veranlaßt hat. Sie, Herr Major, hatten mich angewiesen, alles über U-dreißig-achtundzwanzig zu recherchieren. Da die deutschen Unterlagen über die letzten Kriegstage lückenhaft sind, hielten wir es für angemessen, unsere Untersuchungen auf die der damaligen Gegenseite auszudehnen.»

Er macht eine Pause. Eigentlich erwartet er eine anerkennende Bemerkung. Doch der Major sagt nur: «Das ist selbstverständlich; das habe ich erwartet.»

Fischer räuspert sich. «Wir haben im militärhistorischen Archiv des Pentagons Marineunterlagen eingesehen, die sich auf ozeanische Kampfhandlungen Anfang Mai fünfundvierzig im Nordseeraum beziehen. Im Detail war zu ermitteln, ob es sich dabei um Angaben über die Versenkung des U-dreißig-achtundzwanzig, Kommandant Kapitänleutnant Christophersen, handelte. Das Ergebnis: U-dreißig-achtundzwanzig wurde am dritten Mai fünfundvierzig bei Überwasserfahrt durch Artilleriefeuer des Zerstörers K siebenundneunzig vor der norwegischen Küste vernichtet. Im Skagerrak. Die entsprechenden Koordinaten stehen im Logbuch des Zerstörers. Ich habe hier eine Fotokopie aller Eintragungen vom fraglichen Tage.» Damit überreicht er ein geschlossenes Kuvert, das Detjen entgegennimmt und ungeöffnet auf den Tisch legt. Der

Leutnant fährt fort: «Sie finden da ferner die Eintragung, daß drei Überlebende gerettet und an Bord von K siebenundneunzig gebracht worden sind. Es handelt sich um die Maschinengasten Wilhelm Hopf und Kurt Wenzel sowie einen Wissenschaftler namens Doktor Albrecht König. Ist das...?»

«Ebender!» bestätigt Detjen. «Sprechen Sie weiter!»

«Alle drei wurden schon an Bord durch Offiziere des Zerstörers vernommen. Die Vernehmungsprotokolle konnte ich nicht einsehen. Sie wurden seinerzeit unverzüglich dem Office of Naval Intelligence, dem Marine-Nachrichtendienst, zugeleitet. Auch darüber gibt es ein Notat im Logbuch.»

«Noch was?» fragt Detjen und vermeidet es noch immer, nach dem Kuvert zu greifen.

«Nur indirekt», schränkt der Leutnant ein. «Bei den Nachforschungen im militärhistorischen Archiv des Pentagons wurde beiläufig festgestellt, daß sich für U-dreißig-achtundzwanzig weitere Personen interessieren.» Jetzt endlich hat er erreicht, daß dieser Major aus Bonn, der alles vorher weiß und für den alles selbstverständlich ist, ihn überrascht ansieht und die Brauen hochzieht. «Wer?» fragt Detjen zurück.

Fischer läßt sich Zeit. «Der Gehilfe des Marine-Attachés in der Washingtoner Botschaft, der sich mit unserer Sache befaßte, mußte eine halbe Stunde auf die Aushändigung des Logbuches des Zerstörers K siebenundneunzig warten, weil es sich im technischen Büro befand. Als er es zurückerhielt, befand sich ausgerechnet zwischen den Seiten, die auch uns interessierten, der Vordruck mit der Anweisung zur Kopie. Als Empfänger und Kostenträger wies das Papier einen Admiral John Fitzgerald Melcolm aus. Das machte unseren Mann stutzig. Er zog Erkundigungen über Admiral Melcolm ein.»

Detjen nickt ungeduldig. «Das versteht sich! Und?»

«Admiral John Fitzgerald Melcolm, Herr Major, war im Mai fünfundvierzig Befehlshaber jenes Verbandes von Geleitzerstörern des Typs ‹Edsall›, zu dem K siebenundneunzig gehörte. Melcolm schreibt seine Memoiren. Das Buch soll im

Verlag Silversmith und Sons unter dem Titel ‹Sehrohr zehn Strich Backbord – Kriegserlebnisse auf der Rollbahn Atlantik› erscheinen. Zwei versierte Burschen schreiben das Werk unter seiner Leitung.»

«... Und dann sagte er noch», erzählt Werner Bredebusch Winnie Winkelmann im Café «Zur alten Brücke» in der Frankfurter Oppenheimer Straße, «daß dieser Admiral Melcolm heute zur Lobby eines großen Industrieunternehmens gehört. Das heißt, er treibt in den Staaten das gleiche, wie mein alter ‹Freund› Krösing in Staufen. Interessant ist...»

Er bricht ab, weil die Serviererin gerade «Appeltörtche» bringt. Sie beherrscht ihr Handwerk. In Winnie hat sie sofort die «Dame von neulich» wiedererkannt, behandelt sie deshalb als Stammgast und hat dafür gesorgt, daß sie wieder den schönen Platz am Fenster bekommt.

«Mach's nicht so spannend», ermuntert Winnie Werner, sobald sie wieder am Tisch allein sind. «Was ist interessant?»

«Die Firma, für die Admiral Melcolm seine alten Verbindungen spielen läßt, hat – von einigen Ausnahmen abgesehen – das gleiche Produktionsprofil wie Wegener und Moss. Western Electronic. Sagt dir das etwas?»

«Ja. Ich lese leidenschaftlich gern Börsenberichte.» Die Grimasse, die sie bei dieser Behauptung zieht, läßt die Größe ihrer «Leidenschaft» deutlich erkennen. Sie muß Börsenberichte lesen, weil die für einen Eingeweihten informationsträchtig sind. «Vor ein paar Tagen beschäftigte sich die ‹Frankfurter Allgemeine› in einem Übersichtsbericht speziell mit der Western Electronic. Aktiennotierung fünffach über normal. Tendenz steigend. Der Marktanteil in der BRD beträgt auf dem Sektor elektro-elektronischer Einrichtungen und Geräte zehn Komma zwei Prozent, und der Konzern expandiert weiter. Versuche, durch Aktienkäufe Einfluß auf die Wegener und Moss zu gewinnen, haben sich zerschlagen. Die vorgeschobenen Strohmänner kamen nicht zum Zuge.»

«Doktor Butzko besitzt eine recht tüchtige eigene Sicherheitsabteilung», kommentiert Werner. Und in seinem Gedächtnis hält er fest, was Winnie da eben – zweifellos in der Annahme, es werde ihm nutzen – in solcher Breite mitgeteilt hat. «Für mich steht fest, daß die Western Electronic auf dem Umweg über Melcolm ebenso Jagd auf die Lofthuser Forschungsergebnisse macht wie jene Gruppierung, für die die da drüben die Kastanien aus dem Feuer holen.» Mit einer Kopfbewegung weist er über die Straße hinweg auf das Haus, in dessen viertem Stock die Rhein-Main-Detektei residiert. Auch heute stehen unmittelbar vor dem Gebäude, eingekeilt zwischen anderen Wagen, der quittegelbe Opel-Rekord und die orangefarbene «Ente». Winnie folgt nicht seinem Blick. Sie hat die schönen schlanken Beine übereinandergeschlagen und ordnet verspielt die bunten Sommerblumen in der kleinen Keramikvase auf dem Marmortischchen. «Ich frage mich», sagt sie leise, «ob nicht vielleicht sogar diese Detektei und Mister Melcolm auf verschiedenen Wegen die Interessen des gleichen Auftraggebers wahrnehmen.»

«Das glaube ich nicht!» widerspricht Werner lebhaft und schiebt den leeren Teller von sich. «Gesetzt den Fall, die Auftraggeber der Detektei hätten die Möglichkeit gesehen, auf dem verhältnismäßig einfachen Wege über Melcolm und das militärhistorische Archiv die gewünschte Information zu erhalten – es hätte keine Veranlassung für den Gewaltakt in Staufen gegeben. Und noch etwas: Melcolm tauchte im Pentagon auf, nachdem die Aktion Kidnapping bereits gelaufen war.»

«Dann haben also jetzt zwei verschiedene Interessengruppen dieselben Koordinaten?»

«Drei!» berichtigt Werner und zeichnet spielerisch drei Karos der gewürfelten Tischdecke mit dem Finger nach. «Vergiß nicht, daß auf dem Empfang plötzlich Wilson vor mir stand, dessen Interesse für den Lofthuser Kreis ja bekannt ist! Ob er die Koordinaten kennt, sei dahingestellt – auf alle Fälle weiß er, daß er Doktor König in Staufen findet. König war

lange in den USA. Die CIA könnte ihn über seine dortigen Arbeitgeber hier gefunden haben.» Er reibt sich die Stirn. «Je länger man darüber redet, desto verworrener wird es. Ich habe das immer wieder hin und her gedreht, und dabei bin ich zu dem Schluß gekommen, daß eigentlich Melcolm und die Detektei verschiedene Koordinaten kennen müssen.»

Winnie zieht fragend die Brauen hoch.

«Ganz einfach, Winnie! Welche Position hat der Zerstörer K siebenundneunzig bestimmt? Die Stelle, an der U-dreißigachtundzwanzig versenkt wurde. Diese Position zu bestimmen blieb den Offizieren des Kapitänleutnants Christophersen gar keine Zeit. Andererseits bin ich auf Grund des Verhaltens von Doktor König sicher, daß er eine entsprechende Niederschrift besessen hat. Daraus ergibt sich, daß der Lofthuser Behälter schon früher den Fluten übergeben worden ist – vermutlich unmittelbar, nachdem die Turmwache des U-Boots den Zerstörer ausgemacht hatte. Da war abzusehen, was kommen würde, aber es blieb noch Gelegenheit, den Standort exakt zu bestimmen. Melcolm hat die Koordinaten des Schiffsuntergangs, König besaß die der Versenkungsstelle. So müßte ein Schuh daraus werden.»

«Schon!» räumt die Fotografin ein. «Aber mir will nicht in den Kopf, daß König diese Niederschrift an Bord des Zerstörers nicht abgenommen worden ist. Man hat ihn doch verhört!»

Werner hebt die Schultern. «Schiffsoffiziere, Winnie! Sie haben sich Angaben über das U-Boot und seine Besatzung, vielleicht auch noch über seine letzten militärischen Einsätze machen lassen. Ja, wenn sie von der Versenkung gewußt hätten! Aber darüber haben die drei kein Wort verloren. So einfach ist das!»

Winnie streicht sich den Rock glatt. «Das würde heißen, daß die wesentlichen Koordinaten jetzt im Besitz der Detektei sind?»

«Ja.» Werner nickt. «Vielleicht weiß ich mehr, wenn ich dort drüben ‹Guten Tag!› gesagt habe. Und das tue ich gleich, weil

man hier im Café nicht zu Mittag essen kann.»

«Glaubst du, dort drüben empfangen sie dich mit einem Menü?» Das soll heiter klingen, doch deutlich schwingt Besorgnis mit. Winnie gibt sich auch keine Mühe, sie zu verbergen. «Vorsicht, Werner! Ich bleibe auf alle Fälle hier, bis du das Haus wieder verlassen hast.»

17

Minutenlang sieht Winnie Winkelmann Werner Bredebusch nicht. Dann taucht er plötzlich auf der anderen Straßenseite wieder auf, als käme er geradewegs vom Schweizer Platz her. Er geht rasch und in der Haltung eines Mannes, der ein bestimmtes Ziel hat. Der leichte Sommeranzug und die sorgfältig gebundene Krawatte geben ihm den Anstrich eines gediegenen Geschäftsmannes, der auf seinen guten Ruf bedacht ist. Im Vorbeigehen wirft er einen flüchtigen Blick in das Schaufenster, dessen Auslagen ihn jedoch nicht interessieren. Dann tritt er durch das Portal des Hauses Nummer 17, an dem unter anderen Firmenschildern der Hinweis hängt: RHEIN-MAIN-DETEKTEI, IV. Etage. Winnie sieht im Café «Zur alten Brücke» auf ihre Armbanduhr. Die Zeiger stehen auf zwölf Uhr vierzehn.

Das Treppenhaus ist still und kühl. Der Schritt hallt auf gefliestem Boden. Werner Bredebusch geht am Treppenabsatz vorüber nach hinten. Die Hoftür ist unverschlossen. Er öffnet sie. Der Hof ist ringsum eingebaut, eng und lichtlos. Es gibt keinerlei Gerümpel; die Mülltonnen stehen da wie mit dem Lineal ausgerichtet. Einen separaten Ausgang hat der Hof nicht. Werner wendet sich ins Treppenhaus zurück. Ein Fahrstuhl ist ebenfalls nicht im Gebäude. Bredebusch steigt die Stufen hinauf. Die Treppe ist breit und modern. Seltsamerweise begegnet ihm bis hinauf zum vierten Stock niemand. Das ist eigenartig, da doch auf jeder Etage blanke Firmenschilder

zu finden sind. Es dringt auch kein Laut heraus, alles ist wie ausgestorben, und beinahe entsteht der Eindruck, daß dieses große Haus in Wahrheit völlig leer ist.

RHEIN-MAIN-DETEKTEI. Weiter steht nichts da. Auch hier noch bleiben die Inhaber des Unternehmens anonym. Jetzt erst wird Werner bewußt, daß sie ihrer Firma einen gänzlich nichtssagenden Namen gegeben haben. «Rhein-Main» heißt in Frankfurt alles – vom Flughafen über eine Personenschiffahrtsgesellschaft bis zum Pannendienst des ADAC. Immer schon war es den Frankfurtern ein Dorn im Auge, daß ihre Stadt, eine weltbekannte Handelsmetropole, statt am Rhein bloß an einem seiner Nebenflüsse liegt. Das hat sich zu einem Komplex ausgewachsen, und durch die Namensgebung «Rhein-Main» versuchen sie zu korrigieren, was die Stadtgründer vor vielen Jahrhunderten verpatzt haben.

Ein selbstleuchtender Klingelknopf. Das Signal, das er auslöst, ist im Treppenhaus nicht zu hören. Über dem Knopf wird eine Milchglasscheibe hell. Schrift leuchtet auf: «Bitte, treten Sie ein!» Gleichzeitig öffnet sich wie von Geisterhand bewegt die Tür automatisch und schließt sich sofort wieder hinter dem Besucher. Bredebusch sieht, daß sie innen keine Klinke hat. Das heißt, sie läßt sich nur auf elektrischem Wege öffnen.

Ein abgeschlossener Vorraum, fensterlos in den ehemaligen Korridor gebaut, neonbeleuchtet. Die Wände sind pastellfarben getönt. Mit ihrem Blau harmoniert der Spannteppich ebenso wie die Decke, und blau sind auch die Sitzkissen der eierschalenfarbenen Drehsessel um einen gleichfarbenen Tisch, durch dessen Glasplatte der Blick bis auf den Boden geht. Ein azurblauer Glasascher steht auf einem Stapel Prospekten. Obwohl es im Raum nicht kalt ist, fröstelt der Besucher. Dieses Empfangszimmer ist der unpersönlichste und abweisendste Raum, in dem er sich je aufgehalten hat.

Ein Mann tritt ein. Er scheint geradewegs durch die Wand gekommen zu sein. Bredebusch ärgert sich, daß er die «Tapetentür» vorher übersehen hat. So was darf einem nicht

passieren! Den Mann kennt er von Winnies Fotos, nur trägt der Glatzkopf mit dem Seehundsbart heute keine Lederjacke, sondern einen Anzug und einen blauen Querbinder.

«Guten Tag!» sagt er zurückhaltend und stellt sich mit einer knappen Verbeugung vor. «Roloff!»

Bredebusch verbeugt sich kurz. «Detjen.»

Keine Einladung, Platz zu nehmen. Statt dessen reibt sich Roloff nur die Hände und rattert mit unbewegtem Gesicht ein Sprüchlein herunter, das er offensichtlich schon viele Male aufgesagt hat.

«Sehr erfreut, Herr Detjen! Die Rhein-Main-Detektei dankt Ihnen für das Vertrauen, das Sie unserem Institut entgegenbringen wollen. Zu unserem größten Bedauern ist es unserem Büro auf Grund augenblicklicher Arbeitsüberlastung nicht möglich, für neue Klienten tätig zu werden. Dafür bitten wir um Ihr Verständnis. Um Ihnen trotzdem behilflich zu sein, erlaube ich mir» – damit tritt er, immerfort redend, an den Tisch mit der Glasplatte heran, hebt den Ascher hoch, nimmt den obenauf liegenden Prospekt und überreicht ihn Achim mit einer leichten Verbeugung, «Ihnen die Anschriften einiger Frankfurter Detekteien mitzuteilen, an die Sie sich vertrauensvoll wenden können. Alle diese Unternehmen des Ermittlungs- und Bewachungsgewerbes genießen einen untadligen Ruf. Seien Sie überzeugt, daß Ihre Angelegenheit bei jedem von ihnen in den besten Händen ist. Wir bedauern außerordentlich, verehrter Herr, Sie heute abschlägig bescheiden zu müssen.» Er räuspert sich und geht ohne weiteres voraus zum Ausgang. «Hier bitte! Auf Wiedersehen!»

Abermals öffnet sich, wie von Geisterhand bewegt, die Tür, ohne daß Roloff einen Mechanismus betätigt hätte. Detjen ärgert sich zum zweitenmal. Es ist auch keine Lichtschranke zu erkennen. Er bleibt wie angewurzelt stehen. «Bitte!» sagt der Glatzkopf noch einmal und ist nun schon ein wenig verwundert.

Achim holt tief Luft. «Erstens», beginnt er trocken, «habe ich keinen Auftrag für Sie. Zweitens sind mir andere Frank-

furter Detekteien völlig gleichgültig, und drittens will ich Herrn Herzog sprechen.»

Roloff schluckt. Er wirkt bestürzt und macht ein Gesicht, als verstehe er kein Wort von dem, was der Besucher da redet. «Herrn Herzog?» wiederholt er in einem Ton, als höre er den Namen zum erstenmal. Hier scheint es ganz ungewöhnlich zu sein, daß jemand weiß, wer der Chef ist, noch dazu jemand, den der Glatzkopf nicht einzuordnen vermag und der überdies gar nicht wie ein Klient auftritt, wie ein Mann, dem es im Prinzip peinlich ist, das Ermittlungs- und Bewachungsgewerbe in Anspruch zu nehmen, dem immer ein Hauch von Anrüchigem und unrechtmäßiger Schnüffelei anhaftet.

Detjen zieht eines der Fotos aus der Tasche, die Winnie vom Café «Zur alten Brücke» aus gemacht hat. Er hält es Roloff so dicht vor die Nase, daß der erschrocken einen Schritt zurückweicht. «Diesen Mann! Er heißt Herzog!»

Ja, und fotografiert wurde er im Gespräch mit ihm selbst, unten in der Oppenheimer Straße, direkt vor dem Hauseingang zur Rhein-Main-Detektei. Roloff gibt auf. Immerhin ist er noch geistesgegenwärtig genug, dem Fremden das Foto aus der Hand zu nehmen, als sei das der Zweck des Vorzeigens gewesen. «Nehmen Sie doch Platz, Herr Detjen!» bittet er plötzlich. Sogar zu einer neuerlichen Verbeugung, die einige Grade tiefer ausfällt, rafft er sich auf. «Ich werde sehen, was ich für Sie tun kann.»

Im selben Augenblick, in dem sich die Tapetentür öffnet, schließt sich die Korridortür wieder, Achim ist in dem kühlen blauen Empfangszimmer allein. Merkwürdig... Wovon leben sie hier, wenn sie einen Mann darauf dressiert haben, Kunden abzuwimmeln, ohne sich ihr Anliegen wenigstens anzuhören? Das widerspricht jedem Geschäftssinn. Selbst wenn die Detektei im Augenblick völlig ausgelastet wäre, müßte sie sich zumindest vergewissern, ob sie sich nicht einen ganz großen Fisch entgehen läßt, dessentwegen sich sogar eine Umdisposition lohnen würde. Nichts dergleichen!

Als Roloff zurückkehrt, sitzt Detjen so gelassen da, so

unbeeindruckt von den Abwehrfarben des Raumes und dem ganzen elektronischen Drum und Dran, daß der Glatzkopf unwillkürlich noch eine Spur serviler wird.

«Besitzen Sie noch weitere Aufnahmen von Herrn Herzog?» erkundigt er sich unsicher.

«Jede Menge!» Das klingt sogar gemütlich. «Und sie sind sicher deponiert, verlassen Sie sich darauf.» Er lächelt Roloff zu. «Sollte ich sie bis heute abend nicht abgeholt haben, dürfen Sie morgen einen Schraubenzieher nehmen und Ihr Schildchen draußen abmontieren. Ganz sicher finden Sie auf dem Flohmarkt noch einen Interessenten dafür. Man macht sich ja keine Vorstellung, was manche Leute alles sammeln.»

Der Glatzkopf fährt sich mit dem Zeigefinger lockernd zwischen Hals und Hemdkragen. Dieser Brocken ist zu hart für ihn. «Bitte, folgen Sie mir!» sagt er nur.

Der Korridor hinter der Tapetentür ist still und leer und durch Neonröhren taghell beleuchtet. Es riecht nach gefirnißtem Parkett und Malerfarbe. Offenbar ist hier erst kürzlich renoviert worden. Niemand begegnet ihnen, aber eine der Türen steht offen, und Detjen sieht auf grünen Tischen eine Batterie von Lesegeräten, wie sie zur Arbeit mit Mikrofilmen benutzt werden. Die Rhein-Main-Detektei speichert die von ihr gesammelten Informationen auf moderne Weise raumsparend und rationell, denkt er. Was sonst einen ganzen Bibliokssaal füllen würde, hat auf Mikrofilm in einer Schublade Platz. Zwei junge Damen, die an Karteikästen arbeiten, heben die Köpfe und starren Achim so verwundert an, als wäre ihnen ein Geist erschienen. Also ist es selten, daß ein Fremder in diesen Korridor gelangt, schlußfolgert er.

«Hier, bitte!» lädt Roloff ein und läßt dem Besucher den Vortritt. Beiläufig registriert der, daß diese Tür von Hand geöffnet wird.

Detjen sieht sofort, daß dies kein Büro ist, eher eine Art Konferenzraum. Der hat ein wenig von der Kühle des Empfangszimmers, die allerdings gemildert wird durch die Zweckmäßigkeit der Einrichtung. Raumbeherrschend ist ein

großer ovaler Tisch mit dreizehn Stühlen. Ja, es sind harte, ziemlich unbequeme Stühle, die zu Kürze und Konzentration zwingen. In die eine Schmalwand eingelassen ist eine silbrig schimmernde Projektionsfläche; ihr gegenüber stehen ein Epidiaskop und zwei Koffer, die offensichtlich Schmalfilmprojektoren für verschiedene Filmformate enthalten. Daneben befindet sich ein kompakter Akustikschrank mit Tonbandanlagen und einer Unmenge verschiedenfarbiger Schalter. Die Fenster führen zur Oppenheimer Straße hinaus. Deutlich erkennt Achim unten die Konditorei und das Café «Zur alten Brücke». Nein, den Tisch, an dem er Winnie weiß, kann er nicht sehen, dafür ist sein Sichtwinkel zu spitz. Nur die seitlich geraffte Gardine ist zu ahnen.

«Guten Tag, Herr Detjen!»

Er erkennt diese spröde und ein wenig gespreizt klingende Stimme sofort wieder. Das ist derselbe Tonfall wie damals, als Herzog in Lissabon auf ihn zutrat und ihn einlud, mit ihm zu Born zu fahren. Achim dreht sich um.

«Immer noch der alte!» sagt er. «Sie haben sich kaum verändert. Bißchen blaß sehen Sie aus. Kommen wohl selten raus, wie?»

Wie immer Herzog das Gespräch zu eröffnen gedachte – diese unkonventionelle Betrachtungsweise seiner Person zerstört sein Konzept. Er setzt ein schiefes Lächeln auf. Am besten dünkt ihn, einfach über Detjens Bemerkung hinwegzugehen. Sie sind jetzt allein; Roloff hat lautlos den Raum verlassen.

«Was wollen Sie von mir?» fragt er frostig. «Ich habe eine Menge Arbeit, wissen Sie.»

Achim nickt. Gelassen wirft er seinen Trenchcoat auf den Tisch und legt den Hut darauf. Dann nimmt er sich einen Stuhl, setzt sich und schlägt gemütlich die Beine übereinander. Er erinnert sich noch genau, wie Born mit diesem Typ umgegangen ist.

«Weiß ich bereits! Hat mir Ihre Schallplatte schon an der Tür erzählt. Machen wir es also kurz. Ich warte hier, und Sie holen Ihren Chef.»

«Der Chef der Rhein-Main-Detektei bin ich.»

Detjen sieht ihn betont von oben bis unten an und wiegt den Kopf. «Aber, Herzog! Das können Sie den Leuten vom Gewerbeamt erzählen, aber doch nicht mir! Sie geben dem Kind Ihren ehrlichen Namen – na schön! Ich habe auch nichts gegen Sie, aber meine Zeit ist ebenfalls begrenzt. Den Chef, Herzog!»

Herzog zeigt sich unbeeindruckt. «Noch einmal: Was wollen Sie?»

Achim lehnt sich zurück und verschränkt die Arme vor der Brust. «Ich bin von Ihnen enttäuscht. Sehr enttäuscht! Was haben Sie sich bloß *dabei* gedacht? Mann, wissen Sie nicht, wie unpopulär Kidnapping ist?»

Sein Gegenüber verzieht keine Miene, aber an seinem dürren Hals springt der Adamsapfel auf und nieder. «Ich habe keine Ahnung, wovon Sie reden.»

Detjen zieht ein weiteres Foto, das Herzog vor dem quittegelben Opel-Rekord zeigt, aus der Tasche und legt es auf den Tisch, als würde er beim Kartenspiel einen Trumpf aufblättern. Dann sagt er: «Damit kommen Sie nicht durch. Nehmen Sie mal an, ich frage eine gewisse junge Dame in Staufen, ob sie den Mann und den Wagen auf diesem Foto schon mal gesehen hat. Da haben Sie keine Chance, Herzog! Ach, ich vergaß: An jenem Abend hießen Sie Büchmann.»

Herzog wird um einen Schein blasser. Das hat ihm gerade noch gefehlt! Auf eine solche Attacke war er nicht gefaßt. Was, um alles in der Welt, hat Detjen damit zu tun? Er weiß nicht weiter.

«Brauchen Sie Geld?» fragt er, und das ist so ziemlich das Dümmste, was er fragen kann.

Achim schnellt vom Stuhl hoch. «Herzog!» braust er auf. «Begreifen Sie denn gar nichts? Wenn ich Sie hochgehen lassen wollte, hätte ich diese Aufnahmen doch nicht bis jetzt für mich behalten!»

«Also: Was wollen Sie?»

Detjen schiebt beide Hände in die Jackentaschen. «Ich habe

Sie nicht aufgestöbert, weil es mir persönlich Spaß macht. Ich kann mir was Schöneres denken. Das zuerst. Mir liegt nichts daran, alte Kameraden auffliegen zu lassen. Das als zweites. Aber ich bin von Amts wegen mit der Klärung des Sachverhalts beauftragt; ich muß Ergebnisse bringen. Wenn Sie die Karten auf den Tisch legen, kann ich versuchen, Sie rauszuhalten. Denken Sie ausnahmsweise mal schnell nach.»

Herzog weiß: Das kann er nicht allein. Das übersteigt seine Zuständigkeit. Da will er sich auch nicht festlegen. «Behalten Sie doch Platz. Warten Sie!»

«Herzog!» sagt Detjen hinter ihm her. «Nur am Rande: Man weiß, daß ich hier bin.»

Der andere breitet beide Arme aus. «Aber wir kennen uns doch lange genug!»

«Ebendeshalb!» wirft Achim trocken hin und denkt: Falscher Hund!

Herzog geht hinaus. Hinter ihm fällt die Tür ins Schloß. Jetzt sieht Detjen, daß sie innen keine Klinke hat. Wie in einer psychiatrischen Klinik. Fürs erste ist er in diesem Konferenzraum gefangen. Er tat gut daran, den Warnschuß abzugeben. Diesem Herzog kann man nicht über den Weg trauen, und wenn Detjens Hypothese über die Motivierung des Kidnappings durch die Rhein-Main-Detektei zutrifft, würde er wohl sogar über Leichen gehen, wenn es ihm ratsam erschiene. Durch alles, was er hier erlebt, findet Achim jene Hypothese mehr und mehr bestätigt: Was im vierten Stock des Hauses Oppenheimer Straße 17 geschieht, paßt nicht ins Bild einer gewöhnlichen Detektei.

Winnie Winkelmann legt das bunte Blatt auf das Marmortischchen und ist nun ziemlich genau unterrichtet, wie das Sex-Idol aller Kinoanhänger, Marilyn Monroe, die eigentlich Norma Jean Baker heißt und jetzt 33 Jahre alt ist, den Weg vom Fotomodell zum Hollywoodstar genommen hat. Von dem ständigen Bemühen der Schauspielerin, zu anspruchsvollen, sie fordernden Rollen zu kommen, kein Wort, dafür aber um

so mehr Histörchen. Da soll eine Reporterin in bezug auf die Aktfotozeit entsetzt gefragt haben: «Und Sie hatten wirklich nichts an?» – «Doch, das Radio!» soll die Monroe schlagfertig geantwortet haben. Und so weiter in diesem Stil!

Die Fotografin massiert sich mit Daumen und Zeigefinger die Augen. Obwohl sie gelesen hat, beobachtete sie ununterbrochen den Eingang schräg gegenüber. Werner Bredebusch hält sich noch immer im vierten Stock auf, und das schon seit mehr als einer halben Stunde. Nicht, daß Winnie Winkelmann mit einer echten Gefahr für ihn rechnet – immerhin hat dort drüben Born das Ruder in der Hand, wenn sie sich nicht täuschen, und Born wird in seinem alten Kumpan aus dem Kriegsgefangenenlager schwerlich einen Feind sehen. Aber was ist, wenn sie sich irren? Leute, die die aufwendige Staufener Aktion inszenierten, lassen sich ungern ihre sorgsam gesponnenen Fäden zerreißen. Sie gehen aufs Ganze.

Vorsichtshalber hat Winnie wieder die Schnellschußkamera in Stellung gebracht, durch ihr seidenes Halstuch gegen das Café-Innere verdeckt. Man kann ja nicht wissen. Schon steht das dritte «Appeltörtche» vor ihr. Sie läßt sich Zeit mit dem Verzehr. Sitzen und warten zu müssen und nichts tun zu können gehört zu den Dingen, die Winnie mit am verhaßtesten sind, und dabei stellen sie einen beträchtlichen Teil ihrer Arbeit dar.

Seufzend greift sie nach einer anderen Illustrierten. Schließlich kann sie sich nicht ewig an diesem dummen Geschwätz über Marilyn Monroe festhalten.

18

«Na, altes Haus? Wie geht's?»

Born bleibt nicht an der Tür stehen. Mit ausgestreckten Händen kommt er auf Detjen zu. Er sieht ganz anders aus als damals in Portugal, wo er in weißen Hosen und grellbuntem

Hemd mit baumelndem Modeschmuck auf der Brust den Playboy mimte. Es scheint, als sei er ein bißchen dicker geworden, aber das mag nur daran liegen, daß er einen korrekten grauen Anzug mit Weste trägt, ein weißes Hemd und eine himmelblaue Krawatte. Damit hat er sich den Gepflogenheiten der Geschäftswelt in der Handelsmetropole am Main angepaßt. Daß dieser seriöse Außenanstrich bloße Tarnung darstellt und daß sich Born nicht verändert hat, beweisen die Aktivitäten seiner Detektei in Staufen.

Natürlich spielt Achim Wiedersehensfreude, schlägt in die dargebotene Rechte ein und schüttelt sie kräftig. «Du mußt doch verrückt sein!» lärmt er burschikos. «Hattest so ein herrliches Schloß am Atlantik. Mußtest du dich so verschlechtern?» Das sagt er ganz bewußt, um zu erfahren, was geschehen ist, seit sie sich beide in Lissabon trennten.

Augenscheinlich hat er den wunden Punkt getroffen. Born schneidet eine Grimasse. Bevor er antwortet, holt er aus dem Akustikschrank eine Flasche und Kognakschwenker. «Mußte ich!» erwidert er. «Das Haus am Meer... Du darfst mir glauben, daß ich mich manchmal dorthin zurücksehne. Dagegen ist das hier ein Scheißleben.» Er hebt das Glas und trinkt Detjen zu. «Erinnerst du dich an die Godiva? Na, mit der Mutter aus dem Maskenmuseum habe ich tabula rasa gemacht, ehe ich wegmußte. Dieses falsche Aas!»

«Und darüber bist du gestolpert?» mutmaßt Detjen und trinkt ebenfalls. Es ist eine ganz scheinheilige Frage. Er kann sich denken, was passiert ist. Schließlich hat er selbst die Weichen für den unrühmlichen Abgang des ehrenwerten Industrieberaters Born aus Portugal gestellt, indem er einiges Material über ihn an jenes «Journal Parisien» sandte, zu dessen in Südamerika umgebrachtem Mitarbeiter Charles André er eine herzliche Zuneigung gefaßt hatte. Detjen sieht den Journalisten auch jetzt wieder vor sich, einen Mann mit einem derben Bauerngesicht und gedrungener Statur. Blondes Haar hatte er, zu einer Bürste gestutzt, und er trug immer jene amerikanischen Jeans-Anzüge, die damals in Europa noch

kaum bekannt waren. «Die Spur der Wölfe» hieß die Artikelserie, in der er die Vergangenheit alter Nazis aufdeckte und die er nicht zu Ende schreiben konnte. Die antifaschistisch-demokratische Haltung seiner Zeitung hat sich seither nicht geändert; in Bonn wird sie – wenn überhaupt! – stets mit Verärgerung genannt, und Achim war sicher, daß sie mit der Sendung aus Lissabon etwas anfangen konnte, zumal er als Absender den Namen des toten Charles André gewählt hatte.

Born winkt ab. «Doch nicht über die Godiva! Über so was stolpere ich nicht. Nein, als ich dachte, es sei alles wieder im Lot, hat so ein Pariser Wurstblatt sich mit mir befaßt und zu allem Unglück auch noch ein Foto von mir in der schwarzen Uniform aufgetrieben. Dazu Kontoauszüge aus der Schweiz, Angaben über das geheime Nummernkonto. Und da denkt man, bei den Eidgenossen ist das Bankgeheimnis noch was wert! Aber die Gnome in der Zürcher Bahnhofstraße sind auch nicht mehr das, was sie mal waren. Mir völlig unklar, wie die Brüder an das Zeug herangekommen sind!» Er trinkt aus. «Na ja und nun sitze ich hier.»

«Chef der Rhein-Main-Detektei. Das ist auch etwas!»

Wieder die Grimasse! «Chef? Ich muß ein bißchen kurz treten, weißt du. Im Schatten bleiben. Herzog führt die Bude.»

Achim lacht. «Und die Geschäfte gehen so glänzend, daß ihr es euch leisten könnt, die Klienten im Vorzimmer abzuwimmeln, ohne überhaupt zu fragen, was sie wollen. Wer sind denn eure Kunden?»

Born stellt die Flasche wieder in den Schrank. Die Schwenker läßt er stehen. «Nicht hier!» sagt er leise und macht eine abwehrende Handbewegung. Detjen versteht, die Wände haben Ohren. Eine Zentrale hört mit; von dort aus wird alles gesteuert – auch die Eingangstür. Born beugt sich über die Wechselsprechanlage auf dem ovalen Tisch, drückt eine Taste und nennt seinen Namen. «Meinen Wagen ...» Und zu Achim: «Du hast doch Zeit mitgebracht?»

«Soviel du willst!»

Zuerst sieht Winnie Winkelmann lediglich den dunkelroten Mercedes, der vor dem Haus Nummer 17 mitten auf der Fahrbahn stehenbleibt und augenblicklich zu einem Verkehrshindernis wird. Ungerührt steigt der Fahrer aus und geht nach hinten, um den Schlag zu öffnen. Ist er Bredebuschs wegen hier? Winnies Finger legt sich auf den Auslöser der Kamera. Sie betätigt ihn, als Werner in Begleitung eines Mannes erscheint, der nur Born sein kann. Die beiden reden miteinander, sie lachen sogar, und Born geht zum Wagen voraus. Nein, von einer gespannten Atmosphäre ist nichts zu merken. Trotzdem löst Winnie noch einmal aus, als der Mercedes davonfährt – des Kennzeichens wegen. Dann zahlt sie und verläßt das Café.

Born zeigt keinerlei Verwunderung über Detjens Auftauchen in der Oppenheimer Straße. Er nimmt es hin, als sei das das Selbstverständlichste von der Welt. Sollten sie ihn in der Detektei erwartet haben? denkt Detjen. Aber dann hätte ihn Roloff nicht hinauszukomplimentieren versucht, und Herzog wäre nicht so hilflos gewesen. Sekundenlang spielt Achim mit dem Gedanken, Born könnte bei der Wegener & Moss-AG einen Spitzel haben und durch den vorgewarnt worden sein. Er verwirft ihn sofort wieder.

Born hat nördlich von Bad Homburg, idyllisch im Taunus gelegen, eine alte Schäferei gekauft und zu einer bescheidenen Oase, fern vom Großstadtleben, ausgebaut. Das Anwesen ist gepflegt und sieht hübsch aus, aber es würde keinen Vorüberkommenden veranlassen, staunend stehenzubleiben. Kein Vergleich mit der protzigen Luxusvilla in Portugal, hoch auf Uferfelsen gelegen und gleichsam in die brausende See hineingestellt. Born hat sich verschlechtert, das ist keine Frage.

Natürlich weiß er das, aber er gibt sich alle Mühe, es zu kaschieren. Ein wenig zu eifrig führt er sein Anwesen vor, verbreitet sich wortreich über die erfolgten An- und Umbauten und weist darauf hin, daß der äußere Eindruck betont be-

scheiden gehalten wurde. Nur kein Aufsehen erregen! Detjen hört die falschen Töne, und sie amüsieren ihn. Der Mann ist anpassungsfähiger, als er gedacht hat!

Eigentlich erwartete Achim, hier nun endlich einmal die Frau kennenzulernen, deren Adresse ihm Born seinerzeit im Heimkehrerzug kurz vor dem Auffanglager in der britischen Zone mit der Bemerkung gab, sie werde ihm dank ihrer Industrieverbindungen den Start in Westdeutschland erleichtern können. Er irrt. Zur Begrüßung erscheint ein sehr junges Mädchen in Shorts und einem dünnmaschigen Sommerpulli. Es hat nichts darunter, nicht einmal einen BH, und seine prallen Brüste zeichnen sich überdeutlich ab. Trotzdem und obwohl es schönes langes, lockiges blondes Haar hat, ist dieses Mädchen von der Gesamterscheinung her mindestens eine Nummer kleiner als die beiden attraktiven portugiesischen «Sekretärinnen»!

«Das ist Gabriele», sagt Born. Die Kleine versucht, nicht sehr geschickt, die Dame des Hauses zu spielen. Achim tut beiden den Gefallen, das ernst zu nehmen. Born scheint offensichtlich erleichtert.

Unvermittelt fragt er, welche Schuhgröße Achim habe, und als sich herausstellt, daß die eine halbe Nummer unter der seinen liegt, bietet er ihm einen Ausritt an und einen Streifzug durch die wunderschöne Umgebung. Born prahlt ein bißchen mit der Qualität der Reitpferde, die er anschaffte, und wieder hat Detjen das Gefühl, daß Born den Eindruck erwecken möchte, dem portugiesischen Abenteuer nicht nachzutrauern und hier fest im Sattel zu sitzen.

Born sitzt hervorragend im Sattel, das muß ihm der Neid lassen. Doch er betont, daß er nur reite, weil es ihm der Arzt verordnet habe und weil ja keine andere Sportart so den ganzen Körper trainiere und fit halte. Achim hat einige Mühe, mitzuhalten. Es ist schließlich eine ganze Zeit her, daß er in Argentinien zum erstenmal im Leben auf einem Pferderücken gesessen hat. Wie hieß doch der Gaucho mit dem breitflächigen Indianergesicht, mit dessen Hilfe er das Urwaldver-

steck von Charles André fand? Pedro? Ja, richtig! Detjen setzt sich zurecht, wie er es von Pedro gelernt hat. Sehr elegant sieht er nicht aus neben Born, der schulmäßig im Sattel sitzt, die Zügel kurz und die Hände dicht beieinander über dem Ansatz der Mähne. Gauchos reiten mit durchgedrückten Knien und haben die Hände hoch vor der Brust. So reitet der Fliegermajor Achim Detjen.

Dunkler Tannenwald. Sanfte Hügel. Sonnenglast flimmert. Im Wald schlägt ein Häher Alarm, und irgendwo hämmert ein Specht. Hoch im Blauen kreisen Bussarde mit weitgebreiteten Schwingen, fast ohne Flügelschlag. Auf einem Stein am Wege sonnt sich eine Eidechse. Ganz unberührt scheinen diese Waldwege zu sein. Ein Duft von Harz liegt in der Luft. Mehr als einmal müssen die Reiter die Köpfe einziehen, um nicht von tiefhängenden Zweigen gestreift zu werden.

Die beiden Braunen fühlen sich ausgesprochen wohl, um so mehr, da ihnen die Reiter im wesentlichen ihren Willen lassen.

Born deutet mit einer Kopfbewegung voraus. Über eine Lichtung hinweg geht der Blick zum Großen Feldberg hinüber. Auf einem Plateau erheben sich ein Aussichts- und ein Fernmeldeturm der Post. «Eine Falknerei gibt es dort», wirft er hin. «Interessiert dich das?»

«Warst du schon da?» Es ist ein Gespräch, als hätten sie sich gestern zum letztenmal gesehen.

Der Chef der Rhein-Main-Detektei nickt. «Ja. Sie richten dort Adler ab. Tolles Bild, wenn die Burschen von oben herunter auf ihre Beute stoßen. Und dann fliegen die Fetzen. Warum bist du zur Oppenheimer Straße gekommen? Sehnsucht nach mir war es doch wohl nicht.»

Jetzt läßt er die Katze aus dem Sack! Jetzt heißt es, aufzupassen und die Worte genau abzuwägen! Bredebusch läßt sich nicht anmerken, wie gespannt er innerlich ist. Schließlich sagt er: «Reine Nächstenliebe war es, Born! Ich lasse so ungern alte Kameraden hochgehen. Das ist nicht meine Art. Was für Dilettanten beschäftigst du denn in deiner Firma?

Mußtet ihr Christine König so entführen, daß ich euch im Handumdrehen auf die Spur gekommen bin?»

Born macht eine Parade, faßt die Zügel von Achims Pferd und zwingt es auf diese Weise, ebenfalls stehenzubleiben. Die Pferde schnauben unwillig und versuchen, die Köpfe aufzuwerfen. Doch Born hält fest. «Ich beschäftige keine Dilettanten», erwidert er betont. «Man kommt uns nicht leicht auf die Schliche. Du mußt mir schon erzählen, wie du es gemacht hast. Und vor allem, warum.»

Detjen lacht ihm ins Gesicht, beugt sich vor und nimmt die Hand des anderen von seinem Zügel. Born will nicht loslassen, aber Achim faßt so fest und bestimmt zu, daß der andere es für das beste hält, nachzugeben. Sofort galoppiert Detjen an, und Born bleibt nichts übrig, als ihm zu folgen. Schlecht war die Schule des Gauchos Pedro nicht. Detjen ist mit einemmal auf und davon. Eine Flucht ist das nicht. Dieser Galopp macht Born lediglich klar, daß Achim ihm Rede und Antwort stehen wird, wann und wo *er* will. Der Chef der Rhein-Main-Detektei holt seinen Gast erst ein, als der auf einer winzigen Waldwiese abgesessen ist, durch die murmelnd ein Bächlein zwischen Steinen dahinfließt. Detjen steht ganz ruhig da, während Born vor Anstrengung keucht. Er hat dem Braunen den Zügel über den Kopf gezogen und ihn sich lose über den Arm gehängt. So bleibt dem Pferde Raum, ungestört zu trinken. Born schwingt sich ächzend aus dem Sattel.

«Könnt ihr euch nicht ausrechnen», empfängt ihn Achim, «welche Folgen ein Anschlag wie der auf die Tochter eines Konstrukteurs von Wegener und Moss hat? Das nimmt man nicht hin, denn da stehen höhere Beträge auf dem Spiel. Da ruft man nach dem Amt für Sicherheit beim Verteidigungsministerium, mein Guter! Da rotiert ein nicht eben kleiner Apparat! Ein Apparat, dem die Rhein-Main-Detektei nicht durch die Maschen gehen kann! Wenn sie bis jetzt ungeschoren blieb, Born, dann dankt sie das ausschließlich dem Umstand, daß die Ermittlungen in Staufen von einem Esel geführt werden, der sich seinen alten Kameraden nach wie vor un-

wandelbar verbunden fühlt. Durch einen gewissen Achim Detjen nämlich. Und von diesem Achim Detjen werden Erkenntnisse erwartet, Ergebnisse! Du machst dir keine Vorstellung, welchen Eiertanz ich aufführen muß, um dich aus dem Spiel zu lassen!»

Diese Eröffnung läßt Born die ganze Tragweite erkennen. Auf einmal hat er wieder Fritschs Worte im Ohr, daß Aufsehen in jedem Falle zu vermeiden sei. Bis jetzt glaubte er, dieser Forderung in vollem Umfang gerecht geworden zu sein. Der Plan war generalstabsmäßig ausgeheckt, die Tarnung eigentlich vollkommen, der Verdacht zielstrebig auf den Raum Freiburg gelenkt. Der Chef der Rhein-Main-Detektei schwitzt plötzlich. Er beugt sich, auch um seine Verstörtheit zu verbergen, zum Bächlein nieder und schöpft sich mit der hohlen Hand Wasser ins Gesicht. Klar und kalt ist es und tut ihm gut.

Achim, breitbeinig in den geliehenen Reitstiefeln und Borns lederbesetzten Breeches, den Zügel des Braunen am Arm, blickt auf ihn nieder. Er erspart Born nichts. Sobald der wieder den Kopf gehoben hat, fährt Detjen fort: «Was ihr gemacht habt, war durchdacht – zweifellos. Glänzend eingefädelt und durchgeführt! Aber spätestens seit dem letzten Krieg wissen wir beide, daß auch Generalstäbe nicht unfehlbar sind, vor allem dann nicht, wenn sie sich dafür halten.»

Nervös nimmt Born seine Brille ab und putzt sie. «Willst du mir nicht wenigstens erklären, wie du darauf gekommen bist? Versteh doch: Das beunruhigt mich.»

Jetzt hat Achim den anderen da, wohin er ihn haben wollte. Borns Großspurigkeit ist wie weggeblasen; er bittet. Da läßt sich Detjen herab, ihm zu erklären, wie ihn die Freiburger Nummern stutzig gemacht haben und wie er über den Helfer in Steuersachen Gerhard Wagner in die Oppenheimer Straße kam. «Und als ich soweit war, habe ich mich mit einer Kamera in das Café ‹Zur alten Brücke› gesetzt und auch fast umgehend unseren gemeinsamen Freund Herzog aufs Zelluloid gekriegt. Das reichte. Wo Herzog ist, kannst du nicht weit sein.» Er

lächelt. «Herzog mag dem Gewerbeamt als Lizenzträger gut genug sein – ich weiß natürlich, daß er weder ein solches Unternehmen leiten noch eine derartige Aktion auf die Beine bringen kann. Dazu gehört ein bißchen mehr, als er zu bieten hat.»

Das richtet Born wieder auf. Sie gehen ein Stück. Dabei führen sie die Pferde am Zügel nach.

«Als ich die Fotos hatte», plaudert Detjen, «gab es zwei Möglichkeiten. Ich konnte sie Fräulein König zeigen; ich bin sicher, daß sie Herrn ‹Büchmann› zweifelsfrei identifiziert hätte. Dann wären statt meiner einige handfeste Herren vom Militärischen Abschirmdienst in deinen Büros erschienen. Sicherlich hätten deine Auftraggeber Mittel und Wege gefunden, dein Institut letzten Endes ungeschoren bleiben zu lassen, aber der Skandal! Stell dir mal vor, so ein übereifriger MAD-Dachs hätte das Haus vorsichtshalber von Feldjägern in Uniform umstellen lassen – Kidnapping, Born, vergiß das nicht! – und dann auch noch in Tateinheit mit Rüstungsspionage! Was denkst du, wie schnell die Reporter vom Hessischen Rundfunk dagewesen wären! Und in der ‹Abendpost› – zehn Zentimenter hohe Schlagzeilen! Da habe ich mir gedacht: Das kannst du dem alten Knaben nicht antun! Gehst lieber mal vorbei und siehst nach dem Rechten.» Unvermittelt schließt er: «Die Sache wird dadurch kompliziert, daß man höheren Ortes glaubt, der Anschlag habe der Königsonde gegolten.»

«Das ist Unsinn!» wehrt Born ab. «Ich schwöre dir.»

«Ich weiß», wirft Achim hin. «Es geht nicht um die Sonde. Worum geht es dann?»

Born zögert. «Das darf ich dir nicht sagen.»

Sein Besucher nickt. «Die Arbeitsergebnisse des Lofthuser Kreises trugen auch früher die höchste Geheimhaltungsstufe. Das ist so geblieben. Besaß König wenigstens noch die bei ihm vermutete Niederschrift der Versenkungskoordinaten?»

Jetzt wird er dem Chef der Detektei ein wenig unheimlich, das spürt er deutlich. Born überlegt fieberhaft, durch wen und

wie weit Achim in die Sache eingeweiht sein könnte. Daß er im Zuge seiner Recherchen in Staufen hinter die Zusammenhänge gekommen ist, hält er für unmöglich.

«Ja», antwortet er so knapp wie möglich. «Er hatte sie.»

Detjen erkennt, daß er, solange Born dermaßen verunsichert und verwirrt ist, eine einmalige Chance hat. Sie nicht genutzt zu haben, würde er sich später niemals verzeihen. Es erweist sich mehr und mehr, daß der Lofthuser Kreis und seine Forschungen auch heute noch, vierzehn Jahre nach dem Zusammenbruch des faschistischen Reichs, eine große Gefahr sind. Ginge es um Kleinigkeiten – wäre dann der Einsatz so hoch? Er muß aufpassen. Im Augenblick ist er in der Vorhand; er hat ein hervorragendes Blatt, aber wenn er es nicht voll ausreizt, könnte es ihm aus der Hand genommen werden. Er wird sich nicht aus der Sache herauskatapultieren lassen! Dran bleiben. Einen Dreh finden, der es ihm ermöglicht, auch nach dem Abschluß seines Auftrags in Staufen mitzumischen.

«Und wann wollt ihr die Schätze heben?» fragt er.

Mehr und mehr erliegt Born dem Trugschluß, der andere wisse alles. «Bald.»

Achim bleibt wieder stehen, schwingt den Zügel neuerlich über die Ohren des Braunen hinweg und steigt auf. Es läuft sich schlecht in fremden, zu großen Reitstiefeln. Born zieht nach.

«Na, dann beeilt euch nur!» rät Detjen. «Ich habe läuten hören, daß sich gewisse Leute in Amerika auch für die letzte Fahrt von U-dreißig-achtundzwanzig interessieren. Im Logbuch des Zerstörers, der das Fahrzeug versenkte, ist die Position exakt eingetragen. Es geht doch nichts über militärische Präzision!»

Born wollte eben die Zügel aufnehmen. Jetzt läßt er sie hängen. Diese Mitteilung schockt ihn. «Wer?» erkundigt er sich heiser. «Das ist doch unmöglich!» Plötzlich ist ihm das Märchen vom Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Igel gegenwärtig. Er, Born, rennt sich die Lunge aus dem Leib wie jener Hase, und wenn er am Ziel ankommt, dann hebt der Igel

den Kopf und sagt: «Ich bin schon da!» Nicht auszudenken, daß jemand vor ihm an der Versenkungsstelle taucht!

«Ein Admiral Melcolm. Was vom Inhalt der Seekiste, meinst du, könnte ihn interessieren?»

Detjen reitet im Trab an und zwingt den anderen so, ihm schnell zu folgen. Jetzt Born nur nicht Zeit lassen, sich zu sammeln.

«Keine Ahnung!» versichert Born. «Doch wohl kaum die Personalakten.»

Aha! denkt Detjen und gibt dem Braunen die Sporen. Der schießt voran wie ein Pfeil, und Achim läßt ihn laufen. Auf einmal fühlt er sich sicher im Sattel – vor allem des Triumphs wegen! Die Personalunterlagen des Lofthuser Kreises! Wenn man die in der Hand hätte. Wo die Leute heute sind und in welchen Küchen sie kochen, ließe sich mit einiger Mühe ermitteln, und ermitteln ließen sich auch die heutige Organisationsform und die Führung des Lofthuser Kreises. Daß diese Leute keine Verbindung mehr haben, diesen Gedanken schiebt er weit von sich. Vermutlich macht Dr. König da eine Ausnahme; das mag mit seinem Aufenthalt in Amerika zusammenhängen.

Erst als der Braune schließlich wie von allein wieder im Schritt geht, schließt Born auf. Ein kurzes Stück des Weges reiten sie schweigend nebeneinander her.

«Was macht eigentlich deine Familie?» fragt Achim. Es sieht aus, als sei das Thema Lofthus damit für ihn abgeschlossen. Er ist ganz sicher, daß Born von sich aus noch einmal darauf zurückkommt.

«Vom Winde verweht», erwidert Born. «Die Kinder sind erwachsen und gehen eigene Wege. Ich bin schon dreimal Großvater.»

«Gratuliere!»

Born nickt. «Meine Frau hat sich scheiden lassen. Als die schwarzen Uniformen passé waren. Dann heiratete sie einen Offizier der Bundeswehr. Sie kommt nun mal vom bunten Tuch nicht los, nur muß die Farbe Mode sein.» Er winkt ab.

«Wie findest du Gabriele, meine Neueste?»

«Hab' ich mir beinahe gedacht!» sagt Detjen. «Mensch, Born, deine Mädchen werden immer jünger!»

Der andere scheint diese Feststellung als schmeichelhaft zu empfinden. «Du solltest es auch so halten!» rät er. «Je älter man wird, verstehst du?»

Detjen denkt, daß es ein Trugschluß sei zu meinen, sich mit einer jüngeren Partnerin die Jugend bewahren zu können, aber das behält er für sich.

Wie erwartet, kommt Born wenige Minuten später noch einmal auf Lofthus zurück.

19

«Ich fliege von hier aus weiter nach Bonn und erstatte dem General Bericht», sagt Werner Bredebusch zu Winnie Winkelmann. «Je länger ich in Staufen bleibe, desto unhaltbarer wird die Version vom Anschlag auf die Königsonde. Ich überlege, ob ich von Wieseneck nicht reinen Wein einschenke. Irgendwie werde ich den Gedanken nicht los, daß er mich mit mehr Bedacht für diese Geschichte auswählte, als sich zunächst absehen ließ. Natürlich steht vieles für seine Überlegung, daß ich bei der Wegener und Moss der richtige Mann sei. Erstens Luftwaffenoffizier, zweitens Flugzeugführer aus Krösings Geschwader. Das kann er gegen jedermann vertreten! Zum anderen aber: Wäre es so abwegig, daß er mich geschickt haben könnte, weil Achim Detjen den ‹alten Kameraden› verpflichtet ist? Er ist den ‹römischen Weg› gegangen – die SS hat Pate gestanden bei seiner Entwicklung nach der Zerschlagung des Faschismus. Wenn ich an diese Leute denke, an Born, Kaiser, Lauterbacher, die Bräuer, Frau Krüger im Kloster, Schreiner in Südamerika und Kutzner auf der Hazienda. Und man sollte auch nicht vergessen, daß Herr von Wieseneck seine Sporen in der Abteilung ‹Fremde Heere

Ost› des damaligen Obersten Gehlen verdiente und daß diese Abteilung zwangsläufig eng mit dem Reichssicherheitshauptamt zusammenhing. Was hältst du davon?»

Werner hat Winnie nach der Rückkehr aus dem Taunus angerufen, um sie über seine Begegnung mit Born zu unterrichten. Nun gehen sie durch den Palmengarten an der Frankfurter Miguelallee, und ohne daß es einer von ihnen ausspricht, erinnern sie sich beide, daß hier ihre erste Zusammenkunft stattgefunden hat. Damals hatte Winnie einen winzigen Fotoladen aufgebaut, und Bredebusch kam als Kurier der südamerikanischen Kamarilla nach Europa. Wie hatte sich der Palmengarten inzwischen verändert! Keine rauchgeschwärzten Wände, keine verbogenen Stahlträger mehr. Die Schäden sind beseitigt worden, vieles ist neu hinzugekommen und manches umgestaltet worden.

Wie von selbst nehmen die beiden Vertrauten heute wieder Kurs auf die Mimosa pudica, die «Rühr-mich-nicht-an»-Pflanze, auch jetzt tippt Winnie Winkelmann behutsam ein feingliedriges Blatt an, und wie damals klappen daraufhin die Blätter des ganzen Zweiges zusammen.

«Er könnte wie diese Mimosa reagieren, wenn du ihn darauf ansprichst», erwidert sie. «Aber das halte ich für unwahrscheinlich.»

Während seines Fluges hat sich Achim eine taktische Variante für das Gespräch mit dem Bonner Chef des Amtes für Sicherheit zurechtgelegt. Er ist nicht mit der Tür ins Haus gefallen, aber er hat von Wieseneck eine Brücke gebaut, die er betreten kann, ohne sich etwas zu vergeben. Auf den MAD-Bericht über die von der Western Electronic durch Admiral Melcolm unternommmenen Aktivitäten nahm er Bezug und leitete aus ihnen die Vermutung ab, daß die Staufener Aktion nicht der Sonde, sondern einer Sache galt, die mit U-3028 zusammenhing und mit Dr. Königs Arbeit im Rahmen des Lofthuser Kreises.

Bei der Nennung des SS-Forschungskreises verzog der

Brigadegeneral keine Miene. Er stellte auch keine Fragen. Der Lofthuser Kreis war ihm demnach ein vertrauter Begriff.

Detjen stieß weiter vor. Mit spürbarer Zurückhaltung und so, als sei es ihm äußerst unlieb, die «alten Kameraden» in diesem Zusammenhang auch nur erwähnen zu müssen, sprach er von der Fahndung der Rhein-Main-Detektei nach gewissen Unterlagen. Seine Formulierungen ließen keinen Zweifel an seiner persönlichen Sympathie für eine solche Lösung. Was nun? Es sei, führte er aus, relativ einfach gewesen, festzustellen, daß die Königsonde in Wahrheit ungefährdet ist. Praktisch wäre der ihm erteilte Befehl damit ausgeführt. Das jedoch melde er mit großer Besorgnis. Wenn er ohne allzu große Schwierigkeiten die Spuren der Rhein-Main-Detektei fand – wer garantiert, daß nicht morgen ein anderer, ein Mann ohne Verständnis für das «Nordseeprojekt», sie ebenfalls entdeckt? «Herr General», schloß er. «Wenn Sie mir eine private Bemerkung erlauben: Man hat hervorragende Leute eingesetzt, um die Lofthuser Papiere dem Zugriff Unbefugter zu entziehen, aber nach Lage der Dinge reicht das bei weitem nicht aus. Das Ansehen der Bundesrepublik steht auf dem Spiel. Nach den Buchstaben des Gesetzes müßten diese Leute eingesperrt werden. Kann das in unserem Interesse sein? Nun, ich denke nicht! Andererseits: Wenn wir sie in der bisherigen Weise weiterwursteln lassen – ich bitte Herrn General, diesen Ausdruck zu entschuldigen –, dann fürchte ich, daß der Tag nah ist, an dem die Öffentlichkeit Wind bekommt. Welche weltweiten Ausmaße dieser Skandal hätte, wage ich nicht auszumalen. Das zu sagen halte ich für meine Pflicht.»

General von Wieseneck sagt zunächst gar nichts. Uniform trägt er heute. Das macht ihn noch unnahbarer, obwohl er, wie um diesen Eindruck zu brechen, die Hände salopp in den Hosentaschen hat. So steht er am Fenster. Er denkt nach.

Achim wartet. So, wie er die Sache aufgebaut hat, müßte der General eigentlich Farbe bekennen.

Endlich wendet sich von Wieseneck um. «Stellen Sie sich einmal vor, Sie wären an meiner Stelle, Herr Major», sagt er

liebenswürdig. «Was würden Sie tun?»

Das Schmunzeln, das Bredebusch sehr nahe ist, unterdrückt er. Hübsche Idee, sich vorzustellen, daß ein Kundschafter des Ministeriums für Staatsssicherheit der Deutschen Demokratischen Republik das Amt von Wiesenecks bekleiden würde! Das könnte manches sehr erleichtern.

«Was würde ich tun?» wiederholt er. «Ich würde davon ausgehen, daß die Aktionen dieser Rhein-Main-Detektei bei allem Verständnis für sie nicht von der Art sind, daß sie von einer Institution der BRD übernommen werden könnten.» Da der General nicht reagiert, fährt er gleich fort: «Ich würde mir jedoch die Möglichkeit sichern, jederzeit eingreifen zu können, wenn es unvermeidbar ist. Das heißt, ich würde eine ständige Verbindung zwischen diesem Amt und den Leitern der Detektei herstellen, nicht um etwa Direktiven zu erteilen und mitzumischen, sondern um gegebenenfalls Weichen zu stellen und Gefahr abzuwehren. Ich glaube, Herr General, daß wir im Augenblick ungenügend unterrichtet werden und von den laufenden Vorgängen zu wenig wissen. Zusammenfassend: Diese Informationslücke würde ich schließen.»

Gert von Wieseneck nickt ihm wohlwollend zu. «Das sind genau meine Intentionen! Seit wann können Sie Gedanken lesen? In Staufen hat uns diese Frankfurter Detektei glatt überfahren. Das darf sich nicht wiederholen. Im Grunde haben die noch einen Riesenbammel gehabt, weil *Sie* dort ermittelt haben.» Er geht zum Schreibtisch und nimmt sich eine Zigarette. Achim gibt ihm aufmerksam Feuer. «Danke! Erstens: Sie kehren nach Staufen zurück und beruhigen Wegener und Moss. Zu Krösing können Sie etwas deutlicher werden; das wird Ihnen die Argumentation erleichtern. Dann brechen Sie dort Ihre Zelte ab. Zweitens: Verbindungsmann zur Rhein-Main-Detektei sind Sie. Berichte nur an mich persönlich. Sie kennen doch Herrn Born?»

«Jawohl, Herr General», bestätigt Detjen und denkt, daß Borns Name während des ganzen Gesprächs nicht fiel. Wenn Gert von Wieseneck ihn seinerzeit nur wegen seiner Be-

kanntschaft mit Oberst Krösing nach Staufen schickte, dann muß er in der Zwischenzeit «geimpft» worden sein!

«Drittens: Ihren MAD-Ausweis geben Sie in der Adjutantur ab. Fühlen Sie sich ab sofort als eine Art Urlauber mit Dienstauftrag. Ihr Chef wird von mir verständigt. Und prägen Sie sich für alle Fälle meine Geheimnummer ein. Fünfundsechzig, sechsundsechzig, siebenundsechzig.»

«Fünfundsechzig, sechsundsechzig, siebenundsechzig» wiederholt Achim. «Ich habe verstanden, Herr General.»

20

Die Luftschraube steht. Eben streckt Detjen die Hand nach dem Schalter aus, der die Funkanlage der Beechcraft «Bonanza» außer Betrieb setzt, da ruft der Tower der Wegener & Moss-AG ihn noch einmal an.

«D Strich BL Strich zwoundvierzig! Kommen!»

«Ich höre!» sagt Achim verwundert.

«Wir haben hier eine Mitteilung für Sie», klingt es im Kopfhörer. «Sie werden gebeten, sofort den Privatanschluß von Herrn Doktor König zu rufen. Ende und over!»

«Over!» bestätigt Detjen das Ende des Sprechverkehrs und schaltet ab. Wie immer sind, sobald er aussteigt, die Monteure des Werkflughafens zur Stelle und rollen die Maschine auf einen Stellplatz. Ein Stück hin dröhnen Motoren. Männer in weißen Kitteln stehen vor einem Hubschraubermodell, das einen Hauptrotor mit vier starren Blättern und eine Rotorbremse hat, und an einem Meßwagen, der durch Kabel mit dem Prototyp verbunden ist. Wahrscheinlich machen sie Vibrationsproben. Achim sieht kaum hin. Was über dieses Hubschrauberprojekt wissenswert ist, hat ihm Krösing längst erzählt. Bevor der Hubschrauber in Serie gebaut werden kann, vergehen wenigstens noch zwei oder drei Jahre.

In Dr. Königs Wohnung meldet sich Christine. Ihre Stimme

klingt aufgeregt. Er möchte sofort kommen, bittet sie. Und dann: «Vater ist verhaftet worden. Ich weiß nicht, was ich tun soll.»

«Tun Sie nichts», erwidert er knapp. «Ich bin gleich da.»

Sie erwartet ihn an der Haustür der schönen Villa Am Weinberg und läuft vor ihm her ins Arbeitszimmer. Ihr Gesicht ist gerötet, und ihre sonst so ausgeglichenen, selbstsicheren Gesten haben etwas Fahriges.

Zuerst sieht Achim das beiseite geklappte Bild. Langsam kann er das Gemälde nicht mehr sehen. Doch der weitschweifige und bedeutungsvolle Titel interessiert ihn. Er hat nachgeschlagen und weiß nun, daß der französisch-schweizerische Schriftsteller, Philosoph und Pädagoge Jean-Jacques Rousseau damals an der Universität Dijon die Frage beantwortet hatte, ob Wissenschaft und Kunst dazu beigetragen hätten, die Sitten zu verbessern. Rousseau verneinte mit der Begründung, daß nach seiner Meinung der Übergang vom idealen Naturzustand der Menschheit zur Zivilisation durch die damit verbundene Entwicklung der Bedürfnisse ebenso unvermeidlich wie korrumpierend sei, und erhob seinerseits die Forderung nach einer naturgemäßen Lebensweise ... Nun, da es Detjen weiß, hat er jedes Interesse an dem Bilde von Januarius Zick verloren.

Auch die Stahltür hinter dem Gemälde steht offen.

«Ich habe niemand kommen hören», berichtet Christine sofort. «Das will aber nichts heißen. Ich war drüben in der Bibliothek mit Strömungstabellen beschäftigt, aus denen ich für Vater Auszüge machte. Auf einmal hörte ich laute Stimmen. Das wunderte mich. Ich ging hinüber. Zwei fremde Männer waren hier und Vater, der ganz hilflos und verstört wirkte. Als ich ins Zimmer kam, war es plötzlich still. Vater sah mich an, als erwarte er Hilfe von mir. ‹Vater, was geht hier vor?› fragte ich. Er antwortete: ‹Die Herren sind vom Criminal Investigation Department.› Ich begriff nicht, was die amerikanische Kriminalpolizei hier in Staufen in unserem Haus zu suchen hatte. Ich fragte sie danach – ziemlich scharf und in

meiner Muttersprache. Es waren wirklich Amerikaner, und sie sprachen diesen breiten Südstaatenslang. Außerdem holte einer seinen Ausweis mit der Metallmarke hervor. Es habe alles seine Richtigkeit, sagte er. Vater müsse sie zu ihrer Dienststelle begleiten. Es werde nicht lange dauern. Vater ging mit. Was sollte er machen? ‹Keine Sorge, Christine›, waren seine letzten Worte, ‹ich bin bald zurück.› Aber inzwischen sind vier Stunden vergangen, und – nichts!» Sie hebt hilflos die Schultern. «Ich habe mir schon überlegt, ob ich die Botschaft der Vereinigten Staaten in Bonn anrufen soll.»

Detjen schüttelt den Kopf. «Damit hätten Sie nichts erreicht, Fräulein König. Bestenfalls hätte man Ihnen zu verstehen gegeben, daß das Besatzungsstatut zwar vor vier Jahren abgelaufen ist, daß aber die Behörden der Bundesrepublik der Arbeit gewisser Amtsstellen der USA, zu denen auch das CID gehört, nichts in den Weg legen. Da hat sich so eine Art Gewohnheitsrecht herausgebildet.»

«Was können wir denn tun?»

Achim antwortet nicht gleich. Er geht im Zimmer umher, als mache er eine Bestandsaufnahme, aber in Wirklichkeit sieht er plötzlich James D. Wilson vor sich, den Spezialagenten der CIA, den er unvermutet beim Empfang im Direktionskasino der Wegener & Moss-AG getroffen hatte. Dachte er da nicht gleich, Wilson könne Königs wegen hier sein? Schließlich war der Konstrukteur ja lange genug in den Staaten gewesen. Mit aller Vorsicht hatte Detjen Krösing ausgehorcht. Der wußte gar nichts und mußte in der Gästeliste nachschauen. Auf diese Weise erfuhr Detjen, daß Mr. Wilson nicht direkt eingeladen worden war. Wollte man der Anwesenheitsliste trauen, gehörte Wilson zum Team der «New York Times». Er hatte seinen Namen unter den des Korrespondenten gequetscht und unter dessen Angabe «New York Times» schlicht Gänsefüßchen gemacht. Als er ihn daraufhin ansprechen wollte, hatte der merkwürdige Journalist die Party bereits verlassen.

«Was haben die Gentlemen vom CID mitgenommen?» fragt

Achim mit einer Kopfbewegung zur offenstehenden Safetür.

Christine hebt die Schultern und macht ein paar ziellose, nervöse Schritte. «Nichts!» erwidert sie. «Jedenfalls habe ich nichts gesehen. Aber Vater hatte die alte Brieftasche in der Hand, Sie wissen schon, und er hielt sie so, daß ich sie unbedingt sehen mußte. Gerade so, als wolle er mir damit einen Wink geben.»

Detjens Verdacht, daß hier die CIA am Werke war, verstärkte sich. Wer sonst als James D. Wilson könnte die amerikanische Kriminalpolizei für seine Zwecke benutzen? Er muß sich den Spezialagenten vorknöpfen, zumal der in diesem Fall höchst unangenehm seine Kreise störte. Für ihn, Achim, war schon alles gelaufen. Er hat erreicht, daß er – ausgerechnet er! – als Verbindungsmann des Amtes für Sicherheit zu Borns Detektei bestellt wurde; er hätte in aller Ruhe aus Staufen abfahren können. Und nun?

Achim geht zum Schreibtisch, nimmt das Telefonbuch auf und blättert. Im Hotel «Zur Weinstraße» wohne er, hat Wilson bei der Veranstaltung gesagt. Allerdings ist das einige Tage her. Detjen erreicht ihn noch. «Hier ist Detjen, Major Detjen», sagt er ziemlich scharf. «Ich bin in zehn Minuten bei Ihnen, Mister Wilson.»

Detjen lauscht einen Augenblick, dann erklärt er sehr bestimmt: «Doch! Sie haben Zeit für mich. Kleine Erinnerung: Oberingenieur Klein!»

Was immer es mit diesem Oberingenieur Klein auf sich haben mag – das Stichwort scheint den Mann am anderen Ende der Leitung sogleich umzustimmen. Denn Achim legt auf und wirft ein trockenes «Na also!» hin.

«Warten Sie hier auf mich und unternehmen Sie nichts!»

Christine König nickt. Sie weiß überhaupt nicht mehr, was gespielt wird. Was bleibt ihr übrig, als sich darauf zu verlassen, daß der mit allen Vollmachten ausgestattete Abwehroffizier das Richtige tut.

Auf dem Hotelkorridor, den Detjen vom Fahrstuhl her hinuntergeht, begegnet ihm eine üppige Rothaarige, die offensichtlich aus dem Zimmer von Mr. Wilson gekommen ist.

James D. Wilson hat einen schwarzen, mit japanischen Schriftzeichen bestickten seidenen Hausmantel an. Er steht vor dem Spiegel und kämmt sich. Ohne sich umzudrehen, sagt er: «Zwei Minuten zu früh, Detjen! Seit Ihrem Anruf sind erst vierhundertachtzig Sekunden vergangen.» Nun wendet er sich um. «Ihr Preußen...»

Achim geht auf das freundschaftliche Flachsen nicht ein. Scharf fährt er den Amerikaner an: «Mister Wilson hält sich in Staufen auf. Just da verhaftet die amerikanische Kriminalpolizei Doktor Albrecht König. Merkwürdige Duplizität der Ereignisse, finden Sie nicht?»

Tut Wilson nur so, oder ist er wirklich überrascht?

«Moment, Moment!» erwidert er. «Noch mal: Wer verhaftet König?»

«Leute von Ihrem Criminal Investigation Department!»

«Meinem?» echot der Spezialagent. Dann schüttelt er den Kopf und erklärt sehr überzeugend und fest: «Ich habe damit nichts zu tun.» Er geht zum eingebauten Kühlschrank und hat gleich die Whiskyflasche in der Hand. «Nehmen Sie mit Eis?»

Mein Gott! denkt Achim. Kommt der Mensch denn überhaupt nicht ohne Alkohol aus? Laut erwidert er: «Weder noch. Wenn Sie da einen Juice in Ihrem Giftschrank hätten, das wäre mir lieber.»

«Des Menschen Wille ist sein Himmelreich», brummt Wilson. Deutsche Sprichwörter kennt er, damit glänzte er schon öfter. Er hält Detjen ein Whiskyglas voller Orangenjuice hin. «Glauben Sie im Ernst, daß ich es nötig habe, König auf so 'ne plumpe Tour...? Nonsens!»

«Wer auch immer!» bleibt Achim beim Thema. «Wenn da nicht ganz schnell etwas geschieht, gibt es einen Riesenkrach. König und die Wegener & Moss-AG sind nicht irgendwer.

Königs wegen ist in Staufen das Amt für Sicherheit präsent – zu allem Unglück auch noch in meiner Person. Das wird eine große Presse machen: USA-Kripo setzt deutschen Wissenschaftler hinter Schloß und Riegel! MAD muß tatenlos zusehen! – Na, prima! Und wenn die cleveren Jungs noch ein bißchen Glück haben, stoßen sie auch auf das Nordseeprojekt und hängen es an die große Glocke! Wäre das in Ihrem Sinne? Bis jetzt habe ich geglaubt, Sie wollten die Lofthuser Ergebnisse in aller Stille für sich an Land ziehen. Sie können mir nichts vormachen, Wilson! Nach Staufen kamen Sie hinter dem Schild der ‹New York Times› ausschließlich Königs wegen!»

Wilson grinst. «Man sieht doch gleich, wer sich mal als Versicherungsdetektiv ausgegeben hat! Was die Maskerade angeht, da sind wir ja sozusagen Kollegen und brauchen uns nichts vorzuwerfen!» Er schüttelt sein Glas und läßt die Eisstückchen leise gegen die Wandung klirren. «Präzise, Detjen: Ich wollte mir diesen König mal ansehen; ich weiß immer gern, mit wem ich es zu tun habe. Darüber hinaus gibt es meinerseits in Staufen keinerlei Aktivitäten. Mein Wort drauf! Mir paßt diese Kripogeschichte so wenig wie Ihnen.» Er nimmt die Brille ab und massiert sich die schmerzende Nasenwurzel. Schließlich hat er einen Entschluß gefaßt. «Aber da werde ich einen Riegel vorschieben.»

Er sucht in seinem Notizbuch eine bestimmte Telefonnummer, wählt und spricht sehr schnell und scharf englisch, so schnell, daß Achim kaum ein Wort versteht. Lediglich den Namen Königs und einen Hinweis auf höhere Interessen der CIA hört er heraus, auf sehr hohe Interessen anscheinend, denn deren Headquarter in Langley/Virginia spielt eine Rolle. Dann knallt Wilson den Hörer auf die Gabel, geht zum Kleiderschrank, kramt in den Taschen seines Sakkos und drückt dem überraschten Detjen Autoschlüssel in die Hand.

«Holen Sie sich Ihren Doktor König in Freiburg ab», sagt er und nennt Straße und Hausnummer. «Mit der vollautomatischen Schaltung meines Kleinwagens kommen Sie doch zurecht?»

Wilsons «Kleinwagen» entpuppt sich als ein Chevrolet, und es kostet Achim einigen Schweiß, ihn durch die engen Staufener Altstadtstraßen zu steuern. Nein, solch ein Riesenspielzeug ist nichts für ihn! Zu unhandlich, zu protzig und hinsichtlich des Benzinverbrauches zu unersättlich. Außerdem fällt eine derartige Kutsche, die vorn und hinten kein Ende nimmt, viel zu sehr auf – und das könnte Detjen mit seiner Arbeit nicht vereinbaren.

In Freiburg erwartet man ihn offenbar. Als er vor dem genannten Haus vorfährt, geht dessen Tür auf und Dr. König tritt heraus. Hinter ihm schließt sich die Pforte wieder. Der Konstrukteur bleibt angesichts des Chevrolets zögernd stehen. Er hat lange genug in den Vereinigten Staaten gelebt, um das grüne Nummernschild sofort als ein amerikanisches einzuordnen. Was denn nun wieder? Sein Gesicht hellt sich auf, als er Detjen erkennt. Doch warum fährt dieser Major aus Bonn einen in den Staaten zugelassenen Wagen? König fragt nicht. Wichtig ist nur, daß er sich wieder unter Detjens Obhut befindet.

«Was haben die Amerikaner von Ihnen gewollt?» erkundigt sich Achim, sobald der Chevrolet rollt.

König nimmt seinen Hut ab und streicht sich über das weiße Haar. «Es war sehr unangenehm, Herr Major», murmelt er. «Drei Mann ... Um mich verteilt in einem Winkel von hundertachtzig Grad ... Einer vor mir, einer links und einer rechts. Ein regelrechtes Kreuzverhör. Entschuldigen Sie, aber das hat mich ein bißchen mitgenommen.» Er schweigt.

Detjen sagt nichts. Dr. König wird von allein wieder zu sprechen anfangen.

«Um U-dreißig-achtundzwanzig ging es. Darum hat sich jahrelang kein Mensch gekümmert, und nun plötzlich von allen Seiten! Das CID wollte wissen, was ich an Bord des Schiffes zu suchen hatte und warum es diese Fahrt machte.»

«Und was haben Sie gesagt?»

«Daß man mich nach Norwegen dienstverpflichtet hatte und daß ich nach Hause wollte. Daß ich durch puren Zufall erfuhr,

daß U-dreißig-achtundzwanzig nach Flensburg auslaufen sollte. Daß ich den Kapitän bat, mich mitzunehmen, und daß er im allgemeinen Wirrwarr dazu bereit war. Daß mich im übrigen die Operationen der deutschen Kriegsmarine nichts angingen und daß ich keine dementsprechenden Fragen stellte. Daß mein Glück von kurzer Dauer war.»

Detjen schaut ihn nicht an. Die Hände am Lenkrad, sieht er über den langgestreckten Kühler nach vorn. «Gab man sich damit zufrieden?»

«Nein.» König wendet sich zu Achim. «Man muß ihnen einen Wink gegeben haben. Ich sollte ihnen bestätigen, daß das Boot in Oslo einen Behälter übernommen hatte. Ferner sollte ich Angaben darüber machen, ob dieser Behälter mit dem Boot untergegangen sei oder ob er vorher versenkt wurde.»

«Und was haben Sie gesagt?»

«Daß ich von einem Behälter nichts wüßte. Sie hatten keine Ahnung, daß ich in Lofthus... Sie wissen schon. Sie mußten sich mit meiner Aussage zufriedengeben.»

Nun dreht sich Detjen doch einmal zur Seite und nickt dem Konstrukteur zu. «Das haben Sie ausgezeichnet gemacht, Herr Doktor! Ich denke, der Lofthuser Kreis wird Ihnen das zu danken wissen. Haben Sie eine Vermutung, wie die Amerikaner zu ihren Nachforschungen gekommen sind?»

Ein vages Schulterzucken. «Ich kann es mir nur so erklären, daß seinerzeit das eine oder andere, was man über Lofthus hörte, das Interesse der Amerikaner geweckt hat. Aber in Lofthus wurde nach Kriegsende nur wenig und vor allem Unbedeutendes gefunden. Natürlich waren nicht alle Spuren völlig zu verwischen. Dazu war der ganze Apparat zu groß. Wenn man festzustellen versucht hat, wohin und mit welchen Transportmitteln die Spitzenergebnisse verlagert wurden, mußte man auch auf die Fahrt von U-dreißig-achtundzwanzig kommen. Nach den Fragen zu urteilen, die mir gestellt wurden, wußten die CID-Leute nichts Genaues.» Er hat ein kleines dankbares Lächeln. «Und dann kam der Anruf, und sie sagten nur noch, es sei alles ein Irrtum, und man werde mich gleich

nach Hause holen. Natürlich hätte ich über meine Einvernahme strengstes Stillschweigen gegenüber jedermann zu bewahren.»

«Natürlich!» bestätigt Detjen. Er fährt Dr. König bis vor das schmiedeeiserne Tor Am Weinberg 3 und hält. Das Tor steht offen, aber Achim wagt nicht, aufs Grundstück zu fahren. Dann müßte er den Chevrolet auf relativ engem Raum wenden oder rückwärts zurück auf die Straße fahren. Schon der Gedanke daran verursacht angesichts der Dimensionen des Fahrzeuges Alpdrücken. So trägt er dem Konstrukteur freundliche Grüße an seine Tochter auf, lehnt die Einladung, doch zu einem Kaffee mit hinauf zu kommen, höflich, aber bestimmt ab und rollt davon in Richtung Hotel «Zur Weinstraße».

Als er Wilson die Autoschlüssel zurückgibt, stellt Achim noch eine Frage. «Das will mir nicht aus dem Kopf», sagt er. «Wenn Sie alles über König wissen – wieso dann keine weiteren Aktivitäten?»

Der Spezialagent lächelt und sieht ihn ein wenig von oben herab an. «Nehmen Sie mal an, ich hätte ein Gentleman's Agreement getroffen, Detjen! Den Behälter bergen Leute, die ein gewisses berechtigtes Interesse daran haben, daß er nicht in fremden Besitz gelangt. Ich halte schützend die Hand über sie, und da eine Liebe der anderen wert ist, erhält die CIA auch etwas ‹Schönes› aus dem Behälter.»

Achim verzichtet darauf, Näheres zu erfragen. Wilson spielt immer mit verdeckten Karten, und es wäre ganz aussichtslos, sein Blatt sehen zu wollen.

21

Oppenheimer Straße 17.

Ganz anders ist diesmal der Empfang in der Rhein-Main-Detektei. Nein, Roloff sagt sein Sprüchlein nicht auf. Im

Gegenteil! Betont freundlich geleitet er Detjen durch die Tapetentür. Er führt ihn auch am Konferenzraum vorüber und direkt in Borns Chefbüro.

Born erhebt sich aus seinem Sessel, knöpft das Sakko zu und sagt, nachdem Roloff die Tür von draußen geschlossen hat, mit einem Lächeln: «Die Rhein-Main-Detektei erlaubt sich, den Verbindungsoffizier des Amtes für Sicherheit herzlich zu begrüßen. Ich denke, wir werden ein gutes Team sein.»

Achim geht auf den Ton ein. «Behalten Sie doch Platz, Herr Born!» Dann setzt er sich. «Wenn du mich fragst – Seefahrt tut not! Wann stechen wir in See?»

Sein Gegenüber schmunzelt. «In den nächsten Tagen! Und wie wir in See stechen – das Herz wird dir lachen, alter Junge! Mit allem Komfort!» Er zieht die Schublade auf, nimmt ein Farbfoto heraus und knallt es vor Detjen auf den Tisch. «Was sagst du dazu?»

Detjen verschlägt es die Sprache. Was sich da unter vollen Segeln zeigt, ist eine weiße Schonerbrigg. Achim schaut mit Kennerblick. Das geziemt sich für einen gebürtigen Hamburger, für den Sohn einer Hansestadt. In Wirklichkeit hat er keine Ahnung. Die einzigen seemännischen Erfahrungen des Kundschafters Werner Bredebusch sind recht bescheidener Natur. Sie beschränken sich auf einige Müritzfahrten mit dem Zweierfaltboot eines Schulkameraden, der übrigens vergeblich versuchte, Werner für die Schönheiten des Wasserwanderns zu begeistern. Bredebusch wurde Segelflieger.

Er verzichtet auf einen Kommentar und fragt nur: »Kostet?«

Born flegelt sich in seinen Sessel, zündet eine Zigarre an. «Nichts!» erwidert er. «Dieses Schiff mitsamt der Besatzung hat ein Gönner unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Die Brigg wurde für Sportzwecke gebaut – erstklassige Kajüten! Wir werden einen angenehmen Turn haben.»

«Um so besser! Darf man erfahren, wer der hochherzige *Gönner* ist?»

«Der Mann ist groß im Tabakgeschäft. Interessante Persönlichkeit! In Deutsch-Südwest-Afrika geboren. Und ‹Diamant› heißt der Kahn wohl zur Erinnerung an den Job seines Vaters. Der war, soviel ich weiß, Direktor eines Diamanten-Pools in Windhoek.»

Detjen nickt. Ohne daß Born weitere Einzelheiten erzählt, kann er sich die Geschichte des Mannes vorstellen. Zweifellos mit einflußreicher Position im faschistischen Kolonialbund und Wortführer einer Rückgewinnung der «durch den Schandvertrag von Versailles geraubten» Kolonien des ehemaligen Kaiserreichs. Folgerichtig Verbindungen zur Führungsspitze des faschistischen Staates und damit zu den «alten Kameraden». So schließt sich der Kreis.

Er schiebt das Foto zurück. «Hübsch! Als Jacht schön und gut. Aber ich sehe keine Hebeeinrichtung!»

«Das ist noch mein Problem», bestätigt Born. «Ich bin dabei, es zu lösen.» Er beugt sich über die Wechselsprechanlage. «Unseren Gast, bitte!» Und zu Achim: «Du bist gerade im richtigen Augenblick gekommen.»

Eine Dame tritt ein, nach Detjens erstem Eindruck viel zu jugendlich gekleidet. Jung ist sie nicht mehr. Freilich haben es Masseusen und Schönheitsinstitute geschafft, ihr einen mädchenhaften Körper zu erhalten, aber ihr Gesicht verrät die Höhen und Tiefen eines stürmischen Lebens. Und noch ehe Born ihren Namen nennt, weiß Achim, wer das ist. Mit ausgestreckten Händen geht er auf sie zu. «Silke! Ist das eine Überraschung! Nein, wie ich mich freue! Du hast dich ja überhaupt nicht verändert.»

Zum erstenmal waren sie sich begegnet, als ihn Kaiser nach München zu Lauterbachers «Süd-Import GmbH» brachte und ihn damit dem Zugriff Capitain Renards vom Service de documentation exterieur et de contre espionage, dem französischen Geheimdienst, entzog. Der suchte ihn, weil Krösings «Flieger-As» Detjen im Juni 1940 über Rouen auf einen mit dem Fallschirm abgesprungenen französischen Piloten geschossen hatte. Damals in München testete Lauterbacher den

in die Haut jenes Detjen geschlüpften Werner Bredebusch, indem er ihm die Hamburgerin Silke Bräuer ins Bett legte. Er sieht das wieder vor sich: das Mansardenzimmer und Silkes glatten Rücken im diffusen Morgenlicht. Kleine Brüste hatte sie. Die wippten ein wenig, als sie aufstand, lautlos auf Zehenspitzen zum Bücherbord ging und mit einem Buch ins Bett zurückkehrte, dessen Titel das nächste Ziel auf seinem Weg nannte. Goethes «Italienische Reise» war es. Damals kostete es ihn keine Überwindung, Silke Bräuer in die Arme zu nehmen. Und sie selbst erzählte ihm, daß sie als Angehörige des SD, des Sicherheitsdienstes, in skandinavischen Ländern war. Dem Sicherheitsdienst oblag als der Abteilung VI des Reichssicherheitshauptamtes der SS die Auslandsaufklärung; er wurde geführt von dem berüchtigten SS-Gruppenführer und Generalleutnant der Polizei Schellenberg.

«Achim!» Ihre Überraschung ist echt, ihre Freude auch. «Daß wir uns mal wiedersehen.»

«Eine Vorstellung erübrigt sich also», bemerkt Born trokken. «Ich denke, ich werde mal was zu trinken holen.»

«Du kannst dir nicht vorstellen, wie schwer es war, diese Bräuer wieder loszuwerden», berichtet Werner Bredebusch Winnie Winkelmann und reicht ihr die Schale mit den Pommes frites hinüber. «Natürlich mußte ich sie als höflicher Mensch bis zum ‹Frankfurter Hof› begleiten, aber als sie mich dann zu einem Mokka auf ihrem Zimmer einlud, seilte ich mich ab.»

Winnie schmunzelt.

«Es stellte sich heraus, daß sie wieder in Skandinavien sitzt. In Oslo, um es genau zu sagen. Seit dem zeitigen Frühjahr. Nun ja, in unmittelbarer Nähe von Lofthus. Born hat der Bräuer jetzt den Auftrag erteilt, möglichst schnell ein norwegisches Bergungsunternehmen ausfindig zu machen, das auch zu einem gewissen Risiko bereit sei. Der Behälter liegt unmittelbar vor der norwegischen Seegrenze. Ohne ein Bergungsunternehmen, das heißt, ohne Helmtaucher mit schwe-

rem Geschirr, kommen sie nicht ran. Natürlich haben sie Fachleute zu Rate gezogen. Die haben ihnen gesagt, daß das versenkte Gut unter einer Schicht von Schlamm und Schlick liegen müsse oder unter einer Miesmuschelbank. Es könnte tage-, ja wochenlang dauern, bis man den Behälter gefunden und freigelegt habe. Und das ganze Unternehmen muß so durchgeführt werden, daß man die nahen norwegischen Hoheitsgewässer nicht verletzt und einen Zusammenstoß mit Küstenschutz- und Patrouillenbooten der Königlichen Marine vermeidet. Denn Aufsehen soll es um keinen Preis geben.»

Sie sitzen im Restaurant des Hotels «National» in der Schweizer Straße, das sich mit barockem Mobiliar, mit Stuckdecken und Kristallüstern betont «gutbürgerlich» gibt und im hektischen Getriebe des Bahnhofsviertels verwunderlich ruhig und behaglich wirkt. Daß Ruhe und Behaglichkeit mit ebenfalls verwunderlichen, weil sehr hohen Preisen erkauft werden müssen, steht auf einem anderen Blatt. Winnie Winkelmann und Werner Bredebusch machen selten Gebrauch von der Möglichkeit, die ihnen das Einander-vorgestellt-Werden durch Oberst a. D. Krösing erschlossen hat, sich nämlich in aller Öffentlichkeit zu treffen, aber hier in Frankfurt am Main liegt es nahe. Niemand findet etwas dabei, daß der Fliegeroffizier Detjen eine ihm bekannte Dame zum Essen einlädt, an deren Wohnort er sich gerade aufhält. Das ist das Natürlichste von der Welt.

Werner wischt sich die Lippen und legt die Serviette hin. Aufmerksames Personal nimmt sofort das Geschirr vom Tisch und erkundigt sich, ob jetzt der Mokka genehm sei.

Werner nickt. «Nicht ganz klar ist mir», fährt er fort, «wozu Born ein Schiff braucht, wenn er die Bergung einer Osloer Reederei überträgt. Da könnte er doch ruhig in der Oppenheimer Straße bleiben und auf die Vollzugsmeldung warten!»

Winnie schüttelt den Kopf. «Ich glaube, dazu steht ihm zu viel auf dem Spiel. Wie wichtig ihm das Projekt ist, zeigt allein der Umfang der Vorbereitungen. Ich versuche mir auszurech-

nen, wieviel Geld ihm seine Auftraggeber zur Verfügung gestellt haben müssen! Und wenn ich an Roloff denke, der mit seinem Sprüchlein alle normale Privatdetektivarbeit von sich fern hält, dann komme ich zu dem Schluß, daß das recht groß aufgezogene Unternehmen wohl ausschließlich mit Aufgaben im Dienst der ‹alten Kameraden› befaßt ist. Ich glaube, Born braucht die ‹Diamant›, um den vom Grunde hochgeholten Behälter auf offener See vom Bergungsschiff zu übernehmen.»

«Und darauf, was da an Materialien ans Tageslicht kommt, bin ich gespannt!»

Die Fotografin gießt einen Schuß Sahne in den Mokka, der jetzt serviert wird, nimmt das winzige Löffelchen und rührt. Sie rührt lange, doch das hilft ihr beim Nachdenken.

«Schade!» sagt sie unvermittelt. «Ich habe einen lukrativen Auftrag von der Bundesbahn in Aussicht. Ich glaube, ich werde darauf verzichten müssen.»

»Warum?«

Sie nimmt den Löffel aus der Tasse und trinkt genießerisch. «So ideal es sein kann, daß du an Bord der Brigg bist – mir gefällt nicht, daß das deine Bewegungsfreiheit im wahrsten Sinne des Wortes einengt. Wir müssen die Sache genau so wichtig nehmen wie die ‹alten Kameraden›. Da du an der ozeanischen Operation teilnimmst...»

Bredebusch lacht. «‹Ozeanische Operation› ist gut! Das kann so bleiben!»

«...werde ich zu Lande wirken. Was hältst du davon, wenn ich mich an die Bräuer hänge? Vergiß nicht, daß sie in Oslo eine Schlüsselposition innehat.»

»Meinst du, daß es lohnt?» fragt Bredebusch, aber dann sagt er: «Schaden kann es keinesfalls!» und bestellt eine Piccoloflasche Sekt.

Ein Passagier unter vielen, wartet Winnie Winkelmann auf dem Rhein-Main-Flughafen darauf, daß der Flug der Scandinavian Airlines System nach Oslo aufgerufen wird. Ihr

Gepäck befindet sich bereits im unterirdischen Labyrinth des Transportsystems, das Luftfracht und Passagiergepäck, elektronisch gesteuert, zu den abflugbereiten Maschinen befördert. Nur eine leichte Reisetasche hat die Fotografin bei sich, und wenn dennoch gelegentlich Männerblicke auf ihr haften, dann nur, weil sie mit ihrem schönen kupferfarbenen Haar und den langen schlanken Beinen eben eine attraktive Frau ist.

Bredebusch erspäht sie sofort, nimmt jedoch keine Notiz von ihr. Er begleitet Silke Bräuer zum Schalter 625, und es sieht aus, als sei er der Sekretär eines Schlagerstars, der mit wehendem Capemantel neuen Erfolgen entgegeneilt. Flammend rot ist dieser, und er unterstreicht die blonden Locken der Trägerin nachdrücklich. Silke Bräuer hat die Blumen im Arm, die ihr Werner im Hotel überreicht hatte, für Winnie ein sicheres Erkennungszeichen. Die Bräuer war ein bißchen gerührt, als er sie anrief, wann und mit welcher Maschine sie Frankfurt verließe. Auch sein Angebot, sie zum Flugplatz zu bringen, nahm sie dankend an. Sie bedauerte nur, daß Detjen «auf Grund dringender Obliegenheiten» nicht mehr Zeit für sie erübrigen konnte. Doch sie lud ihn herzlich ein, sie unbedingt in Oslo zu besuchen, wenn ihn der Weg einmal dorthin führen sollte, und reichte ihm ihre Visitenkarte. Silke Bräuer schien nicht übel Lust zu spüren, die Beziehungen aus der Münchner Zeit wieder aufzunehmen.

«Wir bitten die Reisenden zum Flug Nummer vier-siebenacht der Scandinavian Airlines System nach Oslo, Abflug zwölf Uhr fünfzig, in den Abfertigungsraum D wie Dora. Wir wünschen Ihnen einen angenehmen Flug», dröhnen die Hallenlautsprecher. Die sind ununterbrochen in Tätigkeit, und wenn der Flugverkehr noch dichter wird, muß man sich etwas anderes einfallen lassen.

Winnie Winkelmann greift ihre Tasche und geht zum Abfertigungsraum D. Sie weiß es so einzurichten, daß sie auf der Rolltreppe nach oben hinter Werner und der Bräuer steht.

Er zieht eine Packung Pralinen aus der Manteltasche und

überreicht sie. «Marschverpflegung, Silke«.

Sie schenkt ihm ihr schönstes Lächeln. «Das hast du damals in München auch gesagt».

«Mir fällt eben nichts Neues mehr ein», erwidert er trokken.

Winnie Winkelmann sieht auf die Treppe nieder. Um ihre Mundwinkel zuckt es, sie kann nicht ernst bleiben.

«Mir schon! Das werde ich dir beweisen, wenn du nach Oslo kommst», verheißt Silke und tritt oben von der Treppe. Weiter kann Achim nicht mitgehen. Da bleibt die Bräuer stehen und hält ihm sehr damenhaft die Wange zum Abschiedskuß hin. «Ich freue mich darauf.»

An ihnen vorüber geht Winnie Winkelmann. Mit großem Geschick vermeidet sie es, unmittelbar ins Blickfeld der Dame in Rot zu geraten. Die ist immerhin einmal durch die Schule Schellenbergs gegangen und ist eine erfahrene Agentin; es wäre falsch, sie zu unterschätzen. Winnie wahrt Abstand und hält sich in der Nähe dreier Damen auf, die fast den gleichen Trenchcoat tragen wie sie. Wenn die Bräuer sich ihrer in Oslo überhaupt noch erinnern kann: Der bin ich doch schon begegnet! Wo war das? – dann höchstens ihres auffälligen Haares wegen. Winnie beschließt, beim Verlassen der Maschine die kupferfarbene Pracht unter einer Sportkappe zu verbergen, die sich in ihrer Reisetasche befindet, vorsorglich mitgenommen, weil der Wetterbericht für Skandinavien kühle Meeresluft aus Norden in Aussicht stellte. In der Maschine wählt sie einen Platz weitab von dem der Blondine und vergräbt sich auch gleich hinter einer Illustrierten.

Werner Bredebusch hat alles erledigt, was zu erledigen war. Jetzt hat er etwas Zeit, sich zu entspannen. Er bummelt zum Aussichtsgeschoß des Flughafens hinüber, steht einen Augenblick auf der weiträumigen Terrasse und sieht, wie sich die Maschine mit dem blauen SAS am Leitwerk vom Boden hebt und in den Himmel schwingt. Dann wendet er sich zum Cafétrakt und streckt behaglich die Beine unter einen Tisch. Er wird diese freien Stunden auskosten, in aller Ruhe einen

Bummel durch Frankfurt machen, am Römer entlanggehen und irgendwo gut und reichlich zu Mittag essen. Alles, was er gegenwärtig zu tun hat, ist, sich auf die Seereise vorzubereiten und auf Borns Startsignal zu warten. Nein, auf eine Seefahrt ist er nicht eingerichtet. Andererseits scheint es ihm nicht ratsam, sich – als Hamburger noch dazu! – der Schiffsbesatzung als «Landei» zu präsentieren. Ein paar Segelschuhe mit weicher Sohle müssen her, eine weiße Hose, ein hellblauer Pullover und eine steife Schiffermütze. Der Gedanke macht ihm Spaß. Mal was anderes. Wenn er wieder an seine Mutter schreibt, wird er von seinem Seeausflug in den drastischsten Farben berichten, so, als sei das eine Art Urlaubsfahrt gewesen, aus reiner Freude am Spaß unternommen. Wie weit ist das Meer, wie blau kann der Himmel sein.

Eben ist eine Maschine der Swiss Air gelandet. Werner beobachtet durch die Fensterwand, wie sie in schneller Fahrt auf das Abfertigungsgebäude zurollt. Zwei der vier Luftschrauben stehen schon, nur die inneren drehen noch. Der Mann mit den Winkkellen steht bereit, das Flugzeug an den vorgegebenen Haltepunkt zu dirigieren. Alltag.

Bredebusch sieht hinunter. Wenn die Maschine aus Basel kommt, denkt er, ist sie über den Schwarzwald geflogen. Unversehens hat er das Bild Staufens vor sich, die Wegener & Moss-AG. Seine Geschäfte dort sind abgeschlossen. Im Beisein von Dr. König und Oberst Krösing hat er Dr. Butzko die mit Brigadegeneral von Wieseneck festgelegte Erklärung abgegeben.

«Meine Mission ist erfüllt. Das Amt für Sicherheit wird Sie noch ausführlich unterrichten», sagte er. «Heute nur soviel: Für Herrn Doktor König und seine Sonde besteht keine Gefahr mehr. Da meine Untersuchungsergebnisse eindeutig auf Machinationen eines Konkurrenzunternehmens hindeuten, sind auf diplomatischem Wege im Bereich des Bündnisses die Weichen so gestellt worden, daß die Produktion der Sonde ausschließlich bei Wegener und Moss bleibt.»

Dr. Butzko bedankte sich in wohlgesetzten Worten, und er,

Detjen, bemerkte, er nehme mit ein wenig Wehmut Abschied von Staufen. Er liebe Kleinstädte mit Tradition und Sentiment.

«Gibt es da einen Unterschied zwischen Staufen und Bonn?» fiel Krösing mit seinem dröhnenden Lachen ein. Alle lachten mit, und so trennten sie sich höchst zufrieden miteinander und im besten Einvernehmen.

Zum Abschied gab es noch eine liebenswürdige Überraschung. Als der Major aus Bonn auf dem Werkflugplatz erschien, wartete an der Beechcraft «Bonanza» Christine König. Offenbar war sie aus ihrem Büro in der Dokumentationsabteilung direkt hierhergelaufen, denn sie hatte einen kurzärmligen weißen Arbeitsmantel an, den sie offen trug. «Sie haben eine Menge für uns getan», sagte sie herzlich. «Deshalb möchte ich, daß Sie Staufen nicht ganz vergessen.» Und sie überreichte ihm – auch im Namen ihres Vaters, wie sie ausdrücklich betonte – einen gerahmten alten Kupferstich, der zeigte, wie der berühmte Schwarzkünstler Faustus in seinem Laboratorium im Schlosse Antons von Staufen 1539 aus Blei Gold zu machen versuchte. Christine König blieb dann stehen und winkte, und das war der Anlaß zu der Platzrunde, die Detjen noch drehte und die im Tower gewiß Anstoß zu allerlei lästerlichen Bemerkungen gab. Aber sie paßte zur Jagdfliegerlegende des Kundschafters Werner Bredebusch. Wenn Krösing davon hörte – und er wird davon hören! –, würde er mit seinem dröhnenden Lachen überall herumerzählen, daß es sich kein Pilot der faschistischen Luftwaffe nehmen ließ, bei passender Gelegenheit eine Runde über dem Haus der Frau oder Freundin zu drehen, auch wenn das gemeinhin mit drei Tagen Flugverbot geahndet wurde. Und sicher würde der Oberst a. D. hinzufügen: «Das ist *mein* Detjen, wie er leibt und lebt!»

22

Winnie Winkelmann hatte beobachtet, wie die Bräuer nach der Landung in Oslo zum Parkplatz am Flughafen lief, in ihren dort abgestellten Borgward stieg und davonbrauste. Sie hatte sich das Kennzeichen eingeprägt und sich gesagt, die Dame im roten Capemantel werde jetzt erst einmal nach Hause fahren, und da sie, Winnie Winkelmann, die Adresse hat...

Die Fotografin läßt sich durch ein Service-Büro des Flughafens Fornebu ein Hotelzimmer beschaffen, telefoniert selbst mit einem Autoverleih und nimmt zehn Minuten später aus den Händen eines Vetreters der Firma Schlüssel entgegen. Sie hat sich einen BMW des gleichen Typs bringen lassen, den sie in Frankfurt am Main fährt; so braucht sie sich nur mit dem Verkehr in der fremden Stadt auseinanderzusetzen. Das «Rent-a-car»-Unternehmen war so clever, einen mehrsprachigen Stadtplan – denn welcher Ausländer spricht schon Norwegisch? – auf den Beifahrersitz zu legen. Das norwegische Reisebüro hat für die Beifügung eines Stoßes Prospekte gesorgt – sie reichen von Beschreibungen der Sehenswürdigkeiten bis zu Veranstaltungskalendern und dem Spielplan der Königlichen Theater.

Winnie hat mit einem Minimum an Zeitaufwand ein Maximum erreicht, als sie an der Kreuzung Heimdals Gata/Vahls Gata in die erstgenannte Straße einbiegt und langsam an den zwei- und dreistöckigen Mietshäusern mit ihren Vorgärten vorüberfährt, um das Haus Nummer 34 zu finden, in dem die Bräuer wohnt. Das ganze Viertel trägt den Stempel der Jahrhundertwende und erinnert Winnie an die norddeutsche Backsteingotik, die ihr in Rostock immer besonders gut gefallen hat. Sie hat etwas Urwüchsiges, Kraftvolles durch die unverputzten Fassaden aus gebrannten roten Ziegelsteinen, in die glasierte und verschiedenfarbige Ziegel eingefügt sind und Ornamente bilden. Die aus Formsteinen zusammengesetzten Profile für Fenster- und Portaleinfassungen geben dem Ge-

samtbild einen besonderen Reiz.

Bei Nummer 28 hält die Fotografin. Von hier aus hat sie den Eingang im Auge, vor dem der Borgward schräg auf dem Bürgersteig steht, eingekeilt zwischen anderen Fahrzeugen. Die Straße ist still, ein ausgesprochenes Wohngebiet ohne Geschäftsniederlassungen und Gaststätten. Es herrscht kaum Verkehr; der wird erst nach Büroschluß einsetzen, wenn die Herren Beamten, leitenden Angestellten, Bankkaufleute und Mitarbeiter der Schiffahrtsunternehmen nach Hause kommen. Wenn Winnie die Bewohner der Heimdals Gata nach dem Anblick der Häuser klassifizieren sollte, würde sie sagen: «Gehobener Mittelstand.»

Auf den Bürgersteigen kreiseln Kinder, fahren Rollschuh, spielen mit Reifen. Ihre lauten, lustigen Stimmen sind unüberhörbar. Ohne Hast gehen junge Mütter mit Kinderwagen vorüber. Ein Stück hin tragen Vater und Sohn vorsichtig ein Fernsehgerät in einem Wäschekorb vom Auto ins Haus – sicherlich aus einer Reparaturwerkstatt abgeholt.

Zunächst einmal geschieht in der Heimdals Gata gar nichts. Winnie blättert gelangweilt sämtliche Prospekte durch, die sie im BMW findet. Sie liest alles, was in den Werbematerialien der Osloer Museen über das Osebergschiff steht, jenes wikingerzeitliche Ruder- und Segelboot mit der zeltartigen Grabkammer, in der um das Jahr 850 eine etwa fünfzigjährige Tote bestattet wurde, und das man 1903 am Westufer des Oslofjordes entdeckte. Der Text liest sich wie ein Krimi. Als das Wikingerschiff mit dem hochgezogenen Vordersteven aufgefunden wurde, hatten Grabräuber diese eigenartige Begräbnisstätte bereits heimgesucht, und alle Ermittlungen, die verschwundenen Zeugnisse einer vergangenen Zeit wieder heranzuschaffen, blieben erfolglos.

Dann tritt Silke Bräuer aus dem Haus Nummer 34. Jetzt fällt sie nicht mehr auf. Sie trägt schwarze Hosen und einen gleichfarbenen Pullover und hat ein Netz in der Hand. Nein, den Borgward benutzt sie nicht. Zielstrebig, aber ohne Eile, geht sie vor zur Kreuzung und biegt in die Vahls Gata ein.

Offensichtlich will sie einkaufen.

Winnie bleibt sitzen und vermeidet das Risiko, der Bräuer vorzeitig aufzufallen.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite geht in derselben Richtung wie die Bräuer ein Mann mit einer Leinenmütze, die einen beinahe trapezförmigen Schirm hat. Man sieht solche Mützen in amerikanischen Filmen; da tragen sie Männer beim Angeln, beim Segeln, beim Golfspielen oder überhaupt in der Freizeit. Es paßt nicht recht zusammen, daß dieser Mann zu der Leinenmütze Schlips und Kragen trägt. Ohne ersichtlichen Grund beobachtet ihn Winnie im Panoramaspiegel. Sie sieht ihn bis zur Kreuzung vorgehen, dort stehenbleiben und die Vahls Gata hinunterblicken. Zuerst lief er recht zielstrebig. Jetzt scheint er auf einmal nicht mehr zu wissen, wohin. Er steht unentschlossen da. Endlich wendet er sich in die Heimdals Gata zurück. Sein Unterkiefer ist in dauernder Bewegung; seine Zähne kneten Kaugummi. Als Winnie ihn im Spiegel näher kommen sieht mit dieser Leinenmütze, den mahlenden Kiefern und den Händen in den Taschen der derben Windjacke, erscheint er ihr irgendwie bekannt. Sie ist diesem Mann schon einmal begegnet. Aber wo? Sie kennt doch in Oslo keinen Menschen außer der Frau, der sie sich an die Fersen geheftet hat!

Winnie denkt konzentriert nach. In Frankfurt? Nein! Im Flugzeug? Ausgeschlossen! Dieser Typ hätte sich ihr eingeprägt. Ein Amerikaner, ganz offenkundig, obwohl er sich durch nichts als diese in Europa ungebräuchliche Kopfbedeckung verrät. Bleibt nur Oslo, und von Oslo hat sie noch nichts gesehen als den Flughafen. Sie beschwört das Bild der Empfangshalle in Fornebu herauf. Da ist der Kofferkreisel, an dessen Förderband die Reisenden herantreten, um ihr Gepäck abzuholen. Da steht Silke Bräuer, da stehen die drei Damen im Trenchcoat und dann ein Mann. Die Bräuer hat ihren Koffer in Empfang genommen und geht. Die Damen im Trenchcoat warten noch. Auch der Mann. Irgendwas fällt dem aus der Hand, und da ist plötzlich ein anderer da, der das

aufhebt. Die beiden wechseln ein paar Worte, natürlich bedankt sich der Passagier, und dann geht der andere zum selben Ausgang, den die Bräuer nahm. Winnie achtete nicht besonders auf ihn, aber im Unterbewußtsein nahm sie doch wahr, daß er eine Mütze mit trapezförmigem Schirm und eine derbe Windjacke trug wie jetzt der Mensch auf der anderen Straßenseite. Auch die Größe stimmt überein. Zufall?

Der Mann schlendert zurück zu seinem Fahrzeug, das schräg gegenüber dem Haus Nummer 34 geparkt ist. Aber er fährt nicht ab. Der Wagen, eine hellgraue Limousine englischen Fabrikats, ein «Hillman» mit Rechtssteuer, bleibt stehen. Gleich darauf kehrt die Bräuer mit vollem Einkaufsnetz aus der Vahls Gata zurück und begibt sich in ihre Wohnung.

Sie hält sich nur etwa zehn Minuten im Hause auf, dann erscheint sie wieder, steigt in ihren Borgward und fährt ab. Sie rollt an Winnie vorüber. Die Kundschafterin muß erst wenden, um ihr folgen zu können. Wie gut, daß sie sich einen ihr vertrauten Wagen gemietet hat! Sie hat die Hand schon nach dem Zündschlüssel ausgestreckt, da zieht sie sie noch einmal zurück. Denn plötzlich setzt sich der «Hillman» in Bewegung. Das kann kein Zufall mehr sein! Ganz offensichtlich will der Mann mit der Mütze die Bräuer ebensowenig aus den Augen verlieren wie sie, Winnie.

Eine völlig neue Situation ist eingetreten. Ohne es sich eingestehen zu wollen, wird ihr doch ein bißchen bänglich ums Herz. Das kann ja heiter werden! Während sie den BMW wendet und dem Hillman nachfährt, überlegt sie fieberhaft, wer außer ihr ein Interesse daran haben könnte, die Bräuer zu beschatten. Wenn sie den Vorgang in Fornebu richtig gedeutet hatte, wenn da ein Observant die Bräuer gleichsam an einen anderen weitergab, muß zu dem Hillman eine handfeste Mannschaft gehören! Abrupt fällt Winnie ein, was Werner Bredebusch über seine Begegnung mit James D. Wilson anläßlich der Verhaftung von Dr. König gesagt hatte. Sollte Wilsons Betonung eines Gentleman's Agreements mit den

Hintermännern der Rhein-Main-Detektei bloßes Gerede gewesen sein? Ist hier die CIA am Werk?

Winnie muß sich jetzt voll konzentrieren. Der Verkehr in der fremden Millionenstadt erfordert ihre ganze Aufmerksamkeit, zumal die Fahrt durch Hauptstraßen geht, in denen jetzt der abendliche Berufsverkehr einsetzt. Winnie verliert völlig die Orientierung. Sie sieht nichts mehr als ein Stück vor sich die hellgraue Karosse und verläßt sich blind darauf, daß – wiederum ein Stück weiter vorn – der Borgward fährt. Und alle drei Wagen sind eingekeilt in einen Fahrzeugstrom auf mehreren Spuren. Wenn sie jetzt Pech hat...

Sie hat Pech. Eine Ampel schaltet auf Rot. Obwohl sich rechts und links die wartenden Kolonnen sofort in Bewegung setzen, schießt der Hillman noch über die Kreuzung. Aus. Abgehängt!

Aber der BMW steht als erster an der Fußgängermarkierung. Noch ist Winnie optimistisch. Mit eingelegtem Gang und dem Fuß am Gaspedal wartet sie auf die Umschaltung, und als an der Ampel das Gelb gerade ins Grün übergeht, läßt sie die Kupplung los und gibt Gas. Die Maschine heult auf, die Räder drehen durch, aber auf einmal sieht sich Winnie allein jenseits der Kreuzung und schließt in halsbrecherischem Tempo zum vorausfahrenden Pulk auf. Sie hat den Hillman wieder erreicht, ist lediglich durch einen Kleintransporter mit offener Pritsche von ihm getrennt.

Winnie Winkelmann atmet auf. Sie haßt es, auf diese Weise Auto zu fahren.

Zu Fuß zu gehen ist der Fotografin wesentlich sympathischer, als in einer fremden Stadt mit überhöhter Geschwindigkeit einem hellgrauen Wagen nachzurasen. Die Bräuer hat ihren Wagen abgestellt, der geheimnisvolle Verfolger tat es ihr gleich, und auch Winnie fand eine Parklücke. Gleichsam im Gänsemarsch gehen sie nun in Richtung des Hafens. Die Fotografin findet, daß sie die beste Position hat – ihr folgt niemand. Davon hat sie sich überzeugt.

Das eigenartige Dreigespann fällt nicht auf. Es geht unter im Menschenstrom. Silke Bräuer bewegt sich ganz unbefangen, sie ist sich nicht bewußt, daß sie beobachtet wird. Auch der Mann mit der Golfmütze konzentriert seine Aufmerksamkeit ausschließlich nach vorn. Er ist wohl fest davon überzeugt, der einzige Schatten der Dame in Schwarz zu sein, und schlendert kaum ein Dutzend Meter hinter ihr. Die Fotografin folgt ihm in größerem Abstand. Bloß kein Risiko eingehen und sich der Gefahr aussetzen, entdeckt zu werden! Für den Hillman-Fahrer könnte ein anderer einspringen. Für sie nicht. Sie ist in Oslo ganz auf sich allein gestellt. Ein Musterbeispiel für den Unterschied von Theorie und Praxis! Was nutzt es ihr hier, zu wissen, daß eigentlich zu einer Beobachtung mehrere Verfolger gehören, die einander abwechseln und dadurch die Gefahr verringern, daß die Bezugsperson Verdacht schöpft und auf Nimmerwiedersehen verschwindet? Dieses Wissen ist der Grund dafür, daß die Fotografin immer wieder nach einem Ablöser für den Mann mit der Mütze Ausschau hält. Vergeblich. Das wundert sie ein bißchen. Wenn hier, wie sie zuerst vermutete, die CIA am Werke wäre... Die hat im Westen überall Leute genug. Was dieser Amerikaner da praktiziert, sieht nach Leuten aus, die mit kleinem Stab operieren.

Die Straßen werden enger, haben Kopfsteinpflaster und Einbahnverkehr. Die Häuser rücken hier näher aneinander, sind schmaler. Durchgänge tun sich auf, und plötzlich ist die Bräuer in einem solchen Durchgang verschwunden. Der Hillman-Fahrer bleibt zögernd stehen, ehe er auf einmal ebenfalls durch den Eingang tritt. Winnie geht daran vorüber. Was sie sieht, läßt sie wenige Schritte später kehrtmachen und zurückgehen. Der Durchgang streckt sich lang hin, auf beiden Seiten gibt es Läden, und durch ein Glasdach fällt gedämpftes Licht ein. Vor allem jedoch sind so viele Menschen da, daß sie hier nicht auffallen wird.

Der Amerikaner steht vor dem Schaufenster einer Seilerei und betrachtet Taue und Tampen so interessiert, als verstehe er etwas davon. Überhaupt haben fast alle diese kleinen

Geschäfte da etwas mit der Seefahrt zu tun. Farben gibt es, Beschläge in ungeheurer Menge, Signalanlagen, Flaggen und Wimpel, eine Reparaturannahme für Funkgeräte, Werkzeuge wie die Schiffszimmermannsaxt mit der rechtwinklig zum Stiel stehenden Schneide, und Kleidungsstücke. Gebrauchtwarengeschäfte werben mit günstigen Angeboten schon vor der Tür, jede Menge Andenkenramsch ist zu haben, und auch ein Schnellfotograf hat hier sein Atelier. Sein Fenster ist voller Seemannsfotos. Fahrensleute aus aller Herren Ländern haben sich hier schon ein Stelldichein gegeben. Ein Schild in Englisch wirbt für «Girl-Fotos in großer Auswahl».

Die Bräuer ist nirgends zu sehen. Weit kann sie nicht sein, denn der Golfmützenträger betrachtet nach wie vor gelassen die Tampen. Als er sich einmal umwendet und nach oben sieht, entdeckt Winnie, seinem Blick folgend, in Höhe des zweiten Stocks einen Umgang. Ein Holzgeländer ist da, reich mit Schnitzereien verziert, und dahinter sind Türen. Winnie sieht von unten nur den oberen Teil der Eingänge. Eine Wendeltreppe führt zum Umgang hinauf. Wäre der Hillman-Fahrer nicht da, würde die Fotografin hinaufgehen und sich überzeugen, was sich hinter den Türen befindet. So wagt sie es nicht. Sie flaniert und nähert sich einem Schreibwarengeschäft dicht neben dem Treppenaufgang. Sie tut so, als betrachte sie die Auslagen – billiges Papier, billige Kugelschreiber, schreiend bunte Postkarten –, während sie in Wahrheit die Firmenschilder studiert, die auf einer Tafel unmittelbar neben der Treppe angebracht sind. Auch sie sprechen von Schiffahrt. Ein Makler, ein Heuerbüro, ein Rechtsbeistand, Speditionen, die Vertretung einer Dieselmotorenfabrik. Kleine Buden alles, die am Rande des großen Geschäfts ihr bescheidenes Schäfchen ins trockene bringen.

Ein Messingschild mit der Abbildung eines Taucherhelms in der linken oberen Ecke. Reederei Lövborg – Taucherei und Bergungsbetrieb, Umgang, Bureau Nummer 7. «Taucherei und Bergungsbetrieb» steht norwegisch und englisch da. Winnies Blick heftet sich auf das Schild. Kein Zweifel, diese

Reederei Lövborg ist ein ebensolcher Winkelbetrieb wie die anderen in einer so abgelegenen Ecke Oslos. Und wie alles übrige hier hat sie einen Anstrich von Unseriösität, von Möchte-gern-und-kann-nicht-Recht. Die Fotografin zweifelt nicht, daß die Bräuer ebendieses Taucherei- und Bergungsunternehmen aufgesucht hat. Sie bescheinigt ihr sogar, daß sie eine gute Wahl getroffen hat. Bei den großen und renommierten Firmen direkt am Hafen würde sie von vornherein ohne Chance anklopfen. Hier oben stellt man wahrscheinlich kaum Fragen, wenn es nur etwas zu verdienen gibt – und erfahrungsgemäß werden Dienste, wie sie die Bräuer wünscht, gut honoriert. Die großen Bergungsbetriebe würden genaue Angaben verlangen und vermutlich von sich aus die Behörden konsultieren, wenn ihnen die Sache anrüchig erschiene.

Winnie Winkelmann kann nicht ewig vor dem Geschäft herumstehen. Kurz entschlossen tritt sie in den Papierladen, stellt sich an den Drehständer mit Ansichtskarten und gibt sich den Anschein, unentschlossen zu wählen. Der Ladenbesitzer, ein Alter mit Spitzbart und Samtjackett, läßt sie gewähren. Aus großen Kartons füllt er seine Regale auf; vermutlich hat er vor kurzem Ware erhalten. Die Fotografin steht so, daß sie durchs Schaufenster hindurch den Amerikaner sehen kann. Der zündet sich gerade eine Zigarette an. Er ist inzwischen ein Stück weitergegangen und betrachtet Signalflaggen. Je länger ihn Winnie beobachtet, desto geschickter findet sie sein Verhalten. Natürlich, vorhin hielt er hinter der Bräuer zu wenig Abstand, aber hier im Durchgang bringt er es fertig, erstaunlich farblos und unauffällig zu wirken. Mit der Golfmütze und der derben Windjacke, die er geschlossen hat und die seinen Schlips verbirgt, paßt er durchaus hierher – ein Mann, der einen Gelegenheitsjob sucht und ein bißchen in den Tag hineinlebt. Sie darf ihn nicht unterschätzen.

Nun fesselt ihn die bunte Vielfalt der Signalflaggen besonders, für Winnie ein Zeichen, daß die Bräuer die Wendeltreppe herunterkommt. Sie nimmt die erstbesten Ansichtskarten – beide zeigen das Panorama von Sidney in Austra-

lien –, bezahlt und braucht so lange zum Wegstecken, bis die Dame in Schwarz und der Hillman-Fahrer vorüber sind. Dann schließt sie sich an.

Es ist genau 17.32 Uhr. Zu Winnies Verblüffung geht Silke Bräuer achtlos an ihrem Borgward vorüber. Daraufhin lassen auch der Amerikaner und die Fotografin ihre Fahrzeuge stehen.

Ein Postamt. Zielstrebig geht die Bräuer zu einem der mit Reklame übersäten Schreibpulte. Sie nimmt ein Telegrammformular, zieht einen Kugelschreiber aus der Tasche und wirft rasch einige Worte aufs Papier. Winnie sieht verblüfft, daß der Hillman-Fahrer plötzlich hinter die Schreibende tritt. Beim Betreten des Postamtes hat er die Windjacke über den Arm genommen und die Mütze weggesteckt; er sieht völlig verändert aus. Unverfroren bittet er die Bräuer um den Postfederhalter, der vor ihr in der Schale liegt. Sie nickt zustimmend, dreht sich aber nicht um. Da greift er zu und hat mit einem Blick die wenigen Worte erfaßt. Druckbuchstaben...

«HERZOG – OPPENHEIMER STRASSE 17 – FRANKFURT (MAIN) – GERMANY – REISE GEBUCHT – LAUFEN IN ZWEI TAGEN AUS – GRUSS – BRÄUER.»

Ein unverfänglicher Text. Der Amerikaner geht mit dem Federhalter ein Pult weiter und legt ihn dort unbenutzt in die Schale. Er wartet, bis die Bräuer mit ihrem Telegramm an einen Schalter tritt und das Formular einem Beamten übergibt. Dann verläßt er den Schalterraum.

Sekundenlang zögert Winnie Winkelmann. Was tun? Ganz sicher ist das Telegramm an die Rhein-Main-Detektei gerichtet. Eine Art Vollzugsmeldung. Wahrscheinlich werden daraufhin Born und seine Leute und mit ihnen der «Verbindungsoffizier« Achim Detjen in See stechen.

Schnell entschlossen folgt Winnie dem Amerikaner, der jetzt ohne Hast zum Parkplatz und in seinen Wagen zurückkehrt. Hatte die Fotografin vermutet, er würde in aller Ruhe darauf warten, daß die Bräuer wieder anfährt, so sieht sie sich

getäuscht. Der Hillman fährt ab, gemütlich und ohne Eile, so daß ihm Winnie bequem folgen kann. Das erscheint ihr wichtig: Sie muß herausfinden, wo dieser Mann einzuordnen ist und welche Rolle er in dem Spiel einnimmt. Die Rhein-Main-Detektei weiß nichts von ihm, denn sonst hätte sich die Bräuer in Oslo anders verhalten, folglich ist auch Werner ahnungslos. Von ihr, Winnie, hängt es ab, hier Klarheit zu schaffen, auch wenn sie Bredebusch in absehbarer Zeit weder warnen noch verständigen kann.

Die Fahrt führt weit durch die Stadt und endet in der Thereses Gata Nummer 222. Das ist ein weiträumiges Grundstück, auf dem sich – von der Straße zurückgesetzt und durch Nadelgehölz weitgehend dem Blick entzogen – eine repräsentative Villa erhebt. Die Toreinfahrt steht offen. Winnie sieht den Wagen schwungvoll einbiegen und auf die geöffnete Tiefgarage zufahren, offensichtlich kennt sich der Fahrer hier genau aus.

Winnie fährt langsam an dem Haus vorüber. Kein Namensschild ist da, kein Firmenzeichen. Aber es muß doch zu erfahren sein, wer in der Thereses Gata 222 residiert!

Kaum ist Winnie Winkelmann, nachdem sie sich vorsichtshalber überzeugt hat, daß der Borgward der Bräuer wieder vor dem Wohnhaus in der Heimdals Gata steht, in ihrem Hotelzimmer, da ruft sie die Telefonauskunft an und bittet um die Nummer des Anschlusses in der Thereses Gata 222. Die Telefonauskunft ist der englisch sprechenden Ausländerin gern behilflich.

«Hören Sie, bitte?» sagt eine Mädchenstimme in sehr schulmäßigem und etwas unbeholfenem Englisch. »Thereses Gata Nummer zwei-zwei-zwei hat den Anschluß siebenundachtzig-dreißig-fünfzehn. Der Anschluß läuft auf den Namen der Firma Western Electronic.»

«Ich bin Ihnen sehr verbunden», entgegnet die Fotografin und legt den Hörer beinahe behutsam in die Gabel zurück. Dann geht sie ins Bad hinüber, um zu duschen. Sie ist unzufrieden mit sich. Die Western Electronic ... Warum ist sie

nicht allein darauf gekommen? Bredebusch hat ihr doch von dem Ergebnis der MAD-Erhebungen im Pentagon berichtet! Daraus und ebenso aus der Verhaftung Dr. Königs durch amerikanische Kriminalpolizei ging eindeutig hervor, daß die Western Electronic nach Lofthuser Forschungsergebnissen jagt! Naheliegend ist, daß ihre Leute auch am Ort des Geschehens, nämlich hier vor den Toren Oslos, nachforschten. Wahrscheinlich sind sie dabei auf die Bräuer gestoßen und haben sie im Auge behalten. Mit Erfolg, wie sich zeigt! Da sie die Bräuer bis nach Frankfurt am Main verfolgten, wissen sie nun auch, für wen sie arbeitet und mit wem sie es bei einem eigenen Bergungsunternehmen zu tun haben. Winnie könnte schwören, daß es – spätestens seit der Reise der Bräuer in die Bundesrepublik – in deren Osloer Wohnung eine Abhöranlage gibt, die es der Dame in Schwarz unmöglich macht, in den eigenen vier Wänden ungestört zu telefonieren oder sich zu unterhalten. Wenn die Western Electronic zum Zuge kommt, dann dürfte es Werner Bredebusch sehr schwer haben, Einsicht in den Inhalt des damals von U-3028 versenkten Behälters zu nehmen. Dieser Gedanke beunruhigt Winnie sehr, doch ihr sind die Hände gebunden.

Als sie unter der Dusche steht, merkt sie, wie müde und erschöpft sie ist. Dennoch steckt sie so voller Unruhe, daß sie lange nicht einschlafen kann.

23

Kaum liegt Blankenese achteraus und kaum ist die «Diamant» auf offener See, läßt der Kommandant Segel setzen. Es ist faszinierend, zu sehen, wie die Besatzung katzengleich zu den Rahen des vorderen Mastes aufentert, wie sich die Segel öffnen und der Wind knallend in das Tuch fährt. Sobald auch die dreieckigen Klüver- und Stagsegel gesetzt sind, läßt der Kapitän den Dieselmotor abschalten. Auf einmal ist völlige

Stille auf der «Diamant». Nur das Ächzen des arbeitenden Holzes ist zu hören. Es ist, als ob starker Wind Baumkronen beugt und zu brechen sucht. Der Wind singt ums Tauwerk. Kaum merklich legt sich die Schonerbrigg ein wenig zur Seite. Unversehens wird ihre Fahrt schneller, und es ist, als wären Schiff und Wasser und Wind nun eins geworden. Detjen hält die Hand vor die Augen und sieht hinauf zu den prallen Segeln, die wie Wolken über ihm stehen.

Der Kapitän mustert ihn von der Seite, ein kleines, zufriedenes Lächeln umspielt seinen Mund. Er weiß, wie tief beeindruckt jeder ist, der zum erstenmal auf einem großen Segler reist. Da ist in der Erinnerung plötzlich alles lebendig, was man beim alten Stevenson und bei Jack London von der Fahrt auf «Windjammern» gelesen hat, von der «hohen Schule» der Seemannschaft und dem Ausgeliefert-Sein der Gewalt der Elemente. Gerade deshalb schaltet Kapitän Wollermann, wenn Gäste an Bord sind, so rasch wie möglich den Motor ab. Er will ihnen genau das Erlebnis verschaffen, auf das sie alle warten. Das macht ihm Spaß. Eine solche Luxusjacht zu führen ist ihm nicht schlechthin Beruf, sondern eine Aufgabe. Da zieht er alle Register, und, so betrachtet, ist er ein geradezu idealer Kommandant für die «Diamant».

Auch das gehört dazu: Küstenmotorschiffe, die Kurs auf Hamburg halten, lassen grüßend die Sirene aufheulen. Wer Zeit hat, steht winkend an der Reling, und die Schiffsoffiziere legen die Hand an die Mütze. Segler wie die «Diamant» sind selten geworden auf den Weltmeeren, und wo sie einmal erscheinen, erweist man ihnen Referenz wie Reliquien aus einer sagenumwobenen Zeit, in der noch unter Segeln die fernen Kontinente entdeckt und Handelsstraßen erkundet wurden. Das waren die großen Zeiten der Seefahrt, das war etwas anderes, als nach exaktem Plan Erz aus Narvik oder Kohle aus Edinburgh oder Holz aus Helsinki auf immer derselben Route zu befördern! Und die «Diamant» ist so richtig dazu angetan, die Phantasie zu entzünden, denn sie macht ihrem Namen Ehre und präsentiert sich in makelloser Schönheit.

Kapitän Wollermann nimmt die Grüße entgegen wie jemand, der weiß, was ihm und dem von ihm geführten Schiff gebührt. Wie ein Kapitän im Bilderbuch sieht er aus in seiner weißen Uniform.

Deckstühle werden gebracht, Wolldecken dazu. Drei Stühle und drei Decken. Mit Born sind die blonde Gabriele, die große verträumte Augen hat, und Detjen an Bord gegangen. Niemand von der Rhein-Main-Detektei. Achim ersieht daraus, wie eng und vertraut das Verhältnis Borns zum Schiffseigner sein muß – offensichtlich wurde der Kapitän angehalten, alle Befehle Borns auszuführen, so daß der auf die Mitnahme eigener Leute verzichten kann.

Ein Steward, auch er in weißer Jacke, reicht Sekt. Wollermann hebt sein Glas. «Gestatten Sie mir», sagt er formvollendet, «Sie im Namen des Schiffseigners und in meinem eigenen an Bord der ‹Diamant› herzlich willkommen zu heißen und uns allen Mast- und Schotenbruch zu wünschen. Ich hoffe, wir werden eine angenehme Fahrt haben.» Und nachdem die Gläser aneinanderklangen, trinkt er aus und wirft das Glas über Bord. Die Gäste folgen seinem Beispiel – Gabriele entzückt, Born mit einem Gesicht, als mache er das immer so, und Achim grinsend. Es amüsiert ihn zu beobachten, wie hier «high society» gespielt wird. Natürlich spielt er mit, und er war gut beraten mit dem Kauf der Segelschuhe, der weißen Hose, des hellblauen Pullovers und der Schiffermütze. Er sieht zünftig aus und gibt auf alle Fälle eine bessere Figur ab als Born, der zum blauen Clubsakko schlotternde, viel zu lange Shorts trägt. Das erinnert ein bißchen an ein Mitglied der Männerriege eines Turnvereins um die Jahrhundertwende. Außer Achim scheint das niemand an Bord zu sehen. Diese Mannschaft ist wohl an vieles gewöhnt und hinsichtlich der Gäste nach dem Motto gedrillt, nichts zu sehen, nichts zu hören und nichts zu sagen. Sie stört auch nicht. Nur, wer unbedingt auf Deck zu tun hat, ist oben. Der Rudergänger steht am Steuerrad, und der Wachhabende hebt manchmal sein Fernglas. Ein schmaler grauer Streifen, bleibt die Nord-

seeküste schon weit hinter dem Schiff zurück.

«Backbord voraus sehen Sie gleich Helgoland», erklärt der Kapitän. «An Steuerbord Nordfriesland. Wir segeln mit nördlichem Kurs und einer Geschwindigkeit von etwa fünfzehn Knoten, das entspricht einer Fahrt von siebenundzwanzig Kilometern je Stunde. Der Rekord der ‹Diamant› liegt bei achtzehn Knoten. Dazu muß es allerdings kräftiger wehen. Wenn ich Ihnen bei dieser Gelegenheit einige Angaben über das Schiff machen darf? Unsere Segelfläche beträgt fünfhundert Quadratmeter, aufgeteilt auf dreizehn Segel. Über siebzig verschiedene Tampen wie Fallen, Schoten, Brassen, Gordings, Geitaue und so weiter sind auf Deck belegt. Ihre Beherrschung verlangt ein hohes Maß an Wissen und Können, Mut und Entschlossenheit. Aber das nur am Rande! Die ‹Diamant› hat eine Länge von einundvierzig Metern, eine Breite von sieben Meter und fünfzig. Der Tiefgang beträgt maximal drei Meter sechsundsechzig. Der Großmast hat eine Höhe von siebenundzwanzig Meter zwanzig. Der Fockmast ist vierzig Zentimeter niedriger, also sechsundzwanzig Meter achtzig. Der Dieselmotor...»

Achim hört nicht zu. Dieser Fremdenführerton, der außerdem noch etwas Gönnerhaftes hat, ist ihm in der Seele verhaßt. Was interessieren ihn diese Daten? Viel mehr bewegt ihn die Frage, wer die beiden Männer sind, die eben aus einem Niedergang auf Deck kamen, zum Bug gegangen sind und sich dort auf die Planken legen, wie um sich zu sonnen. Zur Schiffsbesatzung gehören sie nicht, denn die trägt mit Ausnahme der beiden Offiziere ausnahmslos weißes Drillichzeug. Die beiden haben Pudelmützen auf, bunte Sweater an und verschiedenfarbige Hosen. Die Schiffsordnung ignorieren sie.

Detjen wird Born danach fragen. Der hört gerade Wollermann andächtig zu. Er hat die beiden auch kommen sehen, und er ist weder verwundert noch überrascht, das heißt, er weiß, welche Bewandtnis es mit ihnen hat.

«Mit technischer Hilfe des Bergungsbetriebes Lövborg

werden in den nächsten Tagen im Seeraum vor Grimstadt–Fevik Schmuggler einen Behälter heben. Inhalt: fünfzig Kilo Heroin.»

Zollsekretär Bratt, ein vierschrötiger Mann mit lockigem Haar und einem Doppelkinn, legt den Brief, den er fließend aus dem Englischen in seine norwegische Muttersprache übersetzt hat, beinahe behutsam auf die Glasplatte seines Schreibtischs zurück. Im gleichen Ton, in dem er übersetzte, distanziert und wertfrei, fügt er hinzu: «Keine Anrede. Keine Unterschrift. Kein Absender. Druckbuchstaben. Handelsübliches glattes Briefpapier. Nach Angabe unseres Labors keine brauchbaren daktyloskopischen Spuren. Der Brief wurde von einem Halbwüchsigen unten abgegeben. Eine Beschreibung des Boten liegt nicht vor. Das ist alles.».

Für einen Augenblick herrscht Stille in dem Büroraum, der erst vor kurzem durch eine Glaswand geteilt wurde. Hinter der Glaswand befindet sich jetzt das Vorzimmer der von Zollkommissar Frederich geleiteten II. Abteilung des Fahndungsdienstes der Königlich Norwegischen Zollverwaltung. In diesem «Vorzimmer» – intern «der Hühnerstall» genannt – residiert die Sekretärin Lona. Im geschrumpften Büro sind drei Schreibtische so zusammengerückt, daß der des Kommissars die Stirnseite bildet. Zur Linken sitzt Bratt, zur Rechten der Obersekretär Heiberg, ein schlanker Mann, der weiß, wie gut er mit den breiten Schultern und seinen blauen Augen aussieht. Er trägt immer blendendweiße Hemden und knallbunte Krawatten, die wie durch ein Wunder doch immer zu seinem schokoladenbraunen legeren Wildledersakko passen.

Heiberg klopft mit dem Ende eines Drehbleistifts auf die Schreibunterlage und blickt erst Bratt und dann den Kommissar an. «Das wäre der größte Posten Rauschgift, der auf einen Schlag ins Land kommt», sagt er. «So was hat es schon gegeben. Arbeit zweier getrennter Netze. Das eine bringt die Ware und legt sie ab. Das zweite, das Verteilernetz, holt sie sich. Das ist eine Art Sicherheitsschloß. Keine der beiden

Gruppen weiß von der anderen mehr als unbedingt nötig, und der Boß, der die Fäden zieht, schweigt.»

Frederich schaut geradeaus zum Fenster. Dort steht eine Blumenbank voller Kakteen, siebenundzwanzig Sorten in achtundzwanzig Töpfen. Der Kommissar liebt Kakteen. Diese hier im Büro sind Ableger von jenen, die er zu Hause hegt und pflegt, und wenn er das Büro einmal für mehrere Tage verlassen muß, versäumt er nicht, Lona ausführliche Anweisungen für die Pflege seiner Schützlinge zu erteilen.

Der Kommissar ist ein magerer kleiner Mann mit Halbglatze und schmaler spitzer Nase. Flinke Augen blicken durch eine goldgefaßte Brille. Mit einer Lebhaftigkeit, die mit Nervosität nichts zu tun hat, wendet er sich jetzt wieder an seine Mitarbeiter. «Schön und gut, aber daß die Reederei Lövborg mit im Geschäft sein soll, macht mich stutzig. Im allgemeinen sind Rauschgiftringe technisch moderner ausgerüstet als diese Winkelreederei.» Frederich zieht die Beine an und setzt sich gerade. «War Lövborg schon mal anhängig?»

Er sieht Bratt an, und Obersekretär Heiberg tut es ihm gleich. Zollsekretär Bratt ist der Wissensspeicher der II. Abteilung des Fahndungsdienstes der Königlich Norwegischen Zollverwaltung in Oslo, sein Gedächtnis unübertroffen.

Bratt schließt die Augen und verschränkt die Arme über der Brust. Der Schreibtischsessel ächzt unter seinem Gewicht. «Lövborg...», sinnt er. «Ja, war schon anhängig, aber nicht im Zusammenhang mit Rauschgift. Zweiundfünfzig. Da wurde das Wrack des alten Passagierdampfers ‹Lucrezia› geplündert. Im Sturm gesunken am achtundzwanzigsten Dezember achtzehn-zweiundachtzig. Der Schiffstresor war voller Wertgegenstände, Schmuck der Passagiere und so weiter. Lövborg stellte die Technik. Er hatte einen guten Anwalt. Das Verfahren wurde eingestellt.«

«Soso.» Frederich federt aus dem Sessel hoch, geht mit kleinen, schnellen Schritten zu seinen Kakteen und zupft an einer «Bischofsmütze». Weiß der Teufel, wie es kommt – seine Konfektionsanzüge, immer in gedecktem kleinem Karo,

das jeden Fleck verschwinden läßt, sehen stets aus, als wären sie ihm zu weit. Unvermittelt sagt er – und er schaut dabei nicht seine Mitarbeiter an, sondern blickt hoch zum Foto Königs Olaf V., der Norwegen seit zwei Jahren regiert: «Fünfzig Kilo Heroin. Gewöhnlich kommt auf zwanzig Kilo ein Mord. Fünfzig Kilo sind gleich zweieinhalb Morde. Also riskiert hier irgendwer, als Verräter liquidiert zu werden, indem er uns informiert.» Sein Blick springt vom Konterfei des Monarchen zu Heiberg. «Warum tut er das?»

Heiberg fühlt sich verpflichtet, eine Erklärung zu finden. «Ablenkung von einem anderen Punkt», mutmaßt er.

Der Kommissar kehrt an den Schreibtisch zurück und stützt beide Hände auf die Stuhllehne. «Zu riskant! Diese Leute wissen genau, wo unsere Stationen und unsere Kutter sind. Und – machen wir uns nichts vor – sie kennen auch unsere Dienstpläne und den Ablauf der Patrouillenfahrten auf See. Ablenken könnten sie auf eine viel weniger aufwendige Weise.» Er setzt sich. «So, daß wir's gar nicht merken. Davon sollten wir ausgehen. Geben Sie doch mal her!»

Bratt reicht seinem Chef den Brief. «Eigentlich paßt das alles gar nicht zusammen», wirft er in seiner ruhigen, schon phlegmatisch zu nennenden Art hin. «Vielleicht ist es blinder Alarm? So was hatten wir auch schon. Im Januar vierundfünfzig zum Beispiel.»

Ohne von dem Schreiben aufzublicken, winkt Frederich ab. Der Obersekretär grinst. Bratt lehnt sich zurück.

Das Telefon klingelt, und Heiberg hebt ab. «Zollfahndung, zweite Abteilung, Obersekretär Heiberg. Nein, nicht abbrechen! Bleiben Sie daran, da ist bestimmt was im Busch. Gut, dann melden Sie sich wieder.» Er legt auf und läßt die anderen wissen: «Tjälde. In der Devisensache Ahlsen. Bis jetzt tut sich gar nichts.»

Der Kommissar nickt, ohne von dem Brief aufzuschauen. «Das dicke Ende kommt, mein kleiner Finger weiß das. Schicken Sie Tjälde diesen neuen Assistenten als Verstärkung. Zu zweit wartet sich's besser, und er soll ihm 'n paar belegte Brote mitnehmen.»

Heiberg begibt sich ins Sekretariat. Bratt beobachtet, wie er sich zu Lona beugt und wie sie dann telefoniert. Der Obersekretär kommt zurück und sagt schon von der Verbindungstür her: «Wir haben wirklich genug um die Ohren. Geben wir das da in die Ablage, Chef!»

Mit einer ruckartigen Bewegung hebt Frederich das Kinn. «Ablage ist gut!» erklärt er mit Nachdruck, läßt eine Pause und bestimmt: «Ablage, aber erst, nachdem festgestellt ist, daß es diese fünfzig Kilo Heroin nicht doch gibt! Was auf dieser Welt ist schon unmöglich, nicht wahr?» Der Zeigefinger schnellt vor und richtet sich auf die Brust des Obersekretärs. «Sie kümmern sich darum, Heiberg! So verworren die Geschichte auch aussieht.»

Bratt grinst schadenfroh. Nachdem nun auch der der II. Abteilung neu zugeordnete Zollassistent eingesetzt wurde, hat der Kommissar bloß noch ihn und Heiberg zur Verfügung. An ihm, Bratt, ist der Kelch vorübergegangen, und in einer halben Stunde geht die Bürozeit zu Ende. Ein Jammer, daß sich die «Kunden» des Zolls nie danach richten!

Heiberg trägt es mit Fassung. Er ist ja selbst schuld und kennt den Chef lange genug, um zu wissen, wie der auf einen so provokanten Vorschlag antwortet. Er nimmt sein Wildledersakko und den Hut und geht. Mal sehen, was auf den Fahrzeugen der Reederei Lövborg los ist, ob sie still an der Kette hängen oder sich zum Auslaufen rüsten.

Mit beiden Händen schiebt Frederich das inhaltschwere Blatt weit von sich und zieht sich die Wechselsprechanlage heran. Nach alter Gewohnheit räuspert er sich, ehe er eine der Tasten drückt. Eine Kontrollampe flammt auf.

«Mobiles Kommando. Zollinspektor Björnson», dröhnt eine Stimme aus dem Lautsprecher.

«Frederich. Verehrter Kollege! Ich habe Anlaß, Sie zu bitten, das Augenmerk Ihrer Heerscharen auf das Seegebiet vor Grimstad-Fevik zu richten. Ohne Aufsehen, wenn es möglich ist, aber wenn Ihre Kutter oder die Luftüberwachung im fraglichen Raum etwas bemerken, was nach Bergung aus-

sieht, dann lassen Sie es mich umgehend wissen. Aktionen erst nach Absprache mit mir!»

«Verstanden, Herr Kommissar», antwortet die Stimme aus dem Lautsprecher. «Ich rufe Sie dann zu Hause an.»

Frederich lächelt und schüttelt so heftig den Kopf, als könne der andere das sehen. «Nicht nötig! Ich bleibe im Amt». Er läßt die Taste los, die Kontrollampe erlischt, der rechte Zeigefinger zielt auf Bratt, der gerade seinen Schreibtisch aufzuräumen beginnt, und der Kommissar fährt im gleichen Ton fort: «Und sie leisten mir Gesellschaft!»

Wieder mal nichts mit pünktlichem Büroschluß! denkt Bratt. Offensichtlich hat der Alte 'ne Ahnung, daß hinter der Sache mehr steckt, als sich im Augenblick absehen läßt. Er sieht zur untersten Schreibtischlade hinunter, wo der Rasierapparat und die Zahnbürste, zwei Pakete Zwieback, eine Schachtel mit Teebeuteln und eine Tüte voll Zucker liegen. Zigaretten kann man sich immer aus dem Automaten vor der Kantine holen. Bei der II. Abteilung des Fahndungsdienstes zu arbeiten bedeutet, mit dem gepackten Tornister zu leben.

24

Der Morgen ist kühl. Achim Detjen steht am geöffneten Bulleye seiner Kabine und atmet tief die frische klare Seeluft ein. Das gleichmäßige Fahrgeräusch, das Rauschen unter dem Kiel und das Plätschern des Wassers an der Bordwand beruhigen, und das Erstaunlichste ist diese gleitende Fahrt ohne Motorenstampfen. Achim fühlt sich allem Gewohnten seltsam entrückt, und fast muß er sich zwingen, daran zu denken, warum er sich hier an Bord befindet. Auf Deck sind Schritte zu hören, halblaute Kommandos werden gegeben. Der Horizont, der eben noch sehr tief zu liegen schien, beginnt langsam zu steigen. Wie eine Wand hebt sich das Meer. Die Schonerbrigg legt sich sacht von einer Seite auf die andere. Sie kreuzt.

Es hat ein wenig aufgefrischt. Die Nordsee ist nicht mehr spiegelglatt. Die Wellenkämme brechen sich und tragen glasigen Schaum. Da und dort ist er weiß.

Ein wolkenloser blauer Himmel wölbt sich über dem Skagerrak. Detjens Kabine liegt auf der Steuerbordseite der «Diamant», und so hat er die Sonne rotgolden aus dem Meer steigen sehen. Ihm war, als beginne das Wasser zu glühen, und flüchtig durchzuckte ihn der Gedanke, daß es gar nicht so unverständlich sei, wenn die Altvordern geglaubt haben, die Erde wäre eine Scheibe, und man müßte sich hüten, dem Rand zu nahe zu kommen, weil man sonst hinunterfallen könnte.

Jetzt dreht er sich in die Kajüte zurück. Alles hier ist farblich in Elfenbein und Gold gehalten, Sesselbezüge und Bodenbelag sind purpurrot. Ein Hauch von Nostalgie liegt über allem, aber das paßt zum Charakter des Schiffs und gibt Stimmung. Das Bett ist sehr breit und mit einem Spannetz versehen, das eingehakt werden kann, um bei bewegter See ein Herausrollen zu verhindern. Jede Kabine hat eine eigene Toilette und eine Dusche, und es ist auch eine Steckdose da, die den Strom für den Rasierapparat liefert. Achim zieht sich an und geht an Deck hinauf.

Ihn fröstelt, und er begreift, warum der Rudergänger und der Wachhabende in webpelzgefütterten Kutten Dienst tun. Ebenso warm sind die Männer an den Brassen angezogen. Seit die «Diamant» ausgelaufen ist, arbeiten sie im turnusmäßigen Wechsel von Wache und Freiwache rund um die Uhr.

Wollermann schläft anscheinend noch. Der Wachhabende entbietet Detjen fröhlich einen «Guten Morgen» und schnauzt im gleichen Atemzug einen Seemann an, der mit einer vollen Pütz vorübergeht und ihm unbeabsichtigt Wasser vor die Füße schwappt. «Wahrschau, Mensch!» Der Matrose ist nicht sehr beeindruckt.

Neben Achim lehnt sich der Wachhabende an die Reling. «Wir kreuzen im Skagerrak», erläutert er. «Nehmen Sie mal mein Glas. Dann können Sie achteraus das Fährschiff von Kristiansand nach Hirtshals auf Jütland sehen. Es hält die

Verbindung zwischen der Südspitze Norwegens und der Nordspitze Dänemarks. Langweilige Schipperei, immer dasselbe. Da kann man auch Busfahrer werden.» Er ist ein gesprächiger Typ, dieser Steuermann. «Die ‹Diamant› ist was anderes. Eigentlich habe ich hier das große Los gezogen. Im Frühjahr machten wir eine Kreuzfahrt im Mittelmeer, und in diesem Sommer geht es noch ins Schwarze Meer. Ärmelkanal, Golf von Biskaya, Gibraltar, am Peloponnes vorbei, durch das Gewirr der griechischen Inseln und dann auf der Strecke der alten Argonauten. Die Ägäis, Dardanellen. Backbord Europa, Steuerbord Asien. Das Marmarameer, der Bosporus. Die schlanken Türme der Minaretts, von denen aus der Muezzin die Gläubigen zum Gebet ruft. Und dann das Schwarze Meer. Kennen Sie es?»

Achim Detjen kneift die Augen ein bißchen zusammen, weil die Sonne blendet. Sekundenlang überlegt er ernsthaft, ob der faschistische Jagdflieger Detjen jemals am Schwarzen Meer gewesen sein könne. Nein, der war wohl nie dort. Aber Werner Bredebusch war da. Damals, als er in Vorbereitung auf seinen Einsatz für das Ministerium für Staatssicherheit in Samarkand Jagdflugzeuge fliegen lernte, die doch sehr anders waren als der langsame Doppeldecker HS 123, auf dem er als Schlachtflieger ausgebildet worden war und mit dem er seinen einzigen «Feindflug» machte, um weit hinter der Front der Roten Armee zu landen und sich für den Kampf gegen den Faschismus zur Verfügung zu stellen. In Gagra sind sie gewesen, dem wärmsten Ort der sowjetischen Schwarzmeerküste, und Bredebusch denkt gern daran, wie er auf der herrlichen Uferpromenade zum erstenmal in seinem Leben unter Palmen gewandelt ist, auf der einen Seite das Meer, auf der anderen die mit Ferienheimen, Sanatorien und Pensionen bebauten grünen Hänge des Mamdsyschcha-Berges. Er erinnerte sich gleich daran, als der Steuermann die Argonauten-Fahrt erwähnte – in Gagra gibt es, ins Meer hineinreichend, die Reste einer antiken Festung aus dem vierten Jahrhundert. Schön war es da. Aber er sagt: «Tut mir leid. Ich bin ja kein Tabakkönig.»

Der Schiffsoffizier scheint das außerordentlich zu bedauern.

Aus dem vorderen Niedergang kommen die beiden Männer, die Detjen als Fremdkörper an Bord empfindet. Sie sind in Badehosen und haben sportlich trainierte Körper. Mit großer Selbstverständlichkeit beginnen sie, auf den Decksplanken ein intensives Trainingsprogramm durchzuführen. Bald sind ihre Körper naß von Schweiß.

Achim deutet mit einer Kopfbewegung hinüber. «Athleten!» sagt er anerkennend. «Na, bei ihrer Arbeit...»

«Unvermeidbar!» bestätigt der Steuermann. «Tauchen mit Gerät sieht so leicht aus, doch aus der Nähe betrachtet? Da muß man schon eine Menge investieren, wenn man es zu etwas bringen will. Ich bin bei der Bundesmarine gefahren, wissen Sie, auf 'nem R-Boot, und habe mal eine Übung von Kampfschwimmern miterlebt. Hut ab, sage ich nur! Und die beiden machen es von Berufs wegen. Da ist Fitness alles.» Gesprächig, wie er ist, erzählt er gleich weiter: «Wir hatten sie schon mal mit. Im vorigen Jahr waren wir im Karibischen Meer. Die beiden Söhne von unserem hohen Chef entdeckten damals gerade ihr Herz für das Fotografieren unter Wasser, und der Alte hielt es für ratsam, ihnen ein paar Fachleute mitzugeben. In Florida nahmen wir die beiden an Bord, in Miami. Sie waren eben völlig abgebrannt; ihr Versuch, auf eigene Faust die Silberfracht einer im sechzehnten Jahrhundert gesunkenen spanischen Karavelle zu heben, war jämmerlich fehlgeschlagen. So was kann nur mit großem technischem Einsatz gelingen. Den beiden kam das neue Abenteuer gerade recht. Verwegene Burschen... Das ganze Leben ein einziges Abenteuer. Vor kurzem habe ich sie im Fernsehen gesehen, in einem Unterwasserkrimi. Was sie da zeigten – die Jungs sind gut!»

Und nun hat sie Born angeheuert, denkt Detjen, und er erinnert sich auch an Winnies Vermutung, der Chef der Detektei ziele darauf ab, den vom Bergungsschiff gehobenen Behälter auf offener See zu übernehmen. Wozu braucht er da Taucher? Will Born die Beute in aller Heimlichkeit und unter

Wasser an sich bringen, sobald die von der Bräuer angeworbenen schweren Taucher die Vorarbeit geleistet haben?

Er lächelt den freundlichen jungen Steuermann an. «Es wird einem allerhand geboten auf der ‹Diamant›», sagt er trokken.

Zollobersekretär Heiberg wendet sich seinem Dienstwagen zu, nimmt den Telefonhörer ab und läßt sich mit der II. Abteilung des Fahndungsdienstes der Zollverwaltung verbinden.

«Herr Kommissar?» sagt er. «Die Sache kommt in Bewegung. Soeben hat sich eine Dame an Bord des Lövborgschiffes ‹Christina drei› begeben, und jetzt werfen sie die Leinen los. Was soll ich tun?»

Er ist heilfroh, daß die Warterei im Hafen für ihn vorüber ist. Gestern, als er sich den Liegeplatz der Winkelreederei ansah, mußte er sofort widerwillig einräumen, daß der berühmte kleine Finger seines Chefs wieder einmal recht hatte. Auf der «Christina III» herrschte Betrieb. Nicht, daß sich da jemand ein Bein ausgerissen hätte! Es ging alles recht gemächlich zu, aber unübersehbar blieb, daß man Vorbereitungen für einen größeren Turn traf. Der alte Lövborg selbst inspizierte das Schiff. Das Bergungsgeschirr wurde probeweise aus- und wieder eingebracht. Plötzlich ratterte der Kompressor, der die schweren Taucher beim Einsatz mit Atemluft versorgt, und dann wurde es zwar still, und Lövborg ging, aber die Mannschaft blieb an Bord. Daraufhin verfügte Frederich Dauerbeobachtung, und Bratt kam, seinen Kollegen abzulösen. Ganz schlechte Laune hat er gehabt, der vierschrötige Sekretär, denn als er seine junge Frau telefonisch verständigte, daß er nicht nach Hause kommen könne, hat sie schnippisch und böse gesagt, er solle doch gleich seinen geliebten Kommissar heiraten. Sie jedenfalls halte dieses Leben auf die Dauer nicht aus und sei auch nicht willig, zu versauern. Die gleichen Worte gebraucht sie regelmäßig seit fünf Jahren, aber Bratt ist immer wieder verstimmt. Könnte die seine nicht

so sein wie Frau Frederich, die bei entsprechender Benachrichtigung stets dieselben zwei Sätze sagt: «Ist gut, Henrik! Und wenn du draußen zu tun hast, zieh den warmen Mantel an.» Heiberg ist noch Junggeselle, solchen Kummer hat er nicht. Er ist am Morgen wieder an die Stelle von Bratt getreten – gut rasiert und sogar heiter.

Der Kommissar ruft ihn nach seiner Meldung ins Büro zurück.

«Na, sehen Sie, Heiberg!» empfängt er ihn und gibt Lona durch die Glaswand mit Hilfe von Handzeichen zu verstehen, sie möge ein drittes Glas Tee herbeischaffen. «So ganz aus der Luft gegriffen ist die anonyme Anzeige nicht! Es wäre jammerschade gewesen, sie in der Ablage zu beerdigen!» Er reibt sich die Hände, zieht sich wieder die Wechselsprechanlage heran, räuspert sich und verlangt erneut das mobile Kommando.

«Im Seegebiet vor Grimstad–Fevik keine besonderen Vorkommnisse, Herr Kommissar», dröhnt es sofort aus dem Lautsprecher. «Die üblichen Fischereifahrzeuge, der gewohnte Linienverkehr.»

Frederich bedankt sich. «Tun Sie mir einen Gefallen, verehrter Kollege», bittet er dann, «und stellen Sie fest, wohin das Bergungsschiff ‹Christina drei› der Reederei Lövborg fährt. Es hat vor etwa zwanzig Minuten den Hafen verlassen. Aber bitte, lassen Sie keinen Zollkutter nebenher fahren.»

Der andere lacht. «Natürlich nicht! Das kann der Hubschrauber mit erledigen. Bitte machen Sie nähere Angaben zum Schiff.»

Die linke Hand des Kommissars drückt die Sprechtaste, die rechte spreizt alle Fünfe. «Sie können doch von mir keine Schiffsklassifizierung erwarten! Lassen Sie im Register nachsehen. ‹Christina drei›, Reederei Lövborg, Heimathafen Oslo – mehr kann ich Ihnen nicht sagen.»

«Okay», dröhnt der Lautsprecher und verstummt.

Frederich steht lebhaft auf und knöpft sein Sakko zu. «Aufbruch!» bestimmt er. «Zeit zum Frühstücken. Aus-

nahmsweise lade ich Sie sogar ein.» Und im Vorbeigehen hinterläßt er bei Lona, er sei in der Kantine zu erreichen, wenn sich das mobile Kommando melde.

Silke Bräuer steht an der Reling der ‹Christina III›, um die ganze Schwärme von Möwen kreisen. Das breit gebaute, ebenso plump wie robust wirkende Schiff schiebt eine respektable Bugwelle vor sich her, obwohl es nicht schnell läuft. Die alten Maschinen lärmen und stampfen und teilen ihren Arbeitsrhythmus auch dem letzten Niet an Bord mit.

In einem solchen internationalen Hafen herrscht Verkehr wie auf einer städtischen Hauptstraße, große «Pötte» werden von Schleppern bugsiert, an den Ladekais liegen sie dicht an dicht, ohne Unterlaß schwenken die großen Krane, die Derricks. Polternd und krachend ergießt sich Fracht in die Bäuche von Schüttgutfrachtern, und die Bräuer gibt es schnell auf, die Vielzahl der Flaggen Heimatländern zuzuordnen. Barkassen kreuzen den Weg des Bergungsschiffs, ein Lotsenboot zieht mit hoher Fahrt vorüber in Richtung der Reede, und ein Boot der Hafenpolizei strebt dem Ölhafen zu. Es gibt Tausenderlei zu sehen, und die Bräuer merkt nicht, wie schnell die Zeit vergeht. Der Hafen bleibt zurück, die Reede entschwindet ihren Blicken, das Schiff beginnt ein wenig die Nase zu heben und zu senken. Manchmal spritzt Gischt bis auf das niedrige Deck herauf. Und die Möwen bleiben zurück.

Der Schiffsführer tritt zu ihr und speit einen Priem über Bord. Er hat die Hände in den Hosentaschen und eine alte Joppe an, die ebenso aus Methusalems Zeiten zu stammen scheint wie die ausgeblichene Schiffermütze mit dem gebrochenen Schirm.

«Tja, Frau Bräuer», sagt er langsam, denn es bereitet ihm Mühe, deutsch zu sprechen. «Oslofjorden ist achtern. An Steuerbord liegt Stavern. Backbord haben wir die Türme von Stromstad. Das ist Schweden. Voraus das Skagerrak.» Er nimmt die Mütze ab und kratzt sich hinterm Ohr. Dann setzt er die Kopfbedeckung wieder auf und fragt: «Und wohin fahren wir nun?»

Die Bräuer hat einen Hosenanzug aus schwarzem Nappaleder an. Sie faßt in die Jackentasche und nimmt ein Foto heraus. Das ist die Ablichtung des Zettels, den Herzog während der Staufener Kidnappingaktion aus der alten Brieftasche in Dr. Königs Safe genommen hat. «Das ist der Punkt», erklärt sie und händigt dem Schiffsführer das Papier aus.

Der nimmt es entgegen, nickt wortlos und stapft zum Steuerhaus. Mit der Gelassenheit eines Mannes, der gewohnte Arbeit verrichtet, beugt er sich über die auf dem Kartentisch ausgebreitete Seekarte und bestimmt im Handumdrehen die fragliche Position. Verdammt nahe am Hoheitsgewässer, denkt er, es wäre gut gewesen, wenn der Kunde bei den Behörden um eine Bergungsgenehmigung eingekommen wäre, doch er verzieht keine Miene. Der Chef hat diesen Auftrag angenommen; der Chef muß wissen, was er tut.

Der Schiffsführer geht hinüber zum Rudergänger. «Ruder Steuerbord», sagt er. «Zweiundzwanzig Grad.»

Der andere dreht das Rad und sieht auf den Kompaß. Unter der Nadel wandert die Gradeinteilung. «Liegt an!»

Gegen Mittag hat Zollsekretär Tjälde gemeinsam mit dem neuen Zollassistenten die Devisensache Björnson erfolgreich abgeschlossen, hat Lona seinen Bericht diktiert, den sie noch aus dem Stenogramm überträgt, und ist ebenso wie der Assistent nach Hause gegangen. «Vor übermorgen will ich Sie beide hier nicht sehen», hatte Frederich befohlen, «und gnade Ihnen Gott, Sie schlafen sich nicht richtig aus.» Das schätzen seine Mitarbeiter an ihm – der Kommissar verlangt bedingungslosen Einsatz, aber er sorgt sich auch um sie und überfordert sie nicht. Böse Zungen behaupten, ebendeshalb sei er noch immer nicht zum Oberkommissar befördert worden. Ihm selbst scheint das jedoch höchst gleichgültig zu sein.

«Mobiles Kommando für die Zweite Abteilung, Kommissar Frederich», dröhnt der Lautsprecher.

Der Kommissar räuspert sich und drückt die Taste. «Frederich.»

«Ich erhalte eben eine Meldung vom Hubschrauber. Er hat das Bergungsschiff ausgemacht. Die ‹Christina drei› fährt mit südwestlichem Kurs und hält sich innerhalb der Hoheitsgewässer. Im Augenblick der Meldung war sie auf der Höhe von Kragerø. Der Pilot schätzt die Geschwindigkeit auf maximal acht Knoten. Wünschen Sie, daß er am Objekt bleibt?»

Frederich schüttelt heftig den Kopf. «Nein! Es muß wie der normale Patrouillenflug aussehen. Ich bedanke mich. Ende.» Mit kleinen, lebhaften Schritten geht er zur Wandkarte, die den Südteil Norwegens zeigt. Sich auf die Zehenspitzen stellend, fährt er mit dem Zeigefinger von Oslo aus an der Küstenlinie entlang. «Kragerø!» Der Finger fährt weiter. «Hier ist Grimstad. Da ist Fevik.»

Heiberg und Bratt sind aufgestanden und zu ihm getreten. Er dreht sich zu ihnen um, schiebt die Brille hoch und schaut von einem zum anderen. «Na, dann wollen wir mal!» Beinahe jungenhaft klingt das. Obwohl er im Dienst der Zollfahndung alt und grau geworden ist, hat er immer noch Freude an seiner Arbeit, ist nie der Routine erlegen und würde es einfach nicht fertigbringen, bei einem Anlaß wie diesem seine jungen Leute loszuschicken und sie vom Büro aus zu dirigieren.

Bratt packt wortlos seinen «Tornister». Der Rasierapparat, die Zahnbürste, zwei Pakete Zwieback, eine Schachtel mit Teebeuteln und die Tüte voll Zucker wandern aus der unteren Schreibtischlade in die Aktentasche. Heiberg hat bereits seine Wildlederjacke abgelegt und schnallt das Pistolenhalfter um. Der Kommissar muß lediglich sein Halfter aus der Schreibtischschublade nehmen und in einen Reiselord legen. Diese große Ledertasche ist ständig gepackt – dafür sorgt seine Frau. Einmal in der Woche muß er den Lord mit nach Hause bringen, damit sie den Inhalt auf den neuesten Stand bringen und sich von seiner Vollständigkeit überzeugen kann. Wenn er gelegentlich mault, sagt sie, er müsse bloß daran denken, den warmen Mantel nicht zu vergessen, alles andere könne er ihr überlassen.

Abermaliges Räuspern, neuerliches Niederdrücken der

Sprechtaste... «Kommissar Frederich für das mobile Kommando. Geben Sie an null-eins-zwo-vier: klar Schiff zu Marsch und Gefecht! Und schicken Sie mir ein Auto.»

Ohne Halt fährt der Wagen am Zollhafen vorüber. Die grauen Kutter, scharf auf den Kiel gebaut, mit khakifarbenen Aufbauten und bestückt mit starken Scheinwerfern, bleiben zurück. Erst ein Stück hin stoppt das Fahrzeug, steigen der Kommissar und seine beiden Begleiter aus. Hier sieht man keine uniformierten Zollwachtmeister mehr, hier gibt man sich betont zivil, und auch das Boot, auf das die drei zugehen, hat keinen dienstlichen Anstrich. 0 124 unterscheidet sich in nichts von den kleinen Fischereifahrzeugen, die zu Hunderten in der Nordsee und im Skagerrak und Kattegatt ihre Netze schleppen. Der bärtige Schiffer im Rollkragenpullover reicht Frederich die Hand und erleichtert ihm so das Anbordgehen. Ein Laufbrett hält man für überflüssig: ein kleiner Sprung genügt, über die scheuernden Fender von der Mole auf den Fischkutter zu gelangen. Dann sagt der Bärtige: «Wir sind klar zum Auslaufen.»

«Na, bitte! Dann laufen Sie aus!» Der Kommissar, eine Wildledermütze auf dem Kopf, nickt ihm zu. «Erst mal in Richtung Grimstad–Fevik. Eine mysteriöse Sache. Ich weiß noch nicht recht, was ich davon halten soll.» Er hebt vielsagend den kleinen Finger, und da weiß Kronberg, was die Glocke geschlagen hat. Sie haben schon oft zusammengearbeitet, und auf «mysteriöse Sachen» ist 0 124 geeicht. Zur Lösung solcher Unternehmen ist 0 124 geschaffen worden. In unregelmäßigen Zeiträumen wird die Nummer geändert, der Anstrich gewechselt. Auch kleine Veränderungen an den Deckaufbauten gehören dazu. Manchmal wird auch eine neue Maschine eingebaut – viel stärker, als man sie gemeinhin auf Fischkuttern findet. Das allerdings bleibt verborgen. In Hafennähe und bei Küstensicht steht der Maschinentelegraf stets auf «halbe Fahrt». Dann schippert der Kutter mit gemütlichen acht Knoten dahin.

0 124 ist vierundzwanzig Meter lang, fast sieben Meter breit

und hat einen Tiefgang von knapp vier Metern. Die Besatzung zählt acht Mann, die, wenn notwendig, auch die beiden schweren Maschinengewehre bedienen, mit denen der Kutter bestückt ist. Im Augenblick befinden sie sich unter Deck; nur bei Bedarf werden sie auf die jetzt mit Persenning und Fischereigerät getarnten Drehgestelle montiert. Das sind nur ein paar Handgriffe. In sechzig Sekunden kann 0 124 feuerbereit sein. In eine Schießerei auf See war der Kutter jedoch noch nie verwickelt. Bisher reichte es aus, wenn 0 124 mit voller Fahrt auf Schmuggler zubrauste und ihnen eine ehrfurchtgebietende Bugwelle zeigte.

25

Wie Fabelwesen bewegen sie sich durch diese Welt des Schweigens, die beiden schweren Taucher von der «Christina III». Die Bleilasten an Schuhen und Gürteln sorgen dafür, daß die unförmigen Körper seltsam in der Schwebe bleiben. Die Schwerkraft scheint aufgehoben zu sein. Das Wasser treibt die Männer so wenig nach oben, wie die Gewichte sie auf den Meeresboden drücken. Mit eigenartig trägen und in Wahrheit doch viel Kraft kostenden Schritten bewegen sie sich vorwärts. Nacht umgibt sie, tiefschwarze Nacht, obwohl dreißig Meter über ihnen der Wasserspiegel im Sonnenlicht gleißt. Sie sehen eigentlich nur, was der Scheinwerfer, den jeder auf der Brust trägt, mit seinem Lichtkegel erfaßt.

Die Helligkeit lockt Fische an. Sie nähern sich ohne Furcht, neugierig, als hielten sie alles, was sich hier unten bewegt, für ihresgleichen. Schollen sind da, die sich wie große Blätter wellenförmig fortbewegen und sich dicht über Grund dahintreiben lassen. Sie heben sich kaum ab und verschmelzen, was die Farbe anbelangt, mit dem Meeresboden. Der erinnert hier an eine leicht gewellte, ebene Landschaft, die mit

Schlamm und Sickerstoffen bedeckt ist und die – das wissen die Taucher aus Erfahrung – in den Wellentälern meterdick und manchmal unergründlich sein kann.

Dem Grund gilt ihre ganze Aufmerksamkeit. In einigem Abstand gehen die Taucher nebeneinander her. Die «Christina III» hat die beiden unmittelbar am Kreuzweg der Koordinaten herabgelassen. Die Abdrift ist einkalkuliert. Es wäre ein Wunder, wenn die Taucher den rund fünfzehn Jahre auf Grund liegenden Behälter auf Anhieb finden würden. Damit rechnen sie nicht, und es macht sie auch nicht nervös, daß sie nun schon stundenlang vergeblich suchen. Man hat da seine Erfahrungen und ebenso eine bestimmte Methode, ein in Frage kommendes Gebiet systematisch durchzukämmen. Vor zwei Jahren einmal haben sie drei Tage gebraucht, ihr Objekt zu finden.

Im Licht der Scheinwerfer erscheint eine Miesmuschelbank, höher gelegen als die Umgebung. Sie liegt in ihrer Richtung, und deshalb gehen sie darauf zu. Dann bleiben sie stehen. Es ist, als gerate der Meeresboden in Bewegung. Schlick wirbelt auf und nimmt die ohnehin schlechte Sicht vollends. Es läßt sich gerade noch erkennen, daß ein zentnerschwerer Meeresaal aus dem Schlick hervorschießt, die schwarze Wolke verursacht und nun davonschwimmt. Sofort verschluckt ihn die Dunkelheit.

«Wir stehen im Finstern», sagt der eine Taucher in das Mikrofon seines Helms. «Hier ging eben ein Aal hoch. Scheint da oben noch die Sonne?» Und als der Mann, der auf der «Christina III» die Sprechverbindung hält, das lachend bestätigt hat, fügt er hinzu: «Wir bleiben stehen, bis wir etwas sehen können.»

Belanglose Sätze, aber sie müssen gesagt werden, damit die oben wissen, daß die Verbindung intakt und unten alles in Ordnung ist.

Unsäglich langsam senkt sich die Wolke; die Scheinwerfer greifen wieder weiter in die Dunkelheit. Die Suche wird fortgesetzt, und jeder Schritt ist verbunden mit einer halben

Drehung erst nach der einen, dann nach der anderen Seite. So erfassen die Lichtbahnen einen breiteren Raum. Meter um Meter gehen die Männer vorwärts. Alle zehn Schritte eine Pause. Was sie hier tun, ist schwere Arbeit.

Der Scheinwerfer des zweiten Tauchers beginnt plötzlich zu flackern. Doch es scheint nur so, denn der Mann bewegt die Hand vor der Scheibe auf und ab. Da weiß der andere, daß ihn sein Kamerad auf etwas aufmerksam machen will. Er geht zu ihm. Nun zeigen beide Lampen in eine Richtung. Dicht über dem Boden steht eine Unterwasserboje. Ihre Halterung verschwindet im Schlamm. Es gehört viel Erfahrung dazu, in jenem von Muscheln bewachsenen und dadurch unförmig gewordenen Körper eine Boje zu erkennen. Hinzu kommt, daß sie durch den Bewuchs schwerer geworden ist und kaum noch Auftrieb hat. Die Halterung ist nicht mehr straff gespannt, der unförmige Ball rollt wie in einer Dünung.

Die beiden Taucher schlagen mit Hämmern den Bewuchs ab. Mühsam ist das. Natürlich melden sie ihren Fund nach oben, und die Worte, die sie sagen, sind sehr vorsichtig gewählt. Sie lassen noch alle Möglichkeiten offen. Bloß keinen verfrühten Optimismus!

«Schickt uns was runter, damit wir die Fundstelle markieren!»

«Schwimmboje!» sagt der Kapitän der «Diamant» zu dem neben ihm stehenden Born und läßt das Glas nicht von den Augen.

«Und das heißt?»

«Das heißt: Es ist was gefunden worden, und sie kennzeichnen die Stelle auf dem Meeresgrund.»

«Und nun?»

Wollermann hebt die Schultern. «Jetzt holen sie erst mal die Taucher hoch. Die sind so lange unten, die brauchen 'ne Pause. Und dann beraten sie, was sie machen. Ich würde vorschlagen, Herr Born, daß wir abdrehen. Wir wollen doch nicht auf uns aufmerksam machen, oder?»

«Kein Oder!»

Der Kapitän nickt und gibt die notwendigen Kommandos. «Ich schicke einen Mann auf den Großmast. Dem geben wir Sprechfunk mit, damit er uns verständigt, wenn was passiert. Drüben sehen sie dann nicht mehr von uns als unsere Mastspitze, und auf die zu achten haben sie keine Veranlassung.»

Gleich darauf entert ein Matrose zum Mastkorb auf. Detjen beobachtet den Vorgang und denkt, auf der «Diamant» könne die Mannschaft wohl durch nichts mehr verblüfft werden. Alle Befehle werden hier mit einer Gelassenheit aufgenommen, als wäre das alles schon einmal dagewesen, vertraut und nicht ungewöhnlich.

Born kommt zu ihm nach achtern und läßt sich neben Achim in einen Liegestuhl fallen. Der dritte Liegestuhl bleibt leer. Gabriele hockt bei den beiden Abenteurern, die sich ein Stück hin auf einer Decke ausgestreckt haben und die Blondine mit der Schilderung phantastischer Erlebnisse unterhalten. Dabei stellen sie ihr Licht keineswegs unter den Scheffel. Von Haien und Barrakudas erzählen sie, von bizarren Korallenbänken, die im Scheinwerferlicht in den schönsten Farben aufglühen, und von der Blödheit der Schauspieler, die alt ausgesehen hätten, wenn nicht sie, die beiden Helden auf der «Diamant», unter Wasser ihre Rollen übernommen hätten. Gabriele hört ihnen gläubig zu, nimmt alles für bare Münze und genießt wohl auch ein bißchen die bewundernden Blicke der Männer. Sie trägt einen schwarzen Bikini, der mehr zeigt als verhüllt, und sie ist gut gebaut, diese Gabriele. Man bewundert sich gegenseitig und empfindet das als durchaus angenehm.

«Wenn ich noch einmal auf die Welt komme», sagt Detjen und rekelt sich behaglich, «dann gehe ich zur Rhein-Main-Detektei. So, wie ihr arbeitet, können andere nicht einmal ihren Urlaub verbringen.»

Born sieht ihn von der Seite an und runzelt die Stirn. «Das täuscht, mein Lieber! Das täuscht. Wir machen keine Picknickfahrt, wenn es auch so aussieht.» Er blickt zu Gabriele hinüber. Daß sie dort bei den Athleten hockt, mißfällt ihm. Er

ruft sie heran und fragt, ob sie ihn und Herrn Detjen verdursten lassen wolle. Born denkt an seine Kommißzeit. Man muß die Leute beschäftigen, damit sie nicht auf dumme Gedanken kommen. Das gilt wohl auch für Frauen. «Orangensaft, bitte! Mit viel Eis und möglichst schnell.»

Sie begreift sofort und ist die Liebenswürdigkeit selbst. Eilig wendet sie sich zum Niedergang. Born sieht ihr nach. Muß sie denn so in den Hüften schaukeln! denkt er wütend. Aber immerhin – sie gehorcht. Und sie hat im Vorbeigehen nicht einen Blick für die Unterwasserhelden. Das nimmt er mit Befriedigung wahr.

Detjen amüsiert sich, doch er schweigt. Er stellt Born die gleiche Frage, die ihm der Steuermann schon beantwortet hat. «Was sind das für Typen? Gehören sie zur Besatzung, oder ist das Marschverpflegung für Gabi?» Und weil Born zusammenzuckt und auf einmal sehr leidend aussieht, nimmt er sofort zurück. «'ne dumme Bemerkung. Vergiß sie.»

«Das sind Schwimmtaucher. Froschmänner», erklärt Born. Er macht gar kein Hehl daraus. «Denkst du, ich sehe zu, wie die da drüben das Zeug hochholen und wieder nach Norwegen schleppen, genau dahin, von wo es U-dreißig-achtundzwanzig wegbringen sollte? Wenn die den Behälter aus dem Schlamm gepult haben, schicke ich die beiden auf die Reise. Sie sollen den Norwegern das Zeug quasi unterm Arsch wegziehen. Und dann auf und davon!»

«Glänzende Idee!» Das ist genau das, was Winnie und er vermutet haben. «Nun sag mir mal eins, Born: Wenn wir das Ding an Bord haben, was geschieht damit?»

Der Chef der Rhein-Main-Detektei lächelt, denn er sieht Gabriele beflissen mit drei Gläsern Orangensaft kommen. Das heißt, daß sie sich zu ihnen setzen und nicht auf die Decke der Froschmänner zurückkehren wird. «Wir bringen ihn nach Hamburg. Aus.»

«Nach Hamburg», echot Detjen. Er wiegt den Kopf und schneidet eine Grimasse. «Im Ganzen? Ist das nicht ein bißchen unbedacht? Bundesgrenzschutz? Zoll? Leute, die be-

obachten, wie der Brocken von Bord gebracht wird? Das gefällt mir gar nicht.»

Born nimmt zwei Gläser von Gabrieles Tablett und reicht eins Achim. Nun, da sich das blonde Mädchen brav neben ihn setzt, nimmt er keine Notiz mehr von ihr. Undank ist der Welt Lohn. «Da mach dir nur keine Sorgen! Die, auf die es ankommt, wissen Bescheid, und die anderen können mich mal.»

Detjen trinkt. Dann stellt er das Glas neben den Liegestuhl und zieht das Hemd aus. Es ist herrlich warm geworden, der Wind weht jetzt schwach, und die Sommersonne brennt aufs Schiff.

«Dem Rhein-Main-Urlauber Detjen genügt das, dem Verbindungsoffizier leider nicht ganz. Ich bin gehalten, jedes Aufsehen zu vermeiden. Mir wäre es lieber, den Behälter an Bord zu öffnen, allen unnötigen Ballast außenbords zu pfeffern und das, worauf es ankommt, dezent und unverfänglich an Land zu schaffen.»

Born läßt die Eiswürfel im Glas kreisen und klirrend gegen die Wand stoßen. «Überlegenswert, was du da sagst», räumt er ein. «Wirklich überlegenswert!»

Achim blinzelt in die Sonne und verzieht keine Miene, ja er wirkt ausgemacht uninteressiert. Dabei überlegt er fieberhaft. Das fehlte noch, daß diese Seereise für ihn ausgeht wie das Hornberger Schießen, weil der Behälter an Bord nicht geöffnet wird.

«Sie sollten sich aber einreiben, Herr Detjen», bemerkt Gabriele. «Sonst haben Sie morgen den schönsten Sonnenbrand. Man glaubt gar nicht, wie intensiv das Sonnenlicht auf See ist! Neulich erst habe ich im ‹Frauen-Freund› gelesen...»

«Halt die Klappe!» unterbricht sie Born, ohne den Kopf zu wenden oder die Augen zu öffnen, die er geschlossen hat. «Vater denkt nach.»

Achim sieht das Mädchen an und lächelt ihm zu. Seine Bemerkung scheint bei Born auf fruchtbaren Boden gefallen

zu sein. Gabriele bezieht das Lächeln ganz auf sich und erwidert es.

Die elegante Silke Bräuer, die wie ein Fremdkörper an Bord der «Christina III» wirkt, sieht zu, wie die Taucher zu neuem Einsatz gerüstet werden. Es dauert seine Zeit, bis sie fertig sind. Die rostroten Anzüge aus gummibeschichtetem Gewebe und auch die bleibeschwerten Schuhe haben sie schon an. Damit sind sie über Wasser bewegungsunfähig. Sie können nur still stehen und sich von Helfern weiter anziehen lassen. Der schwere Gürtel wird ihnen umgelegt, an dem einfaches Werkzeug hängt. Die Helme sind so schwer, daß jeweils zwei Mann sie anheben und den Tauchern aufsetzen müssen. Noch ist die Sichtscheibe offen, noch müssen auch Brust- und Rückengewicht eingehängt werden. Schon ist der Luftschlauch angeschlossen, die Sprechverbindung hergestellt, und nun wird auch die Sichtscheibe zugeschraubt. Eine Sprechprobe findet statt, die Druckmesser des Kompressors zeigen die ordnungsgemäße Zuführung von Atemluft an. Noch eine Probe der Scheinwerfer, dann ist es wieder soweit. Zur Brücke wird ein Handzeichen gegeben, und gleich darauf hebt die Motorwinde die schwere Stahlplatte an, auf der die Taucher stehen, schwenkt sie außenbords und läßt sie langsam in die Tiefe gleiten. Das sieht aus, als führen sie mit einem Fahrstuhl hinab, dem die Seitenwände fehlen. Blasen steigen hoch – verbrauchte Luft strömt aus den Auslaßventilen. Und oben an Deck steht einer, der keinen Blick von den Manometern des Kompressors und die Hand nicht vom Regulierhebel läßt. Neben ihm hat der Mann mit den Kopfhörern und dem Kehlkopfmikrofon seinen Platz.

Auch der Rest der Mannschaft ist vollbeschäftigt. Eine Schlauchtrommel steht bereit. Die Spitze wird aufgesetzt und beschwert, außenbords gehievt und langsam hinabgesenkt. Die Trommel dreht sich. Auf norwegisch sagt eine Männerstimme Zahlen. Die Bräuer versteht nichts, doch sie vermutet richtig, daß er angibt, wie viele Meter Schlauch ab-

gelaufen sind. Dann wird die Trommel gestoppt. Eine ganze Weile geschieht gar nichts, dann quittiert der Mann mit den Kopfhörern eine Meldung von unten und gibt wieder ein Handzeichen zur Brücke.

«Jetzt haben die Taucher den Schlauch aufgefangen und sind mit ihm am Objekt», erklärt in seinem langsamen, behutsamen Deutsch der Kapitän der «Christina III» zuvorkommend. Dann gibt er einen Befehl. Eine Hochdruckpumpe wird angelassen. Der bis jetzt schlaff auf Deck liegende Schlauch wird plötzlich lebendig. Er wird prall und rund. Ein Zittern durchläuft ihn.

Die Bräuer steht und schaut. In der Pause vorhin ist das weitere Vorgehen besprochen worden, und der Kapitän hat sie mit dem vertraut gemacht, was jetzt geschieht. Mittels eines scharfen Wasserstrahls werden die Taucher zunächst einmal Schlick und Schlamm vom Behälter wegblasen. Erst, wenn man ihn sehen kann, läßt sich das weitere Verfahren bestimmen. Seewasser sei aggressiv, bemerkt er, und man müsse vorsichtig sein, damit der Behälter bei unsachgemäßer Behandlung nicht auseinanderfalle. Fünfzehn Jahre seien eine lange Zeit, und der Rost... Auf die Frage, wie lange es dauern werde, hebt er die Schultern. Man könne froh sein, wenn die Taucher heute noch wenigstens eine Kante des Behälters zu Gesicht bekämen. Vor morgen abend glaube er nicht an die Möglichkeit einer Hebung. Das sei ganz ausgeschlossen.

«Ich kann mir nicht vorstellen, wie es da unten aussieht», sagt Silke.

«Der Wasserstrahl wühlt alles auf. Die Männer auf dem Grund stehen in einer Wolke von Schlamm und Dreck. So dicht ist die Wolke, daß die Scheinwerfer – wenn es hoch kommt – sie zehn oder zwanzig Zentimeter weit durchdringen. Das Wasser wirbelt, und ein Teil des Schlicks sinkt wieder dahin zurück, von wo er kam. Aber da kann ich reden, soviel ich will – Ihnen von hier oben aus ein Bild zu geben, das ist unmöglich. Wenn Sie mich fragen, ich möchte nicht da vor Ort stehen», erwidert der Kapitän.

Die Bräuer geht vor zum Bug, lehnt sich aufs Schanzdeck und blickt über das weite Meer. Die Sonne steht schon tief; neben der «Christina III» liegt grotesk verzerrt ihr Schatten. Die See ist ruhig, nur kleine, schuppenförmig aussehende Kräuselwellen sind da und spielen miteinander. In einiger Entfernung ziehen Fischkutter. Sie fahren langsam, und die Stützsegel, die sie gesetzt haben, um Dieselkraftstoff zu sparen, spannen sich kaum. Der leise Zug des Windes reicht nicht recht, sie zu blähen. Aber hübsch sehen sie aus, ockerfarben und von schmutzigem Weiß.

Weit und breit keine «Diamant». Das verunsichert Silke Bräuer ein wenig. Es war doch vereinbart. Nur zögernd entschließt sie sich, das vereinbarte Signal zu geben. Das kommt ihr vor, als unterhalte sie sich mit einem Partner, der nicht vorhanden ist. Sie zieht ihr Kopftuch aus der Jackentasche – knallrot ist es und weithin sichtbar – und legt es vor sich aufs Schanzdeck. Sie faßt es an beiden Enden und hebt es hoch, daß es wie ein Segel flattert. Ein kindliches Spiel, unverfänglich. Die Männer von der «Christina III», die es sehen, lächeln verständnisvoll. So verhalten sich Leute, die selten auf Schiffen sind.

Auf der «Diamant» kommt das Signal an. Der Ausguck meldet es nach unten, der Steuermann übermittelt es Born. Der erklärt es Detjen: «Noch nichts zu machen! Erst, wenn sie das Kopftuch umbindet, sind wir dran.»

Achim verzieht das Gesicht. «Das gefällt mir nicht. Die Bräuer da drüben muß sich auf das verlassen, was ihr die Mitarbeiter der Reederei sagen. Glaubst du nicht, daß denen daran liegt, die Sache so lange wie möglich hinzuziehen? Jede Stunde ist bares Geld für sie.»

Born steht auf. Er verschwindet im Kartenhaus. Gleich darauf wird der Diesel angelassen, und die «Diamant» nimmt Fahrt auf. Und Born kommt zurück, geht jedoch nicht bis zu den Liegestühlen, sondern bleibt bei den Unterwasserathleten stehen. Die erheben sich. Sie reden miteinander. Detjen kann nicht verstehen, was gesagt wird, aber er hat doch das Gefühl,

daß seine Anregung auf fruchtbaren Boden gefallen ist, denn die beiden verschwinden im Niedergang. Born bleibt stehen und stützt beide Hände auf die Reling. Achim tritt zu ihm. Gabriele stört sie nicht. Sie schläft in ihrem Liegestuhl und hat ein rosiges, kindliches Gesicht, über das blonde Haarsträhnen wie ein Schleier fallen.

«Wenn die Dämmerung einsetzt, gehen unsere beiden mal nachsehen.»

«Und die Taucher?»

«Nach ihrem Arbeitsrhythmus zu urteilen, müßten die gleich wieder hochgehievt werden. Und dann ist erst mal Nachtruhe.»

«Wird man nicht das Licht unter Wasser sehen?»

Born schüttelt den Kopf. «Die beiden sagen nein. Dazu wären sie zu tief, und außerdem – warum sollten die drüben darauf achten?»

Nun ist die «Christina III» schon mit bloßem Auge zu sehen. Sie lassen sich Gläser geben und sehen, daß der «Fahrstuhl» drüben wieder auf Deck steht. Das Bergungsschiff hat seine Tätigkeit für heute eingestellt, liegt vor Anker und zeigt weithin seine Lichter – Steuerbord grün, Backbord rot, und am Mast übereinander rot-gelb-rot. Dieses Signal ist die international übliche Kennung: «Bergungsschiff bei der Arbeit.» Und überall im Schiff brennt Licht. Bis herüber zur «Diamant» schallt Musik aus dem Oberdecklautsprecher der «Christina III» – Feierabend. Da drüben machen sie es sich gemütlich.

Mit auswärts gesetzten Füßen kommen die Froschmänner den Niedergang hoch. Ihr Gang ist merkwürdig verändert. Die großen Schwimmflossen an ihren Füßen zwingen sie, anders zu laufen als sonst. Sie sehen auch ganz verändert aus in den schwarzen Neoprenanzügen, die nichts frei lassen als die Hände und ein schmales Gesichtsoval. So erinnern sie seltsam an Besucher von einem anderen Stern, an seltsame Zwitter zwischen Mensch und Fisch. Die Taucherbrillen sitzen ihnen noch auf der Stirn, Nasenklemme und Mundstück des Atem-

geräts baumeln vor der Brust. Die Sauerstoffflaschen tragen sie auf dem Rücken, die Bleigürtel haben sie schon angelegt.

Detjen und Born sehen zu, wie Matrosen mit einem Ladegeschirr eine Torpille aus dem Laderaum hieven. Der Steuermann achtet darauf, daß sie dabei stets auf der dem Bergungsschiff abgewandten Seite der «Diamant» bleiben. Auf dieser Seite soll auch das Gerät ins Wasser gelassen werden. Es hat die Länge eines großen Torpedos, nur ist es vorn stumpf und mit drei Scheinwerfern bestückt. Mit geübten Griffen klappen die Froschmänner die seitlichen Stabilisierungsflächen aus und arretieren sie. Unterhalb des Torpedoleibes sieht Achim eine Haltevorrichtung, wie gemacht zum Lastentransport. Er begreift, daß mit ihrer Hilfe der mysteriöse Behälter zur «Diamant» hinübergeschleppt werden soll. Auf dem Rücken des Torpedos befinden sich Meßskalen, die Steuereinrichtung und ein Flugzeugkompaß mit Flüssigkeitsfüllung. Natürlich weiß der Flieger Detjen, daß Flugzeugkompasse an Präzision ihresgleichen suchen. Unter Wasser werden die beiden Froschmänner rittlings hintereinander auf dem spindelförmigen Körper sitzen.

Der Steuermann läßt die Maschine stoppen, peilt die Lage der von den Helmtauchern gesetzten Orientierungsboje und stellt persönlich die entsprechende Kurszahl am Kompaß der Torpille ein. «Nachdem wir Sie ausgesetzt haben, laufen wir ab», sagt er nebenbei. «Sobald es ganz dunkel ist, liegen wir wieder hier und nehmen Sie auf.» Weitere Erklärungen gibt er nicht, und das ist wohl auch nicht nötig. Die beiden nicken gleichmütig. Für sie, die Auge in Auge mit Haien getaucht sind, ist dieser ganze Einsatz in der Nordsee nur ein Klacks. Und was Unterwassernavigation angeht – das gehört zu ihrem Handwerk, da macht ihnen niemand etwas vor.

Die Torpille wird weggefiert, und sobald sie im Wasser ist, nehmen die Froschmänner Nasenklemme und Mundstück, ziehen die Brillen herab, setzen sich auf die Reling und lassen sich rückwärts ins Meer fallen. Wasser peitscht auf, aber da lösen die beiden auch schon ihr Gefährt aus der Halterung und

schwingen sich darauf. Die Schraube quirlt das Wasser, und in einem eleganten Bogen löst sich die Torpille von der Jacht und verschwindet in der Tiefe. Nichts erinnert mehr an sie. Sogleich nimmt die «Diamant» wieder Fahrt auf, Richtung Oslofjorden.

Born dreht sich um und sieht Gabriele an, die die Vorgänge an Bord natürlich geweckt und angelockt haben. Eine Kamera hat sie sich geholt und eine Menge Aufnahmen vom Aufbruch der Froschmänner gemacht. Der Chef der Rhein-Main-Detektei streckt die Hand nach dem Apparat aus. «Genug von uns. Nun stellst du dich mal an die Reling.»

Er gibt sich viel Mühe, gute Aufnahmen zu machen; er sucht immer neue Blickwinkel und nimmt sogar recht halsbrecherische Positionen ein. Dabei passiert es dann. Die Kamera rutscht ihm aus der Hand, klascht ins Wasser und versinkt in der Nordsee.

«Ach, das tut mir aber leid!» sagt Born scheinheilig und tätschelt Gabriele, die dem Weinen nahe ist, väterlich die Wange. «Sei nicht traurig, Gabilein! Sobald wir an Land sind, kaufe ich dir eine neue. Eine viel schönere.»

Das tröstet sie. Sie wendet sich zum Niedergang. Als sie nicht mehr hören kann, was auf Deck gesprochen wird, dreht sich Achim zu Born. «Keine Fotos, klar! Aber du bist ein miserabler Schauspieler, Born!»

Der grinst. «Für Gabi reicht's.»

26

Die räumliche Enge von 0 124 belastet Kommissar Frederich mehr, als er zugibt. Seinem Betätigungsdrang sind hier Grenzen gesetzt. Den mitgenommenen Roman, dessen Handlungsführung ziemlich genau dem tatsächlichen Ablauf des seinerzeit berühmten und in die Kriminalgeschichte eingegangenen «Falles Eunice» gleicht, hat er in der vergangenen Nacht

ausgelesen. Heiberg und Bratt haben geschlafen wie die Murmeltiere und am Morgen davon geschwärmt, wie wunderbar sie die See in den Schlummer gewiegt habe, aber er, der Kommissar, hat auf einem Schiff noch nie gut schlafen können. Da hat er das Bulleye weit geöffnet, seine Taschenlampe genommen und sich von dem Buch entführen lassen in das Paris Mitte der dreißiger Jahre und in das kleine Büro eines Kriminalreporters Jacques Batissier, und die Stunden sind ihm wie im Fluge vergangen.

Jetzt ist wieder Mittag. Die Sonne brennt auf die Planken. Wie ein Brett liegt die See, glänzend wie Blei. Die Helligkeit tut den Augen weh; fast alle an Bord tragen Sonnenbrillen. Bratt döst im Schatten des Kabelgatts, hat Schuhe und Strümpfe ausgezogen und die Hosen bis über die Waden hochgekrempelt.

Heiberg beobachtet, gedeckt durch das Steuerhaus, mit einem starken Glas das Geschehen auf See. Als der Kommissar zu ihm tritt, bemerkt er: «‹Christina› liegt immer noch vor Anker.»

«Und der Segler?»

Das Glas wandert. «Hält sich vornehm im Hintergrund.» Der Zollobersekretär wendet sich seinem Chef zu. «Ich habe mit unserem Schiffsführer über die Schonerbrigg gesprochen. Er hat sie die ganze Nacht über ununterbrochen im Radar gehabt. Mal ein bißchen näher, mal ein bißchen weiter weg.»

Frederich schiebt seine Wildledermütze weit nach hinten. Er reibt sich die Stirn, auf der das Schweißband der Kopfbedeckung eine deutliche Spur hinterlassen hat. «Irgendwie hängen die beiden zusammen», sagt er.

«Funkkontakt haben sie nicht», gibt Heiberg zu bedenken. «Und eigentlich könnte es bald etwas zu essen geben.»

Der bärtige Schiffsführer gesellt sich zu ihnen. «Ich bleibe dabei, Herr Kommissar», wirft er hin. «Mit Rauschgift hat das da drüben nichts zu tun. Fünfzig Kilo Rauschgift, erst kürzlich abgelegt, können ein paar Froschmänner wegbringen. Was die da heben, ist etwas anderes! Da liegt der Schlamm von Jahr-

zehnten drauf. Bis vor kurzem haben sie noch gespült, das heißt, sie haben irgendwas freigelegt.»

«...das nun, da es zugänglich ist, ein paar Froschmänner ohne Aufsehen zum Segler hinüberschleppen könnten», kombiniert der Obersekretär.

«Es handelt sich um den deutschen Segler ‹Diamant›, Kapitän Fritz Wollermann, Heimathafen Hamburg. Eigner ist so ein Tabakkönig», erklärt Kronberg sofort.

Gegen Millionäre und ihre Jachten hat der Kommissar etwas, besonders, wenn sie aus der BRD kommen. Wenn auch Norwegen im NATO-Rat Seite an Seite mit den Leuten aus Bonn zusammenarbeitet – ihm, Frederich, sind die Jahre der Besetzung seines Vaterlandes durch Nazi-Truppen deutlich in Erinnerung, und die Eindrücke, die er damals von den «Herrenmenschen» erhielt, wird er bis an sein Lebensende nicht los.

Frederich nimmt die Mütze ab und wedelt sich mit ihr wie mit einem Fächer Luft zu. Er geht bereits in Richtung Steuerhaus, als er über die Schulter hinweg zu Kronberg sagt: «Stellen Sie doch mal eine Sprechverbindung zum mobilen Kommando her!»

In diesem Augenblick kommt der Smutje den Niedergang hoch. «Backen und banken!» ruft er fröhlich, hebt einen Teller voll handfester Männerstullen hoch und bringt es fertig, dennoch die unter die Arme geklemmten Bierflaschen nicht fallen zu lassen. «Bitte, meine Herren, greifen Sie zu! Eine Platte nach der bescheidenen Art der königlichen Zollverwaltung!»

Die Torpille liegt auf Deck. Eine Persenning verbirgt sie neugierigen Blicken. Offen sind nur die Batterieschächte. Es sieht aus wie bei einer Operation, bei der bis auf die Operationsstelle alles abgedeckt wurde. Die Froschmänner, in Badehosen beide, wechseln mit großer Sorgfalt die Akkumulatoren aus. Matrosen der «Diamant» helfen ihnen dabei. Ehe die Schächte wieder geschlossen werden, überprüfen sie

noch einmal die Ladespannung. Für einen Augenblick lassen sie die E-Maschine an. Die Schraube, durch einen Tunnel geschützt, bildet für Bruchteile von Sekunden einen flirrenden Kreis.

«Okay!» Der Wortführer der beiden Froschmänner wendet sich an Born. «Damit ziehen wir das Ding weg. Wir müssen ihm nur ein bißchen Auftrieb verschaffen, damit es nicht schleift. Aber das ist kein Problem.» Und er deutet auf etwas, das wie ein zusammengelegter Plastiksack aussieht und mit einer Preßluftflasche verbunden ist.

Ein Stück hin lehnt Detjen am Fockmast und sieht zu. Kein Zweifel, die Operation tritt in ihre entscheidende Phase. Auch heute haben die Froschmänner, während die Helmtaucher auf der «Christina III» ausruhten, eine Fundortbesichtigung durchgeführt. Sie berichteten, daß die Unterwasserarbeit weit gediehen sei. Der Behälter, völlig von Rost und Bewuchs bedeckt, wäre freigespült und habe die Form eines Torpedos, dem die Antriebsanlage fehle. Statt dessen besitze er einen Ballastkörper, der ihn bis jetzt am Boden festgehalten hat. Die schweren Taucher hätten bereits begonnen, den Ballastkörper abzuschweißen, und führten in diesen Minuten jene Arbeit vermutlich zu Ende. Die Froschmänner hoben die gute fachliche Arbeit und das vorsichtige Herangehen ihrer «Kollegen von der anderen Fakultät» anerkennend hervor.

«Die verstehen ihr Handwerk!» betont der Wortführer. «Ein bißchen weniger Umsicht, und der Behälter wäre wie eine Tulpe auseinandergefallen. Ich kenne solche Fälle. Tagelange Arbeit, und dann versinkt das, was man haben will, auf Nimmerwiedersehen im Schlamm. Dem sieht man nicht an, wie tief er ist, und an manchen Stellen liegt er mehr als zehn Meter hoch. Ohne die Vorarbeit von denen würden wir das Ding nie heil hoch kriegen.»

Wenn es nur erst oben wäre! denkt Achim. Vorhin noch hat ihm Born wie beiläufig zu verstehen gegeben, daß seine Auftraggeber sich nun doch zu der Ansicht bekehrt hätten, es wäre wohl das klügste, den Behälter an Bord zu öffnen und

den Inhalt in weniger verfängliche Pakete umzupacken. «Habe ich ja gesagt!» hatte Detjen ziemlich uninteressiert erwidert. Er wird also Einblick in den Inhalt des mysteriösen Depots aus Lofthus nehmen können, denn das ist klar – allein schafft Born die Umlagerung nicht, von der Detektei ist niemand weiter an Bord, die Besatzung scheidet aus, und Gabriele kommt nicht in Frage. Born muß ihn, den zuverlässigen «alten Kameraden» und Beauftragten des Brigadegenerals von Wieseneck im Amt für Sicherheit der Bundeswehr, um Hilfe bitten.

Betont gleichgültig wendet sich Achim ab und sieht auf die See hinaus. Wie auch gestern schon, liegen in einiger Entfernung Fischkutter. Ein Frachter zieht vorüber.

Der gesprächige Steuermann gesellt sich zu Detjen. Er hält ihm sein Glas hin. «Das ist die ‹Theodor Körner› aus Rostock», erklärt er freundlich. «Die Flagge sieht man jetzt häufiger. Wider Erwarten haben die sich drüben ganz schön gemausert. Ihre Schiffe fahren immer weiter, dehnen ihre Routen bis Algier, Aden, Colombo und Port Sudan aus, habe ich gehört. Und was kann man dagegen tun? Nichts!»

«Ja, so ist das!» Bredebusch hat beim Anblick des DDR-Motorfrachters frohe Gedanken. Ein Stück Heimat – und zugleich ein Beweis dafür, daß die eigene gefahrvolle Arbeit im Ausland Früchte trägt, weil sie zur zuverlässigen Sicherung und zum Schutz des friedlichen Aufbauwerkes daheim beiträgt.

«Drüben ziehen sie die Taucher hoch!» beobachtet und meldet der Mann im Mastkorb der «Diamant», und jeder, der an Bord ein Glas hat, richtet es hinüber zur «Christina III». Ja, den Unterwasserarbeitern werden jetzt die Helme abgenommen. Hilfsbereite Hände befreien sie von ihrer Schutzkleidung. Die Leute von der Schiffsführung und mit ihnen die Bräuer stehen da und reden mit ihnen. Dann verschwindet einer nach dem anderen im Niedergang, und der Oberdecklautsprecher beginnt zu dröhnen. Mittagspause...

Der weibliche Gewährsmann der Rhein-Main-Detektei

bleibt auf Deck. Die Bräuer geht wieder zum Bug, aber diesmal legt sie ihr leuchtendes Kopftuch nicht aufs Schanzdeck, sondern bindet es um. So steht sie und scheint träumerisch das immer wieder veränderte und auf neue Art schöne Bild des offenen Meeres in sich aufzunehmen.

Born zieht hörbar die Luft durch die Nase. Unmerklich strafft er sich, schluckt erregt mehrmals hintereinander, räuspert sich und sagt dann mit einer ganz fremden, belegten Stimme: «Macht euch fertig! An die Kanonen!»

Es ist soweit.

Wie der Blitz stecken die Taucher in ihren Neoprenanzügen, und wie um zu betonen, daß es jetzt gilt, rücken sie die breiten, an die rechte Wade geschnallten Tauchermesser demonstrativ zurecht, ehe sie Nasenklemme und Mundstück nehmen. Die Torpille wird weggefiert, rückwärts klatschen die Männer ins Wasser und verschwinden mit ihrem Gefährt in der Tiefe.

Zunächst halten sie sich dicht unter der Oberfläche. Es ist, als bewegten sie sich an der Grenze zwischen Nacht und Tag. Unter ihnen liegt die Nacht mit gähnendem Schwarz, über ihnen der Tag mit dem nach oben hin allmählich heller werdenden Wasser. Sie fahren gleichsam in der Dämmerung dahin. Über ihnen schwebt ein Quallenschwarm, taumelnde durchsichtige Glocken, die ihre Form ständig verändern. So widerlich sie dem Menschen sind, wenn er ihnen als Schwimmer begegnet – aus dieser Perspektive betrachtet, sind sie schön mit ihrem bläulichen oder rosa Schimmer. Die Reiter auf der Torpille schenken ihnen keine Beachtung, ebensowenig wie einem Pulk Heringen, der eine Weile dicht neben der Torpille herzieht und plötzlich mit scharfer Wendung abdreht, als habe irgendein «Oberhering» dazu das Kommando gegeben. Die beiden Männer sind ganz auf ihr Gerät konzentriert. Matt erhellt, schimmert der Kompaß grünlich unter dem schützenden Glas, und beleuchtet sind auch der Tiefenmesser, die Meßuhren der E-Maschine und der Druckschalter für die Scheinwerfer. Die brennen noch nicht, die werden sie erst in größerer Tiefe in Betrieb nehmen,

unmittelbar vor Ort. So fahren sie dahin, und die Blasen verbrauchter Luft, die die Atemgeräte pausenlos ausstoßen, steigen auf und vermischen sich mit der leichtbewegten See. Die Froschmänner müssen nicht fürchten, verraten zu werden.

Der Wortführer, der jetzt als Steuermann fungiert, läßt den Blick nicht vom Kompaß, zwingt mit kaum merklichen Steuerbewegungen die Torpille, die Kurszahl zu halten, und sieht höchstens einmal auf die Taucheruhr an seinem Handgelenk. Sie haben die Strecke schon mehrmals zurückgelegt und wissen genau, wie lange sie in der Dämmerung fahren können, ehe sie in die Nacht hinunter müssen. Jetzt! Sanft neigt sich die stumpfe Nase des submarinen Schlittens vornüber. Der Zeiger des Tiefenmessers steigt. Fünfzehn Meter... Zwanzig... Die Scheinwerfer flammen auf – drei Lichtbahnen, die sich dicht vor der Torpille zu einem Strahl vereinen. Er trifft auf eine graubraune Wand, die indessen nicht näher kommt, sondern in gleichbleibender Entfernung vor den Scheinwerfern herzuwandern scheint. Der zweite Froschmann bewegt, unangenehm berührt, die Schultern, als fröstle ihn. Was für ein Unterschied, diese Fahrt in der Nordsee, zu ihren früheren Unternehmungen in den lichtdurchfluteten karibischen Breiten mit ihrer Vegetation und der Vielfalt der Farben und der Formen! Wenn sie nur erst wieder dort wären! Sie hoffen beide, daß ihnen das vereinbarte Honorar für diesen Einsatz die Möglichkeit gibt, die Suche nach den Schätzen der spanischen Silberflotte diesmal erfolgreich fortzusetzen. Dafür lohnt es sich, in dieser Ödnis zu tauchen, die kalt und merkwürdig abweisend ist.

«Kurze Mittagspause!» kommentiert Zollobersekretär Heiberg auf 0 124 das Geschehen auf der «Christina III».

Auch Frederich hebt das Glas. Sein Blick schwenkt langsam über das Deck des Bergungsschiffes. Am Bug verweilt er. Dort steht nach wie vor die Bräuer. «Die junge Dame hat die Spielerei mit dem Kopftuch endgültig satt», bemerkt der

Kommissar. «Sie bindet es nicht mehr ab. Und dieses Rot ist die reinste Signalfarbe. Ob sie damit vielleicht ein Zeichen gibt, Heiberg?»

Der hebt die Schultern. «Was meint Ihr kleiner Finger?»

Ohne das Glas abzusetzen, schmunzelt der Kommissar. «Er juckt ganz teuflisch.» Sekundenlang verweilt sein Blick auf dem Taucherfahrstuhl. Der steht an Deck, aber noch werden keine Anstalten getroffen, die Taucher wieder zu rüsten. Die Bemerkung Heibergs, die Mittagspause sei offenbar vorüber, bezieht sich allein darauf, daß jetzt Männer am großen Auslegekran hantieren und an seinem Haken ein Stahlnetz befestigen. Mit dessen Hilfe soll, das ist unverkennbar, der Fund vom Meeresboden hochgehievt werden. Wie es aussieht, wird das geschehen, sobald die Taucher ihre Ruhepause beendet haben. Die Vorbereitungen laufen schon.

Mit einer schnellen Drehung wendet Frederich das Glas. Der Segler liegt mit nackten Masten da, unbeweglich. Der Kommissar tritt zu Kronberg ins Ruderhaus. Auch der Schiffsführer hat das Glas an den Augen.

«Seltsam!» sagt er sofort. «Der Hamburger hat die Maschine an und korrigiert damit die Abdrift. Er liegt exakt auf der Stelle, als hätte er die Absicht, sich weder durch Wind noch durch Strömung voraus, seitlich oder achteraus versetzen zu lassen. Was kann er für einen Grund haben, eine vorgegebene Position so genau zu halten?»

Der Kommissar nimmt die Wildledermütze ab und streicht sich mit der Hand über die glänzende Glatze. «Gestern und auch heute früh noch ist er hin und her gefahren», sagt er. «Ziellos, nur so zum Vergnügen. Wie es Leute tun, die viel Zeit und nichts zu verlieren haben. Und seit einer Viertelstunde?»

«Seit die Lady da drüben das Kopftuch umhat», präzisiert Heiberg, der ihm gefolgt ist. «Wenn wir an der Froschmanntheorie festhalten – die finden natürlich einen festen Punkt leichter wieder als einen bewegten, zumal mit Last und ohne aufzutauchen.»

«Gut, Heiberg!» Frederich hat einen schnellen, wohlwollenden Blick für den Jüngeren. Einen Atemzug lang herrscht Stille im Ruderhaus. Dann räuspert sich der Kommissar. «Geben Sie an das mobile Kommando: Grand Hand!»

«Verstanden.» Kronberg wendet sich nach hinten, wo hinter einer offenstehenden Durchgangstür der Funker sitzt. «Funkspruch an mobiles Kommando. Setzen Sie ab: Grand Hand.»

«Für mobiles Kommando: Grand Hand», wiederholt der Funker.

Frederich streckt die Hand aus und nimmt mit spitzen Fingern behutsam einen Fussel von der schokoladenbraunen Wildlederjacke seines Obersekretärs. «Es paßt nichts mehr zusammen», bemerkt er leise. «Der anonyme Brief behauptete, die fünzig Kilogramm Rauschgift seien vor Grimstad–Fevik abgelegt worden, um in unser Land geschmuggelt zu werden. Nun steht wohl erstens fest, daß es sich nicht um Heroin handelt, und zweitens ist dieser Deutsche da, offenbar, um das Bergungsgut an sich zu bringen. Haben Sie einen Reim darauf?»

«Nein, Herr Kommissar», erwidert Heiberg ehrlich.

Frederich nickt ihm zu. «Ich auch nicht! Und ebendeshalb müssen wir handeln.»

«Herr Kronberg», ruft der Funker aus seinem Verschlag.

«Das mobile Kommando hat quittiert. Sie funken: Grand Hand wird gespielt.»

Frederich reibt sich die Hände. Wieder sieht er viel jünger aus, als er ist. Er sieht den Bärtigen an. «Zollschiffsführer Kronberg», sagt er, und der gibt unwillkürlich seine legere Haltung auf, als er mit dem Dienstgrad angeredet wird, der zu Lande dem eines Zollsekretärs entspricht. «Klar Schiff zum Gefecht! Und volle Pulle!»

«Wir sind außerhalb der Hoheitsgewässer, Chef», gibt Heiberg zu bedenken.

Frederich klopft ihm auf die Schulter. «Weiß ich, weiß ich!» erwidert er. «Aber erstens handelt es sich bei der ‹Christina

drei› um ein norwegisches Schiff, und zweitens fünfzig Kilo Rauschgift! Da kenne ich keine Verwandten mehr!» Er hat ein kleines, verschmitztes Lächeln. «So betrachtet, war die Anzeige Gold wert! Sie rechtfertigt alles! Und ganz aus der Luft gegriffen war sie auch nicht.»

27

Die Unterwasserboje schwankt hin und her. Sie steht nun nicht mehr über dem Behälter, sondern über dessen Ballastkörper. Den haben die Helmtaucher abgeschweißt und achtlos beiseite gelegt. Die Schnittstelle glänzt wie Silber; die Flamme des Schneidbrenners hat den Rost weggeglüht. Deutlich ist zu sehen, wie dünn mit den Jahren die Wandung des Behälters geworden ist. Der Behälter liegt jetzt völlig frei. Der harte Wasserstrahl, mit dem die Männer von der «Christina III» ihn aus dem Schlick gelöst haben, hat eine Art Mulde geschaffen, in dem das Objekt wie in einem Granattrichter ruht.

Die Froschmänner haben ihre Torpille auf Grund gesetzt. Die Scheinwerfer brennen, sind auf den unterseeischen Arbeitsplatz gerichtet und legen einen gespenstischen Schatten hinter den Behälter. Fische stehen im Licht, verlassen es und kehren wieder zurück, als ziehe sie die Helligkeit magisch an.

Der Wortführer tippt seinem Begleiter auf den Arm und deutet auf Ösen, die die Helmtaucher an den Behälter geschweißt haben. Ihr Zweck ist unschwer zu erraten. Damit soll das Bergungsgut bei der Hebung zusätzlich gesichert werden. Jetzt erleichtern sie den beiden die Arbeit.

Der zweite löst von der Torpille das Gebilde, das wie ein zusammengelegter Plastiksack aussieht und an dem eine Preßluftflasche befestigt ist. Er bringt es heran, und gemeinsam lösen sie die Taue, mit denen es umschnürt ist. Das geht ihnen schnell von der Hand, sie sind eingespielt und machen so etwas

nicht zum erstenmal. Jeder ergreift eines der Tauenden und führt es durch eine der Ösen. Rasch und geschickt schlingen sie komplizierte Seemannsknoten. Fast gleichzeitig sind sie fertig. Nun dreht der Wortführer das Ventil der Preßluftflasche auf. Der Plastiksack wird aufgeblasen, wölbt sich und nimmt die Form eines Ballons an, der – viel leichter als das ihn umgebende Element – sofort zu steigen beginnt. Die Taue spannen sich, aber noch liegt der Behälter unbeweglich. Der Wortführer der Froschmänner blickt besorgt auf die Meßuhr der Preßluftflasche. Die ist beinahe leer, und der Auftrieb des Ballons reicht noch nicht, das Bergungsgut in die Schwebe zu bringen! Ein Handzeichen zum anderen Schwimmtaucher, und der ist schon mit wenigen kräftigen Flossenschlägen an der Torpille, die Reserveflasche herbeizuholen. Es dauert ein wenig, sie an die Stelle der ersten zu setzen. Die läßt der Wortführer achtlos absinken, und Sekunden später ist sie im Schlamm verschwunden. Die Luft aus der zweiten Flasche strömt in den Ballon.

Da! Schwerfällig wie ein träges aus dem Schlaf geschrecktes Urzeittier, beginnt sich der Behälter zu regen. Es ist, als drehe er sich auf die Seite. Jetzt bilden die zwei, in ungleicher Höhe angeschweißten Ösen eine Waagerechte, die beiden Taue, die gleich lang sind, haben nun dieselbe Spannung.

Der Wortführer nickt seinem Kameraden zu. Der zeigt beide Fäuste – «Es läuft!» – und macht sich daran, die Schleppverbindung zur Torpille herzustellen. Für ihn scheint es kein Oben und kein Unten mehr zu geben. Er arbeitet mal auf dem Rücken liegend, mal bäuchlings zum Grund, und wenn er sich dreht, geschieht das mit geschmeidigen schraubenförmigen Drehungen.

Der Behälter löst sich aus der Mulde. Unsäglich langsam hebt er sich auf etwa anderthalb Meter. Er ist kopflastig, das eine Ende hängt tief herab. Der zweite Froschmann deutet besorgt darauf. Der Wortführer winkt ab. Das ist nicht schlimm. Die Fahrt wird das ausgleichen. Er begibt sich zur Torpille und startet sie. Die Schraube beginnt zu mahlen und

dreht den Unterwasserschlitten in die gewünschte Richtung. Auf einmal befindet sich der zweite Mann, der sich an den Behälter hängt, in tiefer Dunkelheit. Das schreckt ihn nicht. Er packt fester zu, als es einen merklichen Ruck gibt. Die Halteseile des Ballons stehen nun nicht mehr senkrecht über dem Behälter, sondern weisen schräg nach hinten. Sie fahren, und obwohl der Wortführer der E-Maschine der Torpille die höchste Leistung abverlangt, kommen sie nur sehr, sehr langsam voran. Der graue Ballon bremst ungemein, aber ohne ihn wäre die Entführung des mysteriösen Behälters nicht zu realisieren. Der würde die Torpille festhalten wie ein Anker.

Auf der «Diamant» sind alle Gläser hinübergerichtet zur «Christina III». Nein, dort drüben ahnen sie nicht, was sich gleichsam unter ihrem Kiel vollzieht. Gerade treten die Taucher wieder in aller Ruhe auf die Stahlplatte, um sich aufs neue rüsten zu lassen, und die Besatzungsmitglieder, die ihnen zur Hand gehen, haben es nicht eilig. Sogar der Oberdecklautsprecher spielt noch. Lediglich die Bräuer zeigt eine gewisse Nervosität und sieht auf die Uhr. Sie wirkt fremd auf dem alten Kahn, dessen Pumpen unentwegt lenzen und Wasser in trüben armdicken Strahlen außenbords speien. Lange dürfte sie es nicht mehr machen, diese «Christina III».

Born stößt auf. Zum Mittagessen hat es auf der Schonerbrigg Labskaus gegeben, und dieses sehr scharf gewürzte Gericht, aus gepökeltem Schweine- und Rindfleisch, das mit einer ungeheuren Portion Zwiebeln gekocht und mit Piment, Lorbeer, Pfeffer und Salz abgeschmeckt, mit Roten Beten, Salzhering und Gurken durchgedreht und mit Kartoffelbrei verrührt wurde, wirkt im Magen des Chefs der Rhein-Main-Detektei nach. Er hat den Steward gleich gefragt, ob sie auch ein Faß Bier anstecken, wenn es dieses Essen gibt, doch der Mann lächelte nur und sagte, zu einem Seeturn gehöre Labskaus. Und dann wurde Bier in Halbliterglässern serviert. Seither rülpst Born.

Born sieht auch auf die Uhr. «Die Sache müßte gelaufen

sein», wirft er hin. «Sie sind längst auf dem Weg zurück. Wir sollten Sekt kaltstellen lassen.»

«Was ist das?» fragt Achim und deutet zur Seite. Was er jetzt durch sein Glas sieht, fasziniert ihn.

Alle anderen schwenken ihre Gläser in dieselbe Richtung. Dort hinten liegen, wie gestern auch, eine Menge Fischerboote. Die gehören so sehr zum Bild der See vor Grimstad–Fevik, daß niemand mehr auf sie geachtet hat. Doch jetzt hat sich einer der Kutter von den anderen gelöst und fährt genau auf das Bergungsschiff zu. Und wie er fährt! Er läuft mit solcher Geschwindigkeit, daß es aussieht, als hebe sich sein Bug aus dem Wasser und versuche, die weiße Gischtwoge zu überspringen, die er vor sich her schiebt. Der Kutter zieht eine breite Kielwasserspur nach sich. Am Heck quirlt die Schraube das Wasser schaumig.

Keiner sagt ein Wort, aber sie wissen es alle: Das ist kein Fischereifahrzeug! Fischereifahrzeuge haben keinen solchen Hochleistungsdiesel! Und sie führen auch nicht den Wimpel, der jetzt am Mast gesetzt wird – das weiß geränderte blaue Kreuz auf rotem Grund und inmitten der norwegischen Farben ein Dienstwappen und Schrift.

«Das ist der Dienstwimpel der Königlich Norwegischen Zollverwaltung», sagt Kapitän Wollermann heiser. «Sie geben damit zu erkennen, daß ihr Einsatz von Amts wegen erfolgt. Und sie halten genau auf die ‹Christina drei› zu!»

Born wird weiß wie die Wand. Seine Kiefer mahlen. Er starrt hinüber. Die Männer auf 0124 sehen verändert aus, haben ihr Räuberzivil abgelegt und tragen die khakifarbene Dienstkleidung. Das alles ist unmißverständlich, so unmißverständlich wie das schwere Maschinengewehr auf einem vorher verdeckten Drehkranz des Vorschiffs.

«Verdammte Scheiße!» brüllt Born.

«Uns können sie nichts», bemerkt Wollermann kalt. «Lövborg ist Norweger, aber wir zeigen Schwarz-Rot-Gold und sind auf offener See. Uns anzugehen wäre Piraterie. Das wagen sie nicht.»

«Wer will uns verbieten, zuzusehen, wie ein Bergungsschiff arbeitet?» ergänzt der gesprächige Steuermann. «Wir sind auf Kreuzfahrt. Wir haben Zeit. Allerdings sollten wir vielleicht kaschieren, daß wir seit geraumer Weile eine bestimmte Position halten.»

Der Kapitän nickt ihm anerkennend zu. «Wenn uns die Froschmänner hier nicht finden, bleiben sie und warten, bis wir sie aufnehmen. Das sind doch ausgebuffte Jungs! Und Sie zeigen den Zöllnern, wie harmlos wir sind. Ein friedlicher Segler.»

Das scheint dem Steuermann zu gefallen. «Täuschung des Feindes» – das hat ihm wohl schon in seiner Zeit bei der Bundesmarine Spaß gemacht. Sehr zackig legt er die Rechte an den Mützenschirm und wiederholt den Befehl, ehe er sich umdreht. Die gesamte Mannschaft befindet sich auf Deck; er muß sie nicht erst vom Bootsmann hochpfeifen lassen. «Klar zum Segelmanöver!» hallt sein Kommando. «Backbord-Gordings, Geitaue und Tampen los. An die Steuerbordbrassen!»

Während in geringer Entfernung mit modernen Mitteln ein Zolleinsatz stattfindet, wird auf der «Diamant» nach allen Regeln der Kunst ein Stück mittelalterliche Segelschiffahrt zur Schau gestellt. Welch krasser Gegensatz!

Die Spannung und Erregtheit, die die überraschende Wende im Geschehen vor Grimstad–Fevik mit sich bringt, hat jeden ergriffen. Auch Werner Bredebusch beobachtet mit angehaltenem Atem die zugespitzte Situation unmittelbar an der norwegischen Seegrenze. Er verfolgt sie mit gemischten Gefühlen. Fast bedauert er ein wenig, daß diese cleveren Zollbeamten zu spät kommen. Auf norwegischem Boden lag die geheime Giftküche des SS-Forschungskreises. Es wäre Sache der Norweger, zu enthüllen, was sich während der für sie leidvollen Zeit der Besetzung durch die Hitlerfaschisten in Lofthus abgespielt hat und noch immer nicht geahndet ist. Andererseits – gäbe es denn Enthüllungen, wenn 0124 die Behälter sicherstellen und nach Oslo bringen könnte? Werner

glaubt, das bezweifeln zu müssen. Seit das Königreich Norwegen nach dem zweiten Weltkrieg von seiner traditionellen Neutralitätspolitik abwich und zu den Gründungsmitgliedern der NATO zählt, hat es sich selbst auf vielerlei Weise die Hände gebunden und sich zu Rücksichtsnahmen gezwungen. Nein, es würde nichts an die Öffentlichkeit dringen; man würde in Oslo mit den Zähnen knirschen und doch zugunsten der BRD schweigen. Bredebusch wünscht von ganzem Herzen, daß die Froschmänner mit ihrer brisanten Fracht vom Kutter unbemerkt bleiben.

0 124 dreht neben «Christina III» bei. Ganze Kaskaden schaumigen Wassers wirbelt die Schraube auf, die den Kutter zum Halten bringt und ihn Bord an Bord mit dem Bergungsschiff drückt. Ganz schulmäßig läuft die Operation ab – das MG ist aufs Deck der «Christina III» gerichtet, während uniformierte Zöllner hinüberspringen und drei Zivilisten sich mühen, auch auf das fremde Fahrzeug zu gelangen. Natürlich, für die Beamten der II. Abteilung des Fahndungsdienstes ist so ein Entern nicht alltäglich.

«Die Bräuer haben sie», wirft Detjen hin.

«Sie werden sie in die Mangel nehmen.» Born läßt das Glas nicht von den Augen.

Achim winkt ab. «Na und? Ich kenne sie länger als du. Die hält dicht. Jedenfalls haben die da drüben erst mal 'ne Weile zu tun, und inzwischen sind deine Froschmänner auf und davon.»

«Anfliegender Hubschrauber fünfundvierzig Grad Backbord», schreit plötzlich einer der Matrosen. «Geschätzte Höhe, achtzig Meter.»

Kapitän und Steuermann fahren herum und reißen die Gläser hoch. Ihre Haltung wie der meldende Zuruf des Matrosen verwandeln die «Diamant» plötzlich in ein Kriegsschiff. «Fehlt nur noch», meint Achim trocken, «daß jetzt die Richtwerte für Flakartillerie angesagt werden. Die Brüder kommen sich wohl vor wie auf dem ‹Seeteufel› des Grafen Luckner.» Der von einem abenteuerlustigen Adligen befehligte Segler

«Seeteufel» erlangte im ersten Weltkrieg als «Hilfskreuzer» traurigen Ruhm als Kaperschiff. Aber bei der Bundesmarine gehört seine Geschichte zu den «stolzen Traditionen», die gepflegt werden. So betrachtet, sprechen das Benehmen des Steuermanns und des jüngeren Teils der Mannschaft Bände.

Der Hubschrauber sinkt noch tiefer herab und bleibt fast genau über der Bergungsstelle in der Luft stehen. Nun sind seine Kennzeichen deutlich auszumachen. Er gehört zur Königlichen Marine. Und noch ehe sie auf der «Diamant» ihre Meinungen darüber austauschen können, lösen sich nacheinander fünf Gestalten von der Maschine und lassen sich hinunterfallen in die Nordsee. Nacheinander steigen fünf hohe Fontänen auf und fallen wieder in sich zusammen.

«Marinekampfschwimmer», sagt der Steuermann heiser. «Das sind harte Burschen. Jetzt kann es ins Auge gehen.»

Born verhält sich ganz ruhig. Er starrt nur abwechselnd hinüber zum Bergungsschiff, neben dem der Zollkutter liegt, hinauf zum Hubschrauber unter dem flirrenden Kreis seiner Rotoren und hinab aufs Wasser. Das kräuselt wieder kleine Wellen über die Einsprungstellen, an denen die Kampfschwimmer eingetaucht sind. Unheimlicher Gedanke – unter der leichtbewegten Oberfläche, auf der die Sonne glitzert, findet eine lautlose Jagd statt. Nicht eine Sekunde zweifelt der Chef der Rhein-Main-Detektei daran, daß die Marinesoldaten abgesprungen sind, um den Behälter an sich zu bringen. Wie können sie überhaupt von ihm wissen? Die Bräuer hat mit Lövborg verhandelt, ohne mehr als nötig zu sagen, der Chef der «Christina III» erhielt die Koordinaten der Versenkungsstelle erst nach dem Ablegen – wo soll da eine undichte Stelle gewesen sein? Müßig, darüber nachzudenken! Die Kampfschwimmer sind da, und Born kann nur hoffen, daß sie in dem Dunkel da unten die Torpille und deren Last nicht orten können.

Die Kampfschwimmer befinden sich unter Wasser nach einer vorgegebenen Kurszahl genau auf der Linie, die die Ver-

senkungsstelle mit der Position verbindet, auf der die Schonerbrigg lag, ehe sie Segel setzte. Die Männer von der Marine kommen außerordentlich schnell voran. Mit ausgewogenen, kraftvollen Flossenschlägen gleiten sie waagerecht durchs Wasser. Nur die Neoprenanzüge haben sie mit den Froschmännern Borns gemeinsam. Schon ihr Atemgerät ist anders. Mit schweren Flaschen auf dem Rücken hätten sie nicht vom Hubschrauber abspringen können. Dazu bedarf es spezieller Apparate, deren Konstruktion Geheimnis der Streitkräfte ist. Drei der Männer führen als Waffe lediglich das Tauchermesser bei sich. Die beiden an den Seiten der breit auseinandergezogenen Kette halten Schußharpunen in den Händen, furchtbare Waffen im unterseeischen Gefecht. Der Kampfschwimmer in der Mitte gibt die Richtung an, er ist der Navigator der Gruppe.

Und die Torpille kommt mit ihrer schweren Last kaum voran! Im Schneckentempo nur schiebt sie sich durchs Wasser. Der Ballon bremst. Obwohl sich der zweite Froschmann hinten an den Behälter gehängt hat, um seine Pendelbewegungen zu regulieren und ihm mehr Stabilität zu geben, übertragen sich seine torkelnden Bewegungen auf den Unterwasserschlitten, deutlich erkennbar am Hin- und Herschlagen seines Hecks. Unter normalen Umständen und wenn die ganze Sache nicht vor den Leuten vom Bergungsschiff geheimgehalten werden müßte, hätten sie einfach Luftkissen aufgeblasen und den Behälter damit an die Oberfläche gebracht. Auf diese Weise haben sie in der Karibischen See bronzene Geschützrohre aus einer gesunkenen Karavelle, die auf der Reise zu den westindischen Kolonien Spaniens untergegangen war, nach oben geschafft. Leider hatte sie kein Silber an Bord, aber auch die Geschützrohre brachten gutes Geld. Merkwürdigerweise denken sie in diesen Minuten beide daran und fühlen Sehnsucht nach palmenbewachsenen Stränden, schokoladenbraunen Mädchen und Sonne. Dort ist alles fröhlicher, heiterer, unbeschwerter und farbiger – über und unter Wasser. Diese Sehnsucht hilft ihnen jetzt, in der dunklen, un-

freundlichen Nordsee den kraftzehrenden Transport zu bewältigen.

Es ist purer Zufall, daß sich der zweite Froschmann umwendet. Vom ehemaligen Liegeplatz des Behälters, an dem die Unterwasserboje zurück blieb, ist ohnehin nichts mehr zu sehen. Und da erblickt er die Kampfschwimmer!

Die bewegen sich in größerer Höhe als sie und sind noch ein gutes Stück entfernt, dunkle Silhouetten gegen die Dämmerung unter der Wasseroberfläche. Aber sie schließen schnell auf. Da läßt der Froschmann die Fracht los und begibt sich mit kräftigen Flossenschlägen nach vorn zu seinem Kameraden, legt ihm die Hand auf die Schulter und deutet nach hinten.

Der Wortführer schaltet sofort die Scheinwerfer aus. Nein, so leicht ist er nicht bereit aufzugeben! Er drückt die Torpille wieder tiefer hinab und hofft, die Kampfschwimmer würden darüber hinwegziehen, ohne sie zu bemerken.

Aber sie haben das Licht schon gesehen. Sie stoßen herab. Die Kette wird zu einer Art Hufeisen. Die Kampfschwimmer ziehen unmißverständlich ihre Messer aus der Halterung am Unterschenkel. Die beiden ganz außen nehmen ihre Schußharpunen so, wie man ein Gewehr beim Schießen aus der Hüfte hält. Schußharpunen sehen aus wie Pistolen mit einem überlangen, stockdünnen Lauf. Die Geste ist eindeutig. Borns Froschmänner sollen die Torpille stoppen und sich ergeben. Über den Ernst ihrer Lage machen sie sich keine Illusionen. Sie deuten die Ausrüstung der Verfolgermannschaft richtig: Das sind keine Sporttaucher wie sie, das sind Soldaten einer hochspezialisierten und aufwendig ausgebildeten Einheit, darauf trainiert, unter Wasser zu kämpfen. Das einzige, was ihnen die Froschmänner voraushaben, ist die Maschinenkraft ihrer Torpille, aber die nützt ihnen nichts, solange sie an den Ballast mit dem Ballon gefesselt ist.

Die Kampfschwimmer stoßen herab. Schon läßt sich der winzige Gesichtsausschnitt erkennen, den Brille und Mundstück frei geben. Und nun geht alles blitzschnell. Der erste

Froschmann macht eine Bewegung, als wollte er mit der Handkante zuschlagen; sein Gefährte reißt das schwere Messer heraus und kappt mit der breiten Klinge das Schleppseil. Dann wirft er sich herum, und kaum hat er mit einer Hand einen Haltegriff der Torpille zu fassen gekriegt, da schießt diese vorwärts wie ein Pfeil und verschwindet vor den Augen der Kampfschwimmer in der Dunkelheit. Die beiden mit den Schußharpunen schlagen zwar an, aber sie drücken nicht ab. Ihr Befehl lautet, sicherzustellen, was die «Christina III» bergen wollte. Dieser Befehl ist ausgeführt.

«Und nun?» fragt Detjen.

«Ich bin erledigt. Das ist mein Ende», erwidert Born tonlos. Die beiden Männer stehen allein. Born tobt nicht, und er flucht nicht. Er spricht leise, ein sicheres Zeichen dafür, wie schwer ihn diese Niederlage trifft. Er blickt Achim nicht an; er sieht zu, wie mit Hilfe der Kampfschwimmer der Behälter an Bord von 0 124 gehievt wird. Die drei Zivilisten und mit ihnen zwei uniformierte Zöllner befinden sich noch auf dem Bergungsschiff. Woran denkt der Chef der Detektei in diesem Augenblick? Er denkt an die mühsamen und komplizierten Ermittlungen, die die Aktion in Staufen ermöglichten, denkt an den Empfang auf Berry Hill Castle und die Belehrung über die Wichtigkeit des Behälters, denkt an die umsichtige Vorbereitung dieser Bergung und faßt nicht, daß alles so zu Ende gehen soll. Wie ausgebrannt fühlt er sich, ein gebrochener Mann.

«Ach!» Achim dehnt das Wort, macht eine kleine Pause und fährt dann fort: «Wenn ich du wäre: Telegramm an Herzog. Inhalt: ‹Alle Mann nach Oslo!› Ich würde auch nicht nach Hamburg zurückkehren, sondern dem Zollkutter in seinen Heimathafen folgen. Dort muß noch was zu machen sein!»

Born kneift die Lider zusammen, bis seine Augen nur noch schmale Schlitze sind. Daß Detjen die Sache nicht verlorengibt, weckt seine Lebensgeister. Vielleicht ist wirklich etwas zu machen? Er überlegt fieberhaft. Die Zöllner haben

den Behälter an Bord. Schon nach flüchtiger Betrachtung müssen sie erkennen, daß sie nicht irgendwelches Schmuggelgut vor sich haben, sondern ein Stück vom Nachlaß des ehemaligen großdeutschen Reichs. Das fällt nicht mehr in die Kompetenz des Zolls. Die Leute auf 0 124 müssen sich neuer Weisungen wegen an ihre vorgesetzte Dienststelle wenden. Ein Rattenschwanz von Instanzen ist zu durchlaufen, bevor die Zolldirektion ihrer übergeordneten Behörde Vortrag hält. Übergeordnete Behörde des Zolls ist ebenso wie die der Steuerbehörden mit ihrem Fahndungsdienst der Finanzminister. Das Ministerium für Finanzen wird sich ebenfalls für nicht zuständig erklären und den Vorgang weiterreichen ans Innenministerium. Das seinerseits gelangt zu dem Schluß, die Sache gehe seine Sicherheitsabteilung an. Diese erhält Weisung, den mysteriösen Behälter zu übernehmen und über seinen Inhalt zu befinden. Und bis zu diesem Zeitpunkt bleibt das Objekt im Gewahrsam der Zollverwaltung, die über sichere Verschlußmöglichkeiten und bewaffnete Beamte zu deren Schutz verfügt. Ehe die Entscheidung fällt, können Tage vergehen. Überhastete Entschlüsse schätzt man in Norwegen nicht, schon gar nicht, wenn es um Dinge geht, die das erstrebte gute Einvernehmen mit NATO-Verbündeten belasten könnten. Zumindest in den nächsten vierundzwanzig Stunden geschieht nichts.

Der Chef der Rhein-Main-Detektei holt tief Luft. Er wird das Telegramm an Herzog aufgeben. Der kann es wenige Minuten später haben. Dann ein Anruf beim Frankfurter Fliegerklub – mit dem hat das Unternehmen in der Oppenheimer Straße einen Vertrag, der ihm zu jeder Tages- und Nachtzeit die Benutzung einer startklaren klubeigenen Maschine ermöglicht. Alle großen Betriebe des Ermittlungsgewerbes unterhalten solche Beziehungen zu Privatfliegern. Born sieht auf die Uhr. Jetzt ist es 18 Uhr. Spätestens in vier Stunden kann seine Mannschaft in Oslo landen. Viel früher wird die «Diamant» auch nicht dort sein. Oslo... Der Gedanke, wieder einmal den Fuß auf norwegischen Boden zu

setzen, ist ihm so unlieb nicht. Zum letztenmal war er während des Krieges dort und dann nicht wieder – wegen der von ihm geleiteten Requirierungen in Kristiansand stand er zeitweilig auf der norwegischen Kriegsverbrecherliste. Na, danach kräht heute kein Hahn mehr.

Bredebusch beobachtet ihn aus den Augenwinkeln und registriert mit Erleichterung, daß sich Born mehr und mehr mit seinem Vorschlag anfreundet. In dieser Stunde decken sich ausnahmsweise die Interessen des Chefs der Detektei und die des DDR-Kundschafters Werner Bredebusch voll und ganz.

Born schlägt ihm auf die Schulter. «Nein, wir geben nicht auf!» verkündet er, wendet sich ab und geht schnell zu Kapitän Wollermann.

28

«Als ich anrief, hatte ich gleich einen Fluglehrer des Klubs an der Strippe», erzählt Herzog. «Im Handumdrehen waren wir in der Luft, und wir sind so zeitig in Oslo gelandet, daß wir schon am Kai standen, als die ‹Christina drei› und der Zollkutter einliefen. Von dem wußten wir ja nichts, wir achteten einfach auf das Schiff der Reederei Lövborg. Wir wußten durch das Telegramm, daß etwas Außergewöhnliches passiert sein mußte, und als wir sahen, daß der Kutter mit dem Zollwimpel an dem Bergungsschiff hing wie eine Klette, ahnten wir, was vorgefallen war. Dann sahen wir auch noch, wie Frau Bräuer zwischen Uniformierten diesen Zollkutter verließ und zu einem Wagen geführt wurde. Da war alles klar. Ich habe die entsprechenden Anweisungen gegeben.»

Sie haben, so gut es ging, in Silke Bräuers Wohnung ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Die schweren Holzjalousien vor den Fenstern sind geschlossen geblieben, damit kein Lichtschein nach außen dringt. Die Benutzung des Telefons hat Born untersagt. Man kann ja nie wissen! Der Kühlschrank

ist geplündert worden, der bescheidene Kaffeevorrat schon verbraucht. Nachher wird man jemand ausschicken, für Nachschub zu sorgen.

Von draußen kommt Schwedler herein. Es muß zu regnen begonnen haben, denn sein Mantel trieft vor Nässe. Schwedler setzt sich unaufgefordert hin, breitet einen gleichfalls durchfeuchteten Stadtplan aus und tippt mit dem Zeigefinger auf eine bestimmte Stelle am Rande des Hafengebiets. «Hierhin haben sie den Behälter gebracht», erklärt er ohne Umschweife. «Das ist der Zollschuppen zwölf. Einfacher Drahtzaun, oben zwei Lagen Stacheldraht – kalt, also ohne Strom. Das ist die Straßenseite. Seitlich reicht die Umzäunung bis an den Kai heran. Der Kutter 0124 ist entladen worden und hat wieder abgelegt. Der Kai liegt jetzt verlassen da.»

Ganz bei der Sache, fragt Born: «Bewachung?»

«Zwei Zollwachtmeister mit Maschinenpistolen. Einer trägt ein Sprechfunkgerät. Roloff hält sie unter ständiger Beobachtung. Der Rhythmus der Ablösung, Sie wissen schon...»

Der Chef sieht von einem zum anderen. «Nur zwei Mann...», sagt er. Alle wissen, was er damit meint.

«Aber dreihundert Meter hin», gibt Schwedler zu bedenken, «liegen die Zollkutter. Dort ist auch deren Einsatzleitstelle. Ich nehme an, daß der Posten am Schuppen mit diesem Kommando in Sprechverbindung steht. Immerhin, jedes der schnellen Boote hat acht Mann Besatzung, und alle sind bewaffnet.»

«Man muß zuerst das Walky-Talky ausschalten und dann sehr schnell handeln», schlußfolgert Herzog. Er überlegt bereits, wie das mit den wenigen Männern zu schaffen ist, die das Privatflugzeug aufnehmen konnte. Die Dornier Do-27, ein einmotoriger Hochdecker, ist für maximal sieben Passagiere bestimmt. Herzog hat mitgebracht, wen er gerade greifen konnte. Mit ihm sind es sechs Mann.

Das Telefon klingelt. Niemand hebt ab. Alle verstummen, als fürchteten sie, das Klingelzeichen allein genüge, eine

Verbindung herzustellen und zu hören, was sie sprechen. Gleich, als sie kamen, haben sie den Apparat gründlich durchsucht und erleichtert festgestellt, daß keine «Wanze» darin verborgen ist. Dreimal schlägt das Telefon an, dann verstummt es wieder.

Werner Bredebusch ist ein aufmerksamer Beobachter. Er hört zu und schweigt. Wenn er nur wüßte, wie er mit Winnie Winkelmann in Verbindung treten könnte! Für sie gab es nur einen Anlaufpunkt in Oslo: Silke Bräuer. Natürlich hat sie herausgefunden, wo die Dame wohnt, und nur durch Beobachtung der Wohnung kann sie feststellen, ob die Bräuer von der Seereise zurück und die Aktion beendet ist, was sie unternimmt und mit wem sie gegebenenfalls in Kontakt steht. Bredebusch hat die größte Hochachtung vor Winnies gründlicher und gewissenhafter Arbeit. Er ist überzeugt, daß sie sich auch jetzt in der Nähe aufhält. Vielleicht hat sie ihn sogar mit Born aus dem Taxi steigen sehen und ihm mit dem Telefonklingeln sagen wollen: «Ich bin da!» Daß hier niemand abhebt, ist ihr völlig klar.

Es kommen noch drei Anrufe. Die Glocke macht alle nervös, aber niemandem fällt auf, daß in der Zahl der Rufe ein System liegt. Beim ersten Anruf klingelt es dreimal, danach zweimal, dann nur einmal. Bredebusch ist seiner Sache sicher. Das gilt ihm.

Born und Herzog sprechen über organisatorische Einzelheiten der «Aktion Zollschuppen». Achim steht auf und reckt sich.

«Ja», sagt er dann unvermittelt. «Ich werde gehen, mir ein Hotelzimmer besorgen und darauf achten, daß man beobachtet, wie sich der Gast zur Ruhe begibt.»

Herzog grinst. «Die Hosen voll, was?»

«Er hat völlig recht», weist ihn Born zurecht. «Das hier ist unser Geschäft! Wenn es gelaufen ist, werden die Wellen hochschlagen. Dann sind wir über alle Berge. Na, wir wollen es nicht beschreien, man kann nie wissen, wie dumm es kommt. Und dann muß Detjen außerhalb der Sache stehen,

um etwas für uns tun zu können. Er muß die Hände frei haben. Eine Verbindung von Geheimdienst zu Geheimdienst wirkt manchmal Wunder! Habe ich dich richtig verstanden, alter Junge?»

«Natürlich!» bestätigt Achim. «Wenn ich ein Hotelzimmer habe, sage ich dir Bescheid. In einer halben Stunde etwa. Aber dann mußt du auch abheben.»

«In einer halben Stunde etwa, okay!» entgegnet Born und sieht auf die Uhr. «Du findest wohl allein raus.»

Ein leises, monotones Rauschen liegt in der Luft. Es regnet unaufhörlich. Das Licht der Straßenlaternen spiegelt sich im nassen Asphalt der Heimdals Gata. Tropfen rinnen über die erleuchtete Tafel mit der Hausnummer 34. Es ist merklich kühler geworden.

Bredebusch bleibt im Hauseingang stehen, setzt seine Reisetasche ab und knöpft den Nylonmantel zu. Er bindet den Gürtel und stellt den Kragen hoch. Bei alledem läßt er sich Zeit. So lange er im Licht steht, kann ihn Winnie Winkelmann erkennen. Dann nimmt er seine Tasche auf und geht in die Regennacht hinaus. Kaum ist er in die Vahls Gata eingebogen, holt ihn ein Wagen ein, ein BMW. Er hält am Bordstein. Die Tür wird von innen geöffnet, und da ist die vertraute Stimme. «Einsteigen, Werner!» Sobald er sitzt, fährt sie weiter und überzeugt sich mit Hilfe des Rückspiegels, daß kein Wagen folgt.

«Die Bräuer hat in Oslo fortgesetzt unter Beobachtung gestanden», erklärt sie, «bis die ‹Christina drei› auslief. Und man hat sie auch schon während ihrer Reise zu Born beobachtet.»

Bredebusch blickt sie überrascht an. Von alledem weiß er nichts, kann er nichts wissen. «Wer?» fragt er nur.

«Ein Mann, der einen hellgrauen Hillman fährt. Er hat sein Stammquartier in der Thereses Gata zwo-zwo-zwo. Das Haus gehört einer ausländischen Firma – natürlich der Western Electronic! Als die Bräuer ihr Telegramm nach Frankfurt schickte, hat ihr der Mann über die Schulter gesehen. Das

heißt, die Western Electronic wußte alles.»

«Moment mal, Moment mal!» Bredebusch denkt laut. «Jetzt endlich finde ich eine Erklärung für das verblüffende Eingreifen des norwegischen Zolls auf See! Die Western Electronic erfuhr von der geplanten Operation und sah ihre Felle davonschwimmen. Da zog sie die Notbremse. Wenn sie den Behälter schon nicht bekommen konnte, sollten ihn die anderen auch nicht haben. Da hat man dem Zoll einen Wink gegeben. Man mußte die Sache ungeheuer hoch angesetzt haben, denn die Norweger setzten alles ein; sogar ein Marinehubschrauber und Kampfschwimmer mischten mit.» Er unterrichtet Winnie über die Vorfälle im Seegebiet vor Grimstad–Fevik und sagt dann: «Ich brauche ein Hotelzimmer. Was kannst du empfehlen?»

Die Fotografin lächelt. «Ich habe inzwischen eine gewisse Ortskenntnis erlangt. Der Herr werden zufrieden sein.» Und wieder ernst, erkundigt sie sich: «Was unternehmen wir, wenn du im Hotel gesehen worden bist?»

«Wir begeben uns in die Nähe des Zollschuppens Nummer zwölf! Auch für die Western Electronic bietet diese Nacht die letzte Möglichkeit, an den Behälter heranzukommen.»

Mißgelaunt sehen sie aus, die beiden Zollwachtmeister am Schuppen 12. Ihre Schirmmützen und die knöchellangen Postenmäntel aus schwarzem Gummi triefen vor Nässe, und das Wasser läuft unten in die Hosenbeine und macht sie steif und unförmig. Die beiden Männer haben ihre Maschinenpistolen umgedreht und tragen sie so, daß die Mündungen auf den Boden weisen. Auch so wird es noch genügend Mühe kosten, die nassen Dinger wieder auf Hochglanz zu bringen. Das Funkgerät, das sie bei sich haben, ist nicht zu sehen. Und der Regen rauscht hernieder. So stapfen sie in dieser dunklen Nacht verdrossen und wortkarg um den Zollschuppen zwölf. Wenn doch nur erst die Stunde der Ablösung käme! Dieser Dienst ist langweilig, und insgeheim malen sich die beiden jungen Beamten aus, wie es sein wird, wenn sie die unterste

Stufe des Zolldienstes und die Wachtmeisterdienstgrade überrundet haben und als frischgebackene Assistenten zu einem eigenen Schreibtisch gekommen sind. Ein bißchen empfinden sie das, wozu sie jetzt verurteilt sind, als unter ihrer Würde.

Zu Beginn der Wache hatten sie noch Gesprächsstoff; nun sind sie verstummt. Sie trotten nebeneinander her. Um sie her erklingen nur die vertrauten Geräusche des Hafens; der Ruf einer Dampfersirene steht verloren in der Dunkelheit, und manchmal fahren in nahen Querstraßen Autos. Zum Kotzen! Vielleicht wären sie mehr bei der Sache, wenn sie wüßten, worauf sie Obacht haben sollen, aber ihnen ist nicht bekannt, was sich im Schuppen 12 befindet. Sie sind eingeteilt, ihn zu bewachen und bei jeder Runde die Unversehrtheit der Schlösser und Siegel zu kontrollieren. Routinedienst. Was wird schon drin sein? Irgendwelches Schmuggelgut, wie es in Seehäfen täglich anfällt. Kanadischer Whisky, amerikanische Zigaretten, optische Geräte aus Japan.

Ein Lastkraftwagen schaukelt langsam vorüber. Sein Fahrer muß sich verfahren haben – er hat die Lagerschuppen und -häuser der Stapelfirmen, zu denen er wahrscheinlich will, völlig verfehlt. Aber sie achten nicht auf ihn, gehen weiter, leuchten mit der Taschenlampe Siegel und Schloß des Tores auf der anderen Seite ab und bleiben einen Augenblick auf der Kaiseite stehen, weil ein hellerleuchteter Ausflugsdampfer vorüberzieht. Er ist über die Toppen geflaggt, Musik schallt herüber, und die breiten Fenster gestatten einen Blick auf tanzende Paare. Nein, zur Verbesserung ihrer Laune trägt dieses Bild nicht bei. Sie heben fröstelnd die Schultern unter den kalten Gummimänteln, rücken am Tragegurt der MPi und stapfen weiter. Die Ecke des Schuppens. Das andere Tor.

Da brechen sie beide lautlos zusammen. Während sie zu dem Dampfer hinüberschauten, hat auf der anderen Seite eine Drahtschere eine Gasse in den Zaun geschnitten, und durch dieses Loch sind Roloff und zwei, drei andere Rhein-Main-Leute gekrochen, die nicht erst seit gestern die Karateschule des Südkoreaners Jun Jen Heng in Frankfurt 'Eschenheim

besuchen. «Nun zeigt mal, was ihr gelernt habt!« hat Herzog aufmunternd gesagt – und sie zeigen es. Mehr Zeit, als sie die Niederwerfung der jungen Beamten kostete, brauchen sie, jene zu knebeln und zu fesseln.

Unterdessen wird das Tor aufgebrochen; es gibt kaum ein Geräusch. Der Schuppeneingang macht ein wenig mehr Mühe, doch auch er widersteht nicht. Der Lkw schiebt sich heran. Unnatürlich laut röhrt die Maschine im Rückwärtsgang, als sie die Ladefläche in den Schuppen hineindrückt. Bis auf den Behälter ist er leer. Alle packen an. Ein Flaschenzug ist da, und mit seiner Hilfe hieven sie die Beute auf den Laster. Das geht im Handumdrehen, und trotzdem kommt es den beiden, die draußen die Straße beobachten – Born selbst und Schwedler – vor, als vergehe unendlich viel Zeit. Sie stehen da, die Hände in den Manteltaschen, ein wenig geduckt, mit in die Stirn gezogenen Hüten, und atmen auf, als nach genau acht Minuten der Lkw anfährt und das Zollgelände verläßt. Er hält nicht mehr, er fährt nur ganz langsam und hat die Tür der Fahrerkabine offen. Sie springen nacheinander auf, wobei Schwedler seinem Chef den Vortritt läßt.

«In zwei Stunden wären die Helden abgelöst worden», wirft er hin. «Wir haben immer vorausgesetzt, daß niemand auf die Idee kommt, die Posten zu kontrollieren.»

Born verteilt Zigarren. «Und wenn hier der große Wirbel beginnt, ist das Material längst in der Do-siebenundzwanzig und nach Frankfurt unterwegs! Das ist noch mal gut gegangen.»

Sie sind alle recht zufrieden mit sich.

•

«Los!» sagt Bredebusch zu Winnie, als der Lkw vor ihnen die Straße kreuzt. «Fahr nicht so dicht auf; es herrscht ja kaum Verkehr.»

«Wohin geht es?» erkundigt sich Winnie.

Werner zeigt nach vorn. «Zunächst einmal aus der Stadt heraus und etwa fünfzehn Kilometer ins Land. Da gibt es einen alten Granitbruch, der Karte zufolge längst stillgelegt. Dort

öffnen sie den Behälter, packen den Inhalt um und versenken alles verräterische Drum und Dran im Wasser. Herzog und Schwedler, die jetzt gleich aussteigen werden, kommen mit Mietwagen hin, das heißt, da sie schneller sind mit den Pkws, fahren sie voraus und sondieren das Terrain. Sie schaffen das Material dann auch zum Flugplatz. «Er sieht Winnie von der Seite an. «Außerhalb der Stadt mußt du kräftig aufdrehen und sie überholen. Ich muß schon dort sein, wenn sie eintreffen. Es hat mir nämlich im Hotel keine Ruhe gelassen. Man muß vermeiden, daß die Do-siebenundzwanzig auf dem Flugplatz gefilzt wird, und das kann nur ich verhindern – indem ich von Wieseneck in Bonn anrufe und ihn und seinen MAD einschalte.» Bredebusch kneift ein Auge zu und lacht. «Vorhin ist mir das nicht eingefallen. Es ging doch alles so schnell.»

«Ohne die Streßsituation wäre es auch nicht glaubhaft», urteilt Winnie leise. «Glaubst du, daß du unter diesen Umständen überhaupt viel zu Gesicht bekommst?»

«Nein», erwidert er ehrlich. «Das hat mir die Western Electronic vermasselt. Aber vielleicht gewinne ich wenigstens einen Anhaltspunkt. Es wäre zu schön gewesen, wenn Born und ich auf der ‹Diamant› in aller Ruhe das Zeug umgepackt hätten. Hat nicht sollen sein!»

Plötzlich bremst der Lkw weit vor ihnen, bremst so scharf, daß er ein wenig schleudert und sich zur Seite dreht.

«Stop!» ruft Bredebusch und beugt sich gespannt vor. So hält man nicht, um zwei Mitfahrende aussteigen zu lassen. «Da muß etwas passiert sein!»

Sie können nicht sehen, daß sich, aus einer Nebenstraße hervorschießend, ein Kleinbus quer vor den Laster gestellt hat. Im Licht der Straßenlaternen erkennen sie nur, daß im strömenden Regen jäh gespenstisch anmutende Gestalten auftauchen, gesichtslose Gestalten mit riesigen, kreisrunden Augen. Sie werfen etwas unter die Plane des Lkw und stehen auch auf dem Trittbrett der Fahrerkabine. Auf einmal ist das Fahrzeug eingehüllt in einen hellen Rauch, der milchige Wolken bildet, die vom Niederschlag zu Boden gedrückt werden.

«Gas!» sagt Bredebusch. «Die haben Gasmasken auf und werfen Gas!» Seine Stimme hat einen beklommenen Klang. In diesen Sekunden fühlt er sich ebenso überrumpelt, wie es die Leute aus der Oppenheimer Straße sind. Die versuchen zwar noch, aus dem Wagen und der mörderischen Wolke herauszukommen, aber nach ein paar taumelnden Schritten brechen sie zusammen und bleiben liegen, betäubt, für die nächste halbe Stunde nicht ansprechbar.

Winnie Winkelmann hat die Scheinwerfer aus- und den Motor abgeschaltet. In tiefer Stille verfolgen sie das makabre Schauspiel, das sich vor ihren Augen abspielt. Alles ist blitzschnell gegangen. Kein Schuß fiel – die Rhein-Main-Leute sind nicht einmal dazu gekommen, ihre Pistolen zu ziehen. Es gibt keinen Lärm und kein Geschrei. So lautlos läuft alles ab, daß sich in keinem der umliegenden Häuser ein Fenster öffnet, daß nirgendwo Licht gemacht und gefragt wird: «Ist da jemand?» Die Maskierten zerren die Bewußtlosen von der Straße in einen Hausflur, steigen auf den Lkw und fahren ab. Wie ausgestorben liegt die Kreuzung da. Ein paar kleine weiße Wölkchen zerflattern im Sog des davonrollenden Fahrzeugs. Alles vorbei!

Die Fotografin dreht den Zündschlüssel. Der Motor springt wieder an, die Scheinwerfer flammen wieder auf. «Und nun in die Thereses Gata!» sagt sie trocken. «Übrigens: Hast du in der Nähe des Zollschuppens Fremde gesehen?»

Bredebusch schüttelt den Kopf. Man hat die Leute von der Western Electronic unterschätzt. Soviel steht fest!

29

«Die Villa liegt da wie tot», berichtet Werner, nachdem er mit einer Flanke über den nicht allzu hohen Zaun zu Winnie auf die Straße zurückgekehrt ist. «Hätten wir nicht gesehen, wie der Lkw fortfuhr, würde ich glauben, sie sei gänzlich leer.»

Sie sehen beide hinüber. Mehr zu ahnen als deutlich wahrzunehmen erscheint Licht an den Flurfenstern des Erdgeschosses, huscht vorüber und verschwindet wieder.

«Außen ist niemand vorbeigegangen», sagt Winnie plötzlich. «Es muß im Haus einen Durchgang zur Garage geben.»

Bredebusch nickt. «Da unten ist eine Werkstatt, sie ist so lang wie die Garage, das Ding da nehmen sie mit einem Schweißbrenner auseinander. Mir war so, als hätte ich ein zischendes Geräusch gehört. Wieviel Mann werden drin sein?» Er versucht gleich selbst, sich die Frage zu beantworten. «Bei dem Überfall habe ich drei und dann noch mal zwei gesehen. Fünf... Einer ist mit dem Kleinbus weggefahren, einer mit dem Lkw. Bleiben drei. Glaubst du, daß die beiden zurückkommen?»

Winnie wiegt den Kopf. «Kaum. Die drei reichen natürlich aus, den Behälter zu öffnen. Und sie fühlen sich sicher. Die Rhein-Main-Detektei wäre nicht so leicht zu überrumpeln gewesen, wenn sie von der Western Electronic hier in Oslo gewußt hätte. Das heißt, daß sie von der Thereses Gata erst recht keine Kenntnis hat. Die drei können sich das an den Fingern abzählen. Wie sicher sie sich fühlen, siehst du schon daran, daß sie nicht einmal eine Wache draußen haben. Aber Gewißheit gibt es nicht.»

Eine Pause entsteht. Der Regen rauscht und reißt auf der Straße eine Unmenge winziger Fontänen hoch. Von den Blättern der Linde, unter der die beiden Kundschafter stehen, fallen in schneller Folge dicke Tropfen. Das Blattwerk vermag sie nicht mehr zu halten. Das grüne Dach ist undicht geworden.

«Es hilft alles nichts», entscheidet Werner. «Wer weiß, was die da drin mit dem Material anstellen, sobald sie es erst einmal in den Händen halten! Uns bleibt keine Zeit. Jetzt oder nie – und es sind nur drei! Hast du eine Waffe bei dir?»

«Nein.»

Genau das hat Bredebusch befürchtet. «Ich versuche», sagt er entschlossen, «ins Haus hineinzukommen und es in Augen-

schein zu nehmen. Vielleicht finde ich eine Möglichkeit. Aber erst einmal muß ich die örtlichen Gegebenheiten kennen. Wo ist was? Dabei kannst du mir nicht helfen. Bleib hier und achte auf die Fenster.

Sie möchte ihn gern bitten, vorsichtig zu sein, doch sie unterläßt es. Es wären leere Worte. Sie tritt tiefer in den Nachtschatten der Linde und rührt sich nicht mehr. Man müßte sehr nahe herankommen, um zu erkennen, daß da jemand steht. Nur Bewegung würde sie verraten.

Wieder flankt Werner über den Zaun. Gedeckt durch die Koniferen, erreicht er das Gebäude. Noch einmal umrundet er es. Nach wie vor findet er alle Türen und Fenster geschlossen. Immer noch ist das Haus still. Der einzige belebte Raum scheint die Tiefgarage zu sein. Er preßt das Ohr an die Jalousietür. Wieder dieses Zischen! Auch Stimmen sind da, doch er versteht nicht, was sie sprechen.

Der Regen rauscht. Ein richtiger Landregen, trostlos und eintönig.

Bredebusch schüttelt sich. Von seiner Hutkrempe spritzt das Wasser, das sich angesammelt hat. Er könnte natürlich ein Fenster einschlagen, aber das macht Lärm. Wenn überhaupt, muß es ein Fenster sein, das weit von der Garage entfernt ist und keinesfalls in möglicherweise bewohnte Räume führt. Dazu muß er versuchen, über die Feuerleiter aufs Dach zu gelangen. Aber die Feuerleiter beginnt erst zweieinhalb Meter über dem Boden. Aus dieser Höhe nach unten zu springen wäre kein Problem, doch von der Erde aus die tiefste Sprosse zu erreichen, das wird schwierig. Zwei-, dreimal bemüht er sich vergebens. Beim viertenmal bekommt er die nasse Eisenstrebe wenigstens mit einer Hand zu fassen. Dann greift er mit der anderen nach, die Füße stemmen sich gegen die Wand. Der Rauhputz gibt einen gewissen Halt. Ein Klimmzug. Die Rechte greift die nächste Sprosse, die Linke faßt nach. Noch einmal, noch einmal. Dann stehen die Füße auf der untersten Strebe. Pause. Der Atem pfeift. Die Wäsche klebt am Körper. Es ist einer der Augenblicke, in denen er mit

großer Deutlichkeit fühlt, daß er nicht mehr der Jüngste ist. Immerhin – er hat die Vierzig überschritten, und spurlos sind die Jahre nicht vorübergegangen.

Auf dem Dach angekommen, wirft er einen Blick nach unten. Er will sehen, ob sich da etwas regt. Es regt sich nichts. Alles bleibt still. Die Feuerleiter endet auf dem Tritt für den Schornsteinfeger. Der ist ekelhaft glitschig, aber wenigstens eben. Bredebusch folgt ihm bis zu einem aufklappbaren Dachfenster. Er versucht, es zu heben. Das mißlingt. Es ist eingehakt. Die Scheiben sind klein, mehrfach unterteilt. Er tritt eine ein, wartet eine Sekunde, faßt durch und öffnet die Sperre. Dann läßt er sich auf den Boden hinab.

Der dünne Lichtstrahl der Taschenlampe erfaßt Dachsparren, Stützen, Verstrebungen. Und Gerümpel, wie es auf jedem Boden liegt. Eine Tür ist da, und hinter ihr führt eine Treppe hinab ins Haus. Ganz am Rande geht er sie hinab, dort, wo die Dielen am wenigsten knarren. Der Flur macht einen vernachlässigten, ungepflegten Eindruck. In dem Staub, der überall liegt, hinterlassen seine Sohlen Spuren. Das ist nun nicht zu ändern.

Das erste Stockwerk bleibt zurück. Unbemerkt erreicht er die Diele. Auch sie wirkt verlassen, auch hier liegt Staub, in dem sich Trittspuren vielfach kreuzen. Es fällt nicht auf, wenn die von Werner dazukommen. In der Diele steht auf einem Tisch, direkt vor dem Treppenpodest, das Telefon, ein alter Apparat mit hochstehender Metallgabel. Solche Modelle waren vor zehn Jahren im Gebrauch. Diese Wahrnehmung beseitigt die letzten Zweifel: Das Haus ist nichts als ein Durchgangsquartier. Es wird benutzt, wenn Bedarf herrscht, sonst nicht. Türen. Viele Türen. Sie sind rissig, die Farbe bröckelt ab wie von alten Gemälden. Nur eine steht einen Spalt weit offen. Ihrer Lage nach müßte sie in den Keller führen. Ja, Steinstufen. Und Dunkelheit.

Der Lichtstrahl der Taschenlampe zeigt einen betonierten Gang, der neu wirkt und sauber ist. An seinem Ende wieder eine Tür, eine massive Stahltür. Auch sie ist nur angelehnt, ein

wenig Licht fällt heraus. Und von dorther kommt, jetzt unverwechselbar, das Zischen des Schneidbrenners.

Leise wendet sich Werner zur Haustür. Hier steckt von innen der Schlüssel, das Öffnen ist leicht.

Winnie folgt ihm ins Haus. Kaum hat sie den Fuß über die Schwelle gesetzt, klingelt das Telefon. Die Glocke ist laut, das Klingeln hallt im Haus wider und unterstreicht dessen Leere.

Bredebusch faßt Winnie am Arm und zieht sie auf die Treppe. Das hohe Geländer aus massivem Holz gibt gute Deckung. Zusammengeduckt hocken sie da und warten.

Schritte. Das Licht in der Diele geht an, der Telefonhörer wird abgenommen, und eine Männerstimme meldet sich. Englisch mit amerikanischem Akzent. Englisch verstehen sowohl Winnie Winkelmann als auch Werner.

«In Ordnung, Sir!» sagt der Mann. «Wir arbeiten an dem Behälter. Lange dauert es nicht mehr. Ich bringe das Zeug dann direkt an die Maschine. Den Behälter selbst stutzen wir auf Westentaschenformat und lassen ihn verschwinden. Das geht alles klar. Bis nachher!»

Winnie hat vorsichtig über die Brüstung gesehen. «Das ist der Bursche aus dem Hillman», flüstert sie. Sie spricht so leise, daß ihr Werner die Worte fast von den Lippen lesen muß.

Der Mann geht nicht gleich in den Keller zurück. Er wendet sich zu einer kleinen Tür, und bald darauf rauscht eine Wasserspülung.

Für einen Moment hat ihn Bredebusch gesehen. Der Hillman-Fahrer trägt einen blauen Monteuranzug und eine Schildmütze, auf die er die Schweißerbrille geschoben hat. Er hat etwa Werners Statur, ist jedoch in den Schultern breiter. Und jünger wird er wohl auch sein.

Die Gelegenheit ist so günstig, daß man sie nicht ungenutzt verstreichen lassen darf.

Werner gibt Winnie mit einem Handzeichen zu verstehen, sie möge in Deckung bleiben. Er selbst springt den Mann von hinten an. Natürlich ist der überrascht, aber er steht fester als

erwartet. Mit einer ungeheuren Kraftanstrengung macht er sich frei und schlägt zurück. Zum Glück fällt ihm nicht ein, seine Kameraden zu rufen; zum Glück dringt er allein und wortlos auf Bredebusch ein. Er greift an wie ein Boxer, mit den Fäusten, und das ist sein Verhängnis. So ist er einem Judoka nicht gewachsen. Werner vermag ihn zu fassen, ihm das Gleichgewicht zu nehmen, ihn zu heben und zu Boden zu werfen. Der Aufschlag ist hart, der Hillman-Fahrer für einen Augenblick benommen, und das reicht. Sein eigenes Taschentuch wird ihm zwischen die Zähne gedrückt, sein Schal darum gebunden, und als er doch noch einmal hochfährt und nach dem Knebel faßt, um ihn wegzureißen, schmettert ihn Werner mit solcher Wucht gegen das Treppengeländer, daß er das Bewußtsein verliert und liegenbleibt. Es ist nichts da, um ihn zu fesseln. Bredebusch reißt die Telefonschnur ab und bindet ihn damit. Dann steht er einen Atemzug lang und starrt keuchend auf den Liegenden nieder. Er ist wie ausgepumpt, und wenn er die Augen schließt, sieht er feurige Kreise. Es kostet ihn große Willensanstrengung, jetzt nicht dem Wunsch nachzugeben, sich auszuruhen.

Winnie nickt ihm zu, als ob sie sagen wollte: «Große Klasse, Werner!»

Schritte hallen auf dem Beton des Kellergangs. Bredebusch hat den Hillman-Fahrer heraufkommen hören; nun bemüht er sich, seinen Laufrhythmus nachzuahmen. Mit viel Selbstbewußtsein geht er auf die Stahltür zu. Er ist mit dem einen fertig geworden, ohne eine Waffe zu besitzen, und jetzt hält er die Smith & Wesson in der Hand, die er dem Mann abgenommen hat, der offenbar hier Chef ist, eine durchgeladene und entsicherte MPi. Sie liegt schwer in der Faust.

Während er läuft, blickt Werner auf die Uhr. Er weiß, daß Winnie jetzt außen um das Haus herum zur Garage geht. Als sie draußen mit den Fäusten gegen die Jalousie an der Einfahrt hämmert und die beiden Kerle, die am Behälter sind, herumfahren und zum Tor blicken, reißt Werner die Stahltür auf. Auch die beiden Männer tragen Monteuroveralls, und einer

hat einen Schweißbrenner in der Rechten.

«Hände hoch!» ruft Werner auf englisch. «Schneidbrenner weg! Gesicht zur Wand!»

Sie sehen die Pistole, und sie wissen, daß eine falsche Bewegung den Tod bringen kann. Ohne Aufforderung stützen sie die Hände an die Wand. Was sie gesehen haben, genügt. Dieser Mann da im nassen, schmutzigen Nylonmantel mit dem verbeulten Hut, dessen Krempe hart über den Augen sitzt, ist der Prototyp des Revolvermanns, wie sie ihn kennen. Der verhandelt nicht, und der hat einen nervösen Zeigefinger am Abzug. Außerdem – da er aus dem Haus kommt, muß er ihrem Gefährten bereits begegnet sein. Daß er trotzdem hier steht, mahnt zu äußerster Zurückhaltung. Wie er sie nach Waffen abgreift – gekonnt! Wie er die kleine Tür zum licht- und fensterlosen Geräteraum öffnet und dahinterblickt, ohne sie beide aus den Augen zu verlieren – das ist ein Routinier. Gehorsam und ohne Widerrede folgen sie dem Wink der Pistole, gehen nach nebenan und lassen sich einschließen. Alle Türen in dieser Garage sind stählern und mit schweren Riegeln versehen. Die beiden sind sogar froh, so billig davonzukommen.

Werner Bredebusch schiebt mit dem Pistolenlauf den Hut weit in den Nacken und grinst. Er sichert die Waffe und steckt sie in die Manteltasche. Wenn er an sich heruntersieht, findet er auch, daß er wenig vertrauenerweckend ausschaut. Vielleicht hat er es in der Haltung ein bißchen übertrieben, aber es wirkte!

Als Winnie Winkelmann zu ihm kommt, legt er den Finger auf den Mund. Nicht sprechen und nicht gehört werden! heißt das. Sie versteht sofort. Werner darf keinen Helfer gehabt haben; er muß allein hier gewesen sein. Sie geht auf Zehenspitzen zu dem hellgrauen Hillman, der an der hinteren Wand der Tiefgarage steht, öffnet die Tür, schaltet das Autoradio ein. Sie dreht den Skalenknopf, bis sie London hat. Die BBC sendet zu so früher Stunde ein Orgelkonzert von Giovanni Gariboldi, eine Toccata mit ständigem Wechsel

zwischen mächtigen Akkorden und glänzendem Läuferwerk, einen jener Kompositionen, die bestimmt waren, die Eigenart des Instruments brillieren zu lassen und die der einstige erste Organist an der Markuskirche zu Venedig wohl selbst mit Bravour zu spielen wußte. Winnie dreht den Apparat auf volle Lautstärke. Nun deckt die Musik alles zu, was hier geschieht.

«Jetzt muß es aber schnell gehen!» sagt sie zu Werner.

Der Behälter ist offen. Bredebuschs Herz schlägt rascher, als er hineingreift. Sie sind am Ziel, Winnie und er, und es war – weiß Gott! – nicht leicht, so weit zu kommen!

Nacheinander nimmt er drei in Ölpapier verpackte, verschnürte und versiegelte Pakete heraus. Alle haben übereinstimmend DIN-A4-Format und die Dicke von zwei Brockhausbänden der Jahrhundertwende. Sie haben den Hohlraum im Behälter völlig ausgefüllt. Maßarbeit! Alles andere war Ballastraum, notwendig, das Depot auf dem Meeresgrund festzuhalten. Wäre es kleiner gewesen, hätte man es kaum wieder auffinden können.

Das erste Paket enthält Mappen mit der schablonengeschriebenen Aufschrift: «Erkundungen, submarine Erdölfelder im Seegebiet II, III, IV und VI betreffend, nebst Hypothesen über Möglichkeiten der Erschließung.» Karten mit vielfarbigen Einzeichnungen, geochronologische Darstellungen, Tabellen, Kurven und umfangreiche Texterläuterungen. Das alles sieht so korrekt, exakt und aufwendig gemacht aus und ist dermaßen pedantisch zu Papier gebracht, als wäre die hier in Ergebnissen vorgelegte Forschungsarbeit ohne jegliche Belastung durch den Krieg und seine Begleitumstände geleistet worden. Nur der Stempel «Geheime Reichssache» und ein Runenstempel mit der Umschrift «Lofthuser Kreis – Der Reichsführer SS» verraten, wer hier «friedlich» am Werke war.

Dieses Paket legen sie beiseite.

Sie beginnen mit der Sichtung des zweiten. Gleiche Verpackung. Gleiche Siegel. Wieder Mappen mit den beiden

Stempeln «Geheime Reichssache» und «Lofthuser Kreis – Der Reichsführer SS». In den Mappen, übereinandergelegt, eine Fülle von durchsichtigen Aktendeckeln aus Zelluloid. Und in jedem detaillierte Personalunterlagen. Mit der Schreibmaschine exakt ausgefüllte Vordrucke, handgeschriebene Lebensläufe, Zeugnisse auf Firmenbogen, Fotokopien von Diplomen und Promotionsurkunden, genaue Beschreibungen des Arbeitsgebiets, von der Geheimen Staatspolizei ausgestellte Führungszeugnisse, und immer ein Lichtbild. Das fällt auf – am Kopf jedes Vordrucks stehen unübersehbar die SS-Runen, alle Papiere sind mit Dienststempeln des Nazireichs gespickt, aber keiner der abgebildeten Männer trägt eine Uniform oder zumindest das Abzeichen der faschistischen Partei. Freundliche Herren zwischen dreißig und sechzig Jahren, Herren in tadellosen Maßanzügen und mit sorgsam gebundenen Krawatten blickten in die Kameras. Immer liegt in der jeweiligen Zelluloidmappe obenauf ein Zettel, und darauf ist mit einem Bleistift in eckiger Sütterlinschrift vermerkt, wohin der betreffende Angehörige des Lofthuser Kreises gebracht wurde, damit er zu gegebener Zeit wieder verfügbar sei. Manchmal steht auch ein fremder Name dabei. Durchaus nicht alle wurden nach Lateinamerika oder nach Südafrika geschafft. Viele kehrten in ihre Heimatorte zurück. Die Akten geben darüber Aufschluß, daß alle diese Wissenschaftler, Ingenieure und Techniker während ihrer Lofthuser Tätigkeit offiziell Angehörige der «Belegschaft» blieben, aus der sie der Reichsführer SS in seinen Forschungskreis berief. Das erleichterte ihnen nach 1945 das Untertauchen. Wenn man sie fragte, hatten sie für ihre Firmen Spezialaufgaben erfüllt; Lofthus wurde nicht erwähnt. Wenige wußten von ihrem Einsatz, wahrscheinlich nur die «Betriebsführer», und die schwiegen.

Winnie Winkelmann hat bereits ihre Umhängetasche geöffnet und die japanische Schnellschußkamera mit Vorsatzlinsen und dem Sucherparallaxenausgleich für Nahaufnahmen bestückt. Die Motorhaube des hellgrauen Hillman muß als Ar-

beitstisch dienen. Schnell und routiniert fängt die Fotografin an, die Papiere abzulichten. Ohne daß sie darüber ein Wort verlieren, wissen sie beide, was sie hier in den Händen halten und welchen Wert dieses Material für das Aufspüren und die Entlarvung der Nachfolgeorganisationen des Hitlerfaschismus, ihrer Basen und ihrer Förderer hat. Sie haben in vollem Umfang die Personalunterlagen der Köpfe einer ungeheuren Hydra vor sich.

«Wenn ich hier fertig bin», sagt Winnie, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen, «rufst du Born an. Es geht nicht anders. Wenn das hier verschwindet, kannst du die Koffer packen. Gibst du es Born, bist du für die alten Kameraden der Größte und hast bei ihnen einen noch dickeren Stein im Brett als je zuvor.»

Bredebusch reicht ihr die Unterlagen zu. «Ja», bestätigt er. «Verschnürung und Siegel waren schon entfernt, als ich hier eindringen und die Kerle überwältigen konnte.»

Sie schaut einen Augenblick zu ihm hoch und lächelt. «Genau!»

Merkwürdigerweise findet sich in dem Stoß nicht die Akte eines Dr. Albrecht König, so sehr Werner danach sucht. Ein Dr. Albrecht König war beim Lofthuser Kreis unbekannt. Das verwirrt Bredebusch. Der Konstrukteur gab doch selbst zu... Und dann findet er ihn! Das heißt, er entdeckt das Foto eines Dr. Alexander Irrow, der dem Wissenschaftler bei der Wegener & Moss-AG verblüffend ähnlich sieht, der eingelegte Zettel erklärt: «Mai 1945. Mit U-3028 nach Flensburg abgesetzt.» Der Kundschafter zieht hörbar die Luft durch die Nase. Von einer Namensänderung kein Wort. Bredebusch begreift, daß sich Irrow-König selbst umbenannt hat und sich damit den Nachforschungen der «alten Kameraden» entzog. Das war für sie genug Grund, in Staufen mit Gewalt zu operieren.

Das Orgelkonzert der British Broadcasting Corporation dauert an. Das Instrument jubelt und schluchzt, trauert und frohlockt und schwingt sich auf zu einem gewaltigen hymnischen Finale. Da hat Werner ein drittes Paket in der Hand.

Schwerer ist es als die anderen, obwohl es ihnen äußerlich aufs Haar gleicht. Als die Verpackung fällt, kommen diesmal keine Papiere zum Vorschein. Eine Stahlkassette wird sichtbar, eine Kassette ohne Schlösser und ohne Deckel. Sie sieht aus, wie aus einem Stück gemacht. Auf einer Seite befindet sich eine Gravur – ein Totenkopf mit gekreuzten Knochen darunter. Sonst nichts! Bredebusch sieht darauf nieder. Der Totenkopf war das Symbol der SS; sie trug ihn auf der Uniform. Ist das gemeint? Oder wurde das Zeichen hier in seinem internationalen Sinne gebraucht, als warnender Hinweis nämlich auf gefährliches Gift, auf Gefahr? Das läßt sich dem Behälter nicht ansehen. Andererseits – weder die Personalakten noch die Ergebnisse des aufwendigen Nordseeunternehmens wurden auf diese Weise gesichert. Der Totenkopf da signalisiert Gefahr. Als er das erkannt hat, verzichtet Werner darauf, die Kassette gewaltsam aufzubrechen. Werkzeug dazu wäre in ausreichender Menge vorhanden, aber – keine Experimente auf Gebieten, von denen er nichts versteht.

Er tritt neben Winnie und zeigt ihr den eigenartigen Fund. Sie billigt seine Entscheidung, das Behältnis unversehrt zu lassen, und gemeinsam entschließen sie sich, diese Kassette nicht Born und seinen Hintermännern zu geben. Daß er ihnen die beiden anderen Pakete ausliefert, stellt Bredebusch außerhalb des Verdachts, er könnte ein drittes unterschlagen haben. Die Kassette war eben nicht da. Punkt.

«Ich nehme sie mit», erklärt Winnie Winkelmann, «denn du mußt ja hier auf Born und seine Helden warten. Du erhältst sie in deinem Hotel, das heißt, ich schicke dir die Schlüssel meines Leihwagens. Der Behälter steht unter dem Fahrersitz. Ich selbst verlasse Oslo auf schnellstem Wege. Was ich auf meinen Filmen habe, das ist so wichtig, daß es ohne Verzögerung nach Berlin muß.»

30

«Nehmen Sie mal an, ich hätte ein Gentleman's Agreement getroffen, Detjen! Den Behälter bergen Leute, die ein gewisses berechtigtes Interesse daran haben, daß er nicht in fremden Besitz gelangt. Ich halte schützend die Hand über sie, und da eine Liebe der anderen wert ist, erhält die CIA auch etwas ‹Schönes› aus dem Behälter!» sagt Werner halblaut in das Hotelzimmer hinein. Wort für Wort die Sätze, die James D. Wilson in Staufen in Zusammenhang mit der Verhaftung Dr. Königs durch das Criminal Investigation Department gebrauchte! Sie sind Bredebusch wieder gegenwärtig, seit er die eigenartige Kassette in den Händen hielt.

«... erhält die CIA auch etwas Schönes!»

Was können die Hintermänner der Rhein-Main-Detektei der CIA versprochen haben, das Wilson wertvoll genug erschien, dieser Verheißung wegen der Bergungsaktion seinen Segen zu geben? Die Personalakten? Werner schüttelt den Kopf. Nein, die nicht! Die CIA hat kein Interesse daran, diese Leute auffliegen zu lassen, viel lieber wird sie sich ihrer gelegentlich bedienen. Dazu aber braucht sie die Papiere nicht – wenn sie ohnehin bereits zu einem Gentleman's Agreement mit führenden Köpfen der SS-Nachfolgeorganisation gelangt ist. Die geologischen Erkundungen? Die CIA kann damit unmittelbar gar nichts anfangen, kann bestenfalls Akzente setzen, wenn das Rennen nach dem schwarzen Gold beginnt. Die Stahlkassette? Mehr und mehr neigt Bredebusch zu der Ansicht, daß sich Wilsons «etwas Schönes» auf sie bezog.

Was mag sie enthalten? Deutlich sieht er den Totenkopf mit den gekreuzten Knochen vor sich. Gift! Ein Gefühl des Unbehagens, ja des Widerwillens steigt in ihm hoch, und auch Haß ist da. Unvermittelt erinnert sich der Kundschafter Werner Bredebusch an die Zeit, in der er nach der Rückkehr aus der Sowjetunion bei den Sicherheitsorganen der damaligen sowjetischen Besatzungszone zu arbeiten begann. Kriegs-

verbrechen galt es aufzuklären, nach den Verantwortlichen zu fahnden und sie ihrer Bestrafung zuzuführen. Er erinnert sich der Zeugenaussagen von Menschen, die durch die Hölle der Konzentrationslager gegangen und meist mit knapper Not der Vernichtung entronnen waren. Von Versuchen hatten sie berichtet, die Männer in Ärztekitteln vornahmen, und bei denen die Mehrzahl der «Versuchspersonen» unter entsetzlichen Qualen starb. Sie wußten auch, daß wieder andere in hermetisch abgeschlossene Räume gebracht wurden, in deren Wänden es Beobachtungsfenster gab. Nach Tagen, später schon nach Stunden, gingen Männer in gespenstisch anmutenden Schutzanzügen durch Schleusen in die Isolierkammern und untersuchten die Toten. Immer wieder war das in den Protokollen erschienen, die Werner Bredebusch aufnahm – Injektionen mit Gift, Infektion durch Bazillen. Das alles deutete auf ein großangelegtes Projekt zur Entwicklung und Vervollkommnung bakteriologischer Kampfmittel hin. Kein Zweifel, daß die damals benutzten Behältnisse denselben Totenkopf mit den gekreuzten Knochen trugen wie die Stahlkassette aus dem Skagerrak. Enthält sie eine Dokumentation jener Versuche, Angaben über Zusammensetzung, Wirkungsweisen, Entwicklungslinien und vielleicht sogar Proben? Das würde den sicheren Verschluß erklären. Dergleichen als «etwas Schönes» zu bezeichnen paßt zu Wilson. Sich dafür zu interessieren liegt auf seiner Strecke. Und die USA haben zu Beginn der fünfziger Jahre während ihres Koreakrieges nachweislich auch chemische und bakteriologische Waffen eingesetzt.

Bredebusch geht ins Bad hinüber, läßt das Wasser laufen. Er hat auf einmal das Gefühl, sich unbedingt die Hände waschen zu müssen. Während er nach dem Handtuch greift, klopft es draußen, und schon als er «herein» ruft, weiß er, daß es Wilson ist, der zu ihm kommt. Plötzlich fühlt er sich außerstande, dem Spezialagenten die Hand zu geben. Er hängt das Handtuch weg und geht mit nassen Fingern hinüber.

«Na, fertig mit dem Morgenbad?» lärmt der Amerikaner und

wirft seinen Hut achtlos aufs Bett.

Detjen schüttelt das Wasser von den Händen. «Wie Sie sehen! Was, um Gottes willen, machen Sie nun schon wieder in Oslo?»

James D. Wilson läßt sich in einen der Sessel fallen, daß es kracht. «Immer am Ball, mein Lieber!» Und übergangslos: «Das haben Sie gut hingekriegt, Detjen! Ihr alter Kamerad Born will mir weismachen, daß er den Behälter, den man ihm schon abgejagt hatte, allein aufgespürt und zurückgeholt hätte. Natürlich glaube ich ihm kein Wort. Noch eine Stunde vorher nämlich hat er in Panik mit Schottland telefoniert und gesagt, es sei alles verloren. Nachher widerrief er und behauptete, er sei einer Fehlinformation aufgesessen.» Er läßt eine kleine Pause, ehe er weiterspricht. «Die hiesige CIA-Residentur hat drei Figuren aus einem Haus in der Thereses Gata durch die Mangel gedreht und weiß genau, daß sie von nur einem Mann überwältigt wurden. Seit wann lieben Sie Orgelmusik?»

«Ich stamme aus einem christlichen Elternhaus, Mister Wilson. Wußten Sie das nicht?»

Darauf geht der Spezialagent nicht ein. «Wenigstens die beiden im Abstellraum haben sich die Sendung bis zum Schluß angehört und saßen wie die Mäuschen, weil sie dachten, der schmutzige Mann mit dem Killergesicht sei noch da.» Er winkt ab. «Mich interessiert vor allem eine Stahlkassette. Hand aufs Herz, Detjen: War die im Behälter oder nicht? Born behauptet, sie sei nicht dagewesen. Halten Sie es für möglich, daß diese Ganoven versuchen, mich aufs Kreuz zu legen, nachdem sie ihr Ziel erreicht haben?»

«Kaum», erwidert Achim knapp. «Eine Stahlkassette habe ich nicht zu Gesicht gekriegt. Zwei Pakete lagen da, ausschließlich Papier, und die hat Born übernommen. Er vermißte nichts. War es etwas Wichtiges?»

James D. Wilson zögert. Er scheint nicht recht zu wissen, ob er die Frage beantworten soll oder nicht. Schließlich bequemt er sich zu einer halben Aussage. «Nehmen wir mal an, da wäre noch was drin gewesen. Vielleicht Proben von ge-

heimen Kampfstoffen, die Lofthus entwickelt hat.»

Mit einiger Anstrengung gelingt es Detjen, unbefangen zu wirken und ein ungläubiges Kindergesicht zu zeigen. «Das Zeug wäre runde fünfzehn Jahre alt», wirft er hin. «Längst überholt! Wen interessiert das noch?»

Der Spezialagent zieht die Brauen hoch und sieht ihn an. «Sie sind doch sonst so'n kluger Kopf, Detjen! Überlegen Sie mal in aller Ruhe: Die Nazis hatten in ihren Konzentrationslagern Menschen zur Verfügung, an denen sie die Kampfstoffe testen konnten. Was glauben Sie, welchen Vorlauf ihnen das gab? Tests an menschlichem Material waren nur unter den Bedingungen des Hitlerreichs möglich. Sie sind kaum wiederholbar.»

Bredebusch wendet sich brüsk ab; er möchte diesem Mann aus Übersee am liebsten an die Gurgel springen. Alles hat seine Grenzen, auch die Selbstbeherrschung eines Kommunisten. Er tritt ans Fenster und starrt hinaus. Auf einem Parkplatz in der Nähe, von hier aus gut zu sehen, steht inmitten anderer Fahrzeuge Winnies Leihwagen, und unter dem Fahrersitz dieses BMW befindet sich die Stahlkassette.

«Seien Sie nicht naiv, Detjen.» Wilson deutet die Reaktion des anderen falsch. «Sie wissen, daß gegenwärtig über ein internationales Abkommen verhandelt wird, das Entwicklung, Lagerung und Einsatz von chemischen und bakteriologischen Waffen verbietet. Die Russen werden nicht Ruhe geben, bis Amerika unterschrieben hat. Aber das ist Sache der Regierung. Was die Politiker tun, ist ihre Sache. Der CIA obliegt es, weiter zu denken. Die Unternehmungen Ihres Freundes Born, Herr Detjen, wären mir total gleichgültig gewesen, wenn ich nicht hätte hoffen können, durch Ihre Billigung an das besagte Material heranzukommen. Begreifen Sie nicht, was das bedeutet hätte – für uns, für die NATO?»

Werner hat sich gefaßt. Er kann sich ins Zimmer zurückwenden. «Tut mir leid, Wilson. Mit einer Stahlkassette kann ich nicht dienen. Ich möchte aber behaupten, daß Lofthus mehr als ein Depot auf dem Meeresgrund angelegt hat und daß

die Verantwortlichen nicht mehr so genau wissen, was in den einzelnen untergebracht wurde. Es ging damals alles ein bißchen drunter und drüber, die Zeit drängte, und auch preußische Akkuratesse darf man unter solchen Umständen nicht allzuhoch ansetzen.» Er bringt es fertig zu lachen. «Sie glauben doch nicht an das Märchen, daß es nur den einen Behälter gibt? Das Ergebnis von jahrelanger Arbeit paßt in zwei Aktentaschen! Ein bißchen wenig, finden Sie nicht?»

James D. Wilson schaut auf seine Fußspitzen. Seiner aufs Praktische gerichteten Denkungsart leuchten die Worte des anderen ein. Er sucht bereits nach Möglichkeiten, weitere Behälter aufzuspüren und zu heben. Natürlich muß man da ganz anders vorgehen als diese Rhein-Main-Leute. Modernste Technik, großzügige Mittel! Der Gedanke fasziniert ihn.

Bredebusch atmet auf, als der Besucher gegangen ist. Es bereitet ihm keine Freude, seine Hypothese hinsichtlich der Stahlkassette bestätigt zu finden. Aber er weiß jetzt, was er tun wird.

Ohrenbetäubend rattert das Stromaggregat an der Baustelle, speist die Pumpen, die das Grundwasser absaugen, und die Förderwerke, die flüssigen Beton hinabschütten in eingeschalte große Gruben, die einmal das Fundament einer Brücke sein werden. Ein ungeheurer Bauplatz ist das, Tag und Nacht wird gearbeitet, und die verschiedenfarbigen Schutzhelme der Arbeiter beherrschen das Bild, Raupenfahrzeuge mit Planierschilden, Lastkraftwagen und Betonsilos.

Bredebusch hat den Leihwagen in einiger Entfernung geparkt. Nun steht er, eine voluminöse Aktentasche in der Hand, auf dem hölzernen Laufsteg, der einen Teil des Baugeländes überspannt, damit es Passanten gefahrlos überqueren können. Genau unter ihm ist eine der Gruben, in die ununterbrochen zähflüssiger Beton fließt. Ein alter Mann ist noch da, der ebenfalls hinunterschaut, sonst niemand. Der Alte hat viel Zeit und vertreibt sie sich damit, den raschen Fortgang der Bauarbeiten zu verfolgen. Jetzt fesselt ihn auf der anderen Seite

der Aufbau einer elektrischen Ramme, weil die Männer, die sie einrichten, neben dem ungeschlachten Gerät wie Zwerge aussehen.

Das ist der Augenblick, in dem Werner seine Tasche über die Brüstung fallen läßt. Sie schlägt auf. Nur ganz langsam sinkt sie und mit ihr die Stahlkassette in die noch weiche, graue Masse, aber da schiebt sich bereits frischer Beton aus der Förderleitung über sie. Schon nach Sekunden kann Bredebusch nicht mehr genau sagen, wo sie liegt. Wozu auch?

Der alte Mann wendet sich zurück. Er möchte schwätzen, und es freut ihn, daß der Jüngere immer noch dasteht und anscheinend genausoviel Zeit mitgebracht hat wie er.

«Wie schnell heutzutage alles geht!» fängt er ein Gespräch an. «Kommen Sie in einem halben Jahr wieder – und hier steht eine neue Brücke! Ursprünglich war das alles Sumpf.» Er umfaßt mit einer weiten Handbewegung das ganze Gelände. «Aber sie sind damit fertig geworden.»

Werner spricht nicht ein Wort Norwegisch. Er versteht den Alten nicht. Aber er nickt und lächelt ihm zu, als er weitergeht.

Der vierte und letzte Band aus der Reihe «Das unsichtbare Visier» von Otto Bonhoff und Herbert Schauer erscheint unter dem Titel «Sieben Augen hat der Pfau».

Nachstehend eine Leseprobe:

Wie frisch gewaschen sieht die Straße aus. Den Asphalt hat die Sonne schon getrocknet. Nur der erdige Randstreifen bewahrt noch die Feuchtigkeit. Er trägt Pfützen. Der Fichtenwald beiderseits der Chaussee wirkt heute besonders grün. Der heftige Regen der letzten Nacht hat den Staub einer langen Trockenperiode hinweggespült, die Äste gleichsam neu gelackt und sie glänzend gemacht. Die Moospolster sind geschwollen. Im Straßengraben steht Wasser. Es ist kurz nach elf Uhr, keine Wolke am Himmel, ein schöner Sonntag.

Auf dem Beifahrersitz liegt ein aufgefaltetes Meßtischblatt. Achim Detjen nimmt es zur Hand, nachdem er an den Straßenrand herangefahren ist und gehalten hat. Varndorf liegt hinter ihm; er muß sich schon im Jagen 128 befinden. Der Zeigefinger gleitet über die Karte. Die Chaussee, die große Kreuzung, zwei, nein, drei Abzweigungen, die in den Wald führen ... Und bei der vierten müsse er nach rechts abbiegen, hat General von Wieseneck bei der Erklärung des Weges gesagt!

Langsam fährt er weiter. Um diese Stunde hat Detjen die Chaussee so gut wie für sich allein. Zwei Motorräder knattern

vorüber. Die Soziusfahrer haben Angeln geschultert. Die Rucksäcke sind ausgebeult und sehen aus, als hätten ihre Besitzer an diesem Morgen einen guten Fang getan.

Achim seufzt. Die da können über ihre Freizeit verfügen und tun, was ihnen Vergnügen macht. Na schön, ihm würde Angeln sicher keinen Spaß bereiten. Stundenlang am Wasser sitzen und darauf warten, daß etwas geschieht – nein, das ist nicht seine Sache. Er zieht es vor, das Gesetz des Handelns selbst zu bestimmen. Wenigstens, soweit es in seiner Macht steht.

Nach rechts! Im gleichen Augenblick steigt er voll auf die Bremse, dies, weil der Wagen, der eben so ruhig lag, zu schaukeln beginnt wie ein Kutter bei schwerer See. Du lieber Himmel! Der Waldweg gleicht einem Flußdelta. Die Reifen schwerer Fahrzeuge haben eine Unmenge von Spuren in den Boden gegraben. Die stehen jetzt voll Wasser. Eine Vielzahl von Rinnen, durch Dämme getrennt, breitet sich aus, und es ist schwer abzuschätzen, wie tief die einzelnen Löcher sind. Nun mit dem Chassis aufzusitzen und steckenzubleiben – das könnte ihm gerade noch passen! Ohne fremde Hilfe käme er schwerlich frei, und die gewichtigen Forstfahrzeuge, die den Weg verwüstet haben, wären – wenn überhaupt! – frühestens morgen wieder zu erwarten. Achim Detjen sieht auf das Wasserlabyrinth und seine Halbschuhe nieder, zieht die Tür zu und manövriert den Wagen an den Rand. Da ist der Boden halbwegs fest, da läßt sich, obwohl mit beträchtlicher Schräglage, vorankommen. Daß das Niederholz raschelnd an der Karosserie entlangschleift, stört ihn nicht. Er ist keiner der Sonntagsfahrer, die der kleinste Kratzer zu Tränen rührt; das Auto ist für ihn ausschließlich ein Beförderungsmittel.

Langsame Fahrt voraus! Holpernd und stoßend quält sich der Wagen im kleinen Gang in die Tiefe des Waldes. Hinten gibt es einen Bumms. Das für den Herrn Oberst bestimmte Bücherpaket ist vom Rücksitz auf den Boden gefallen. Achim läßt es dort liegen.

Er trägt ja selbst Schuld an dieser Geländefahrt. Hätte er

sich nicht denken können, daß der General etwas im Schilde führte, als er ihn fragte: «Morgen ist Sonntag – haben Sie etwas vor?» «Nein», antwortete er geradezu: «Faulenzen, schwimmengehen, nichts Genaues!» Und forderte damit die Erkundigung heraus: «Wollen Sie mir einen Gefallen tun?» Welcher Offizier kann es sich leisten, einem General keinen Gefallen tun zu wollen? Um so mehr, wenn dieser Brigadegeneral bei ebenjenem Militärischen Abschirmdienst (MAD) der Bundeswehr eine beherrschende Rolle spielt, der Kundschaftern des Ministeriums für Staatssicherheit der Deutschen Demokratischen Republik von Amts wegen wenig gewogen sein darf! Der Luftwaffenmajor im Bonner Verteidigungsministerium Achim Detjen hat allen Grund, sich das ahnungslose Wohlwollen des mächtigen Mannes zu bewahren. Daß er es genießt, ist in seiner Dienststelle auf der Hardthöhe bekannt, und wenn dort auch niemand darüber spricht – die unterstellte «Freundschaft» des Majors und eines Abwehrgenerals bringt Vorteile. Manche Hürde hat er dadurch nehmen können, und wenn er gelegentlich Zugang zu «Streng-geheim»-Material erhielt, das ihm eigentlich hätte verschlossen bleiben müssen, so dankte er das dem ihm auf Grund seiner Beziehungen zum MAD angehängten Siegel völliger Zuverlässigkeit. Er tut gut daran, Gerd von Wieseneck den erbetenen Dienst zu erweisen.

Gestern war der General ganz unerwartet in Detjens Dienstzimmer erschienen und hatte abgewinkt, als Achim sich vorschriftsmäßig als Vertreter des abwesenden Abteilungschefs, Oberst Brinkmann, meldete. Er wollte gleich wissen, was der Major vor sich auf dem Schreibtisch habe. Natürlich fiel er nicht mit der Tür ins Haus, eigentlich ging ihn diese Arbeit der Luftwaffe gar nichts an, aber die Formulierung «Ich sehe, Sie müssen für Brinkmann aufarbeiten» verriet seine Neugier. Durch ein Senken der Stimme Vertraulichkeit erzeugend, hatte Detjen mitgeteilt, er sitze an einer Projektvorlage für den Verteidigungsausschuß des Bundestages. Der General gab sich den Anschein völliger Informiertheit und meinte, diese

unterstreichen zu müssen mit Allgemeinplätzen wie «Die Herren Genossen von der Sozialdemokratie haben es eilig damit». Präziser war dann das: «Welche Direktiven hat Brinkmann Ihnen hinterlassen? Oder möchten Sie nicht darüber sprechen?»

«Phantom achtundachtzig nur Übergangslösung. Die deutsche MRCA ist Nummer eins», hatte der Major geantwortet wie aus der Pistole geschossen. Ob ihm von Wieseneck die Erwiderung anheim stellte oder nicht – er erwartete sie, und schon ein bloßes Zögern hätte der Achse ihres Verhältnisses einen Knick geben können. Dergleichen unentwegt im Auge zu haben und es zu bedenken ist dem Kundschafter Werner Bredebusch in der Maske des ehemaligen faschistischen Jagdfliegers Achim Detjen in Fleisch und Blut übergegangen. Hier darf ihm kein Fehler unterlaufen; ein einziges Versagen könnte das Ende seiner Arbeit nach sich ziehen. Nicht, daß er sich vor einer Entdeckung seiner wahren Identität fürchtet – das ist immer drin bei der Art Arbeit, die er leistet –, aber würde nicht sein Ausfall den Verlust einer wichtigen Informationsquelle für die Genossen in Berlin bedeuten, einer Informationsquelle, die in langen Jahren mit größter Sorgfalt und unsäglicher Mühe aufgebaut wurde?

«Die eierlegende Woll-, Milch-, Fleischsau!» hatte der General die Erwähnung des Mehrzweckflugzeuges MRCA unernst mit dem Terminus eines bekannten Nachrichtenmagazins kommentiert. «Ich verstehe ja nichts davon, aber muß denn diese Entwicklung so lange dauern?»

Detjen nahm den leichten Ton auf und warf hin, eine Maschine, die praktisch alles können solle, erfänden die Konstrukteure halt nicht zwischen Frühstück und Abendbrot – leider!

Von Wieseneck deutete auf die Projektvorlage und sagte unvermittelt, er würde sich das Arbeitspapier gern einmal ansehen, ehe er das Referat verlasse.

«Auf dem Dienstweg?» fragte Achim zurück.

Die Antwort kannte er im voraus.

«Beim Amt für Sicherheit pflegt man in solchen Fällen immer zu sagen: Lieber privat!»

Eine Sekunde lang begegneten sich ihre Blicke. Sie lächelten beide. Auf diesem Gebiet verstanden sie sich.

Das lasse sich machen, hatte Detjen bestätigt und erklärt, Oberst Brinkmann komme in einer Woche aus dem Urlaub zurück und wünsche die Vorlage dann auf seinem Schreibtisch zu finden. Genügend Zeit also...

Mit einem Schlag wird der Waldweg befahrbar. Die schweren Bulldozzer der Forstverwaltung haben ihn hier verlassen und sind nach links in Richtung Kahlschlag abgebogen. Achim atmet erleichtert auf und schaltet hoch. Jetzt bleibt ihm auch Zeit für einen Blick auf die Schönheit des Waldes, der ihn hochstämmig umgibt. Schwere Zweige reichen bis auf den Boden herab und erzeugen tiefen Schatten. Märchengestalten könnten da zu Hause sein, der böse Wolf hinter einem Baum hervorlugen... Doch es ist nur ein Eichhörnchen zu sehen, das in großen Sprüngen den Weg kreuzt. Detjen lächelt. Er dreht das Fenster ganz herunter. Waldluft tanken.

Eine Biegung, und ein Stück hin tut sich eine Lichtung auf, die ein Jagdhaus trägt!

«Kennen Sie Brinkmanns Blockhaus?» hatte von Wieseneck gestern gefragt. Als der Major verneinte, beteuerte er: «Sie sollten es aber kennen! Wunderschön gelegen! Geradezu das Paradies für einen so leidenschaftlichen Jäger, wie er einer ist! Morgen ist Sonntag – haben Sie etwas vor?»

«Faulenzen, schwimmengehen, nichts Genaues.»

«Wollen Sie mir einen Gefallen tun?»

Es war dann die Rede davon gewesen, Brinkmann habe von Wieseneck angerufen und ihn gebeten, ihm einige seinerzeit geheim gewesene und während des zweiten Weltkrieges unter Verschluß gehaltene Materialien des Oberkommandos der Luftwaffe zu überlassen, die von Wieseneck als junger Offizier der Abwehrabteilung «Fremde Heere Ost» in die Hände bekommen und bei Kriegsende behalten hatte. Oberst Brink-

mann hätte die darin enthaltenen Angaben recht gern in seinen Memoiren verwandt. Er, der General, wäre gern selbst hinausgefahren – wie viele gemeinsame Erlebnisse könne man auffrischen! –, doch nun sei das unmöglich, und er würde es begrüßen, wenn Detjen... Und ein Ausflug ins Grüne wäre sehr gesund!

Vielleicht, hatte der Kundschafter Werner Bredebusch gedacht, könne es nützlich sein, mehr von der Privatsphäre des eigentlich sehr zurückhaltenden Abteilungschefs zu erfahren. Der war erst vor kurzem aus dem NATO-Hauptquartier in Brüssel nach Bonn zurückversetzt worden und zu neu im Amt, als daß das gegenseitige Verhältnis mehr als förmlich hätte sein können. Es geht jetzt sehr korrekt zu im Referat, und mancher denkt wehmütig an die Zeiten zurück, in denen der alte Günter Krösing bis zu seiner Pensionierung Abteilungschef war. Krösing kehrte unentwegt das ehemalige «Frontschwein» heraus – «Neue Maschinen, neue Montur, aber der Geist der Truppe – so!» –, und entsprechend forsch und unbekümmert war auch sein Leitungsstil. Manchem ein Dorn im Auge...

Der Moosteppich reicht bis an das Blockhaus heran. Das steht da wie eine Illustration aus dem «Lederstrumpf»: klobige Balken, fest ineinandergefügt, niedrig, aber weiträumig, ein ausladendes Strohdach, das vor dem Eingang eine Sitzfläche überspannt. So seltsam knorrig wie das Haus selbst sind auch die Bänke und ist der Tisch davor.

Detjen fährt dicht heran, steigt aus, nimmt das Paket unter den Arm und geht auf den Eingang zu. Unwillkürlich sieht er auf seine Armbanduhr. Es ist inzwischen halb zwölf geworden, aber alle Fensterläden sind geschlossen. Das Haus macht den Eindruck, als befinde es sich in tiefem Schlaf. Die Stille wird nur von Vogelstimmen unterbrochen. Ganz leise zirpen Meisen.

Achim tritt näher. Der Moosteppich schluckt das Geräusch der Schritte. Der eiserne Klopfer lärmt. Im selben Augenblick schlägt im Blockhaus ein Hund an, aber das anfängliche

Gekläff verwandelt sich umgehend in ein langgezogenes, klagendes Heulen. Das Tier hält sich nicht unmittelbar hinter der Tür auf.

Sonst regt sich nichts.

«Guten Morgen, Herr Oberst!» ruft Detjen und nennt seinen Namen. Er erwartet eine Anwort. Es gibt keine. Nur der Hund kläfft wieder, als er die fremde Stimme hört.

Der Mann mit dem Paket unterm Arm zögert. Es wäre ja möglich, daß Brinkmann nicht anwesend ist, daß er schon vor Tag sein Gewehr schulterte und hinaus ins Revier ging. Aber hätte er dann den Hund zu Hause gelassen?

Unentschlossen streckt Achim die Hand nach der Klinke aus und drückt sie nieder. Die Tür gibt nach. Das Tageslicht erhellt einen rechteckigen Vorraum. Der Blockhauscharakter ist auch hier gewahrt worden. Naturfarbenes Holz, bewußt grob gefügt... Eine Kleiderablage befindet sich hier. Obenauf liegt ein verbeulter Jägerhut mit Gamsbart. Ein Lodenmantel und eine Regenpelerine hängen da, und auf dem Rost stehen Pirschstiefel. Detjen nimmt das alles wahr, und er erblickt auch ein Fernglas am Haken. Nein, es sieht nicht so aus, als habe der Hausherr die Blockhütte verlassen.

Wütender kläfft jetzt der Hund. Detjen lauscht. Rechts von ihm befindet sich eine Tür, geradeaus ist eine und links sind zwei. Hinter einer der beiden steckt das Tier.

«Herr Oberst!» ruft Achim noch einmal. «Major Detjen. Heute als Privatkurier von Herrn von Wieseneck! Gestatten Sie, einzutreten?»

Jetzt bekommt er ein ungutes Gefühl, und als wieder keine Antwort gegeben wird, reißt er die Tür in der Mitte auf. Dabei steht er neben dem Rahmen – unbewußt, instinktiv –, als drohe ihm aus dem Raum Gefahr.

Das muß das größte Zimmer im Blockhaus sein und es etwa zur Hälfte einnehmen. Die Dunkelheit gähnt Detjen an, und es ist still darin. Überhaupt scheint auf einmal alles im Haus den Atem anzuhalten bis auf den Hund. Von der Tür links kommt ein kratzendes Geräusch.

Kaum merklich ist in der Dunkelheit der Umriß der Fenster zu erkennen, dünne, rechteckige Lichtleisten. Achim legt das Paket ab, nimmt sein Feuerzeug heraus und läßt es aufflammen. Die schwache Flamme reicht nicht aus, das Zimmer auszuleuchten, aber sie gibt genug Helligkeit, um den Weg zum Fenster zu finden, ohne anzustoßen.

Kleine Scheiben, mehrfach zusammengesetzt, bleigefaßt – auch das eine Erinnerung an «Lederstrumpf» ... Detjen öffnet die Flügel, hakt die Fensterläden aus und stößt sie auf. Für einen Moment blendet der Tag.

Als er sich umwendet, stockt ihm der Atem. Nein, Oberst Brinkmann hat sein Blockhaus heute nicht verlassen. Er liegt, seltsam zusammengekrümmt, vor seinem Schreibtisch, und neben ihm ist auf dem Teppich ein dunkler Fleck. Blicklose, weitgeöffnete Augen starren an Achim vorüber. Einen halben Schritt von dem Toten entfernt liegt ein Jagdgewehr.

Detjen steht reglos dicht an der Fensterwand, betroffen und ein bißchen ratlos. Draußen zirpen die Meisen. Nebenan tobt der Hund. Und da liegt Brinkmann im Jägerhemd, einer Lederweste und grünen Breeches, über deren Wadenteile graue Wollstrümpfe gezogen sind.

Wie verändert der Oberst wirkt! Achim hat ihn nie anders gesehen als straff aufgerichtet, pedantisch auf Haltung bedacht, in penibel korrekter Uniform. Krösing nannte ihn abwechselnd einen Lackaffen und einen Uniformständer, an dem nichts wichtig wäre als Montur und Schulterstücke. An ihnen beiden, hatte Krösing gesagt, könne Detjen den Unterschied zwischen einem Frontoffizier und einem Schreibtischstrategen studieren – während er, Krösing, als Geschwaderkommodore mit seinen Männern auf Feldflugplätzen tief im Feindesland im Dreck lag, trug Brinkmann im Reichsluftfahrtministerium in der Berliner Wilhelmstraße Aktentaschen von Zimmer zu Zimmer. Wenigstens wäre ihm, Krösing, erspart geblieben, Brinkmann als seinen Nachfolger einzuarbeiten. Oberst von Bock, der ihn als Referatsleiter ablöste, sei zwar auch ein Bürohengst gewesen, aber wenigstens auf

sympathische Art bemüht und dadurch immer noch besser als Brinkmann. Vielleicht lag es daran, daß man so wenig von Brinkmann wußte? Nicht einmal, daß er ein passionierter Weidmann war, hatte sich herumgesprochen.

Achim räuspert sich. Sekundenlang fühlte er sich versucht, das ganze Blockhaus gründlich in Augenschein zu nehmen. Er tut es nicht. Nichts berühren, nichts verändern! Die Untersuchung in Gang setzen...

Schon an der Tür, bleibt er noch einmal stehen. Da liegt Brinkmann, da ist das Gewehr. Ein Unfall? Ein Schuß, der losging, als der Oberst die Waffe reinigen wollte? Detjen schüttelt den Kopf. Ein Mann, der sein Leben lang Umgang mit Waffen hatte – undenkbar! Ein so pedantischer Mann dazu – nein, der reinigte kein Gewehr, ohne es zuvor vorschriftsmäßig entladen zu haben.

Mord?

Das festzustellen ist Sache der Polizei.

Aber als er in Varndorf in der Telefonzelle steht, wählt er die Nummer des Generals von Wieseneck und unterrichtet diesen über den Sachverhalt. Immerhin: Der Major ist im Auftrag von Wiesenecks zu Brinkmann gefahren, es gab irgendwelche Verbindungen zwischen den beiden. Er merkt sofort, daß er richtig gehandelt hat. Das Vorkommnis nicht als erster zu erfahren, hätte der General übelgenommen. Schließlich ist er ein Sicherheitsoffizier, befaßt mit Vorgängen innerhalb der Bundeswehr, und der Tote war Abteilungsleiter auf der Hardthöhe.

Er werde alles Weitere veranlassen, schließt von Wieseneck das Gespräch.

ISBN 3-327-00396-3